Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

No. 43 (16 Seiten.) — Chicago, Sonntag, den 28. Oktober 1900. — Zwölfter Jahrgang.

Telegraphische Depeschen.

(Spezialdepeschen-Dienst der „Sonntagpost".)

Ausland.

Deutsche Streiflichter.

Die Sozialisten frohlocken über ihre jüngsten Stichwahl-Siege. — Dr. Lieber, der kranke Zentrums-Führer, sucht im sonnigen Süden Erholung. — Weiteres über die Moltke-Geburtstags-Festlichkeiten. — Eine fürstliche Ehescheidungs-Klage. — Zwei Zuchthaus-Insassen zum Tode verurtheilt. — Sportskreise in Oesterreich wollen amerikanische Jockeys ganz aussperren. — Nachklänge zum deutschen Kanzlerwechsel.

Berlin, 27. Okt. Gegenwärtig sind die Sozialdemokraten in sehr gehobener Stimmung, da sie bei den Reichstags-Stichwahlen in den beiden Kreisen West-Havelland und Kalbe-Wanzleben gesiegt haben (im letzteren Kreis ist Albert Schmidt gewählt, und im ersteren, wie schon erwähnt, Dr. Peus). Da sie kürzlich auch in einem hessischen Wahlkreis bei der Stichwahl ihren Kandidaten durchbrachten, so hätten sie mithin drei Abgeordnete im Reichstag mehr. Sie glauben, daß sowohl die auswärtige Politik der Regierung, wie das gemeldete Skandälchen im Reichsministerium des Innern, vor Allem aber ungünstige wirthschaftliche Verhältnisse, wie sie in neuester Zeit in manchen deutschen Geschäftskreisen empfindlich hervortreten, Wasser auf ihre Mühle seien. Von nicht-sozialistischer Seite dagegen will man nur örtliche Ursachen für jene Stichwahl-Ergebnisse anerkennen.

Dr. Lieber, der bekannte Führer der Zentrumspartei, der bekanntlich schwer krank war und eine Zeitlang dem Tode sehr nahe zu sein schien, hat sich zur Wiedererlangung seiner Gesundheit nach der Riviera begeben. Es erscheint fraglich, ob er zur Zeit der Wiedereröffnung des Reichstages zurück sein wird.

Die bekannte Novellenschriftstellerin Frau Emma Türck, die unter dem Namen „E. Eschricht" schrieb, ist gestorben.

Das Schwurgericht in Lüneburg hat die Zuchthaus-Sträflinge Weber und Kronmann, welche einen andern Sträfling umgebracht hatten, des Mordes schuldig befunden und Beide zum Tode verurtheilt.

Ernst Grohmann, welcher auf dem Hamburger Dampfer „Belgravia" Passagier war, ist auf der Fahrt von New York nach Hamburg gestorben.

Der „Reichsbote" läßt sich melden, daß Prinz Christian von Schleswig-Holstein Vorkehrungen getroffen habe, das Ehescheidungsverfahren, das seine Tochter Luise (die sich derzeit in den Ver. Staaten aufhält) gegen Prinz Albert von Anhalt anstrengte, zu beschleunigen. Prinz Christian ist in Begleitung von Herzog Ernst Günther, dem Bruder der Kaiserin Augusta Victoria, nach dem Schloß Primkenau abgereist.

Noch viele Nachrichten treffen über die Feier des 100jährigen Geburtstages Moltkes (20. Oktober) in allen Theilen Deutschlands ein. Außer militärischen Kreisen feierten besonders Studentenkreise den Tag viel. Kaiser Wilhelm hat die erwartete „wichtige Rede" bei dem Festmahl im Berliner Schloß nicht gehalten, sondern sich auf einen kurzen Trinkspruch beschränkt. Die Zeitungen sind mit alten und neuen Erinnerungen aus Moltkes Leben und Laufbahn gefüllt.

Die Betrachtungen über den Rücktritt des Fürsten Hohenlohe als Reichskanzler bringen wieder das Jesuitengesetz in Erinnerung. Die „Germania", das Hauptorgan des Zentrums, welche oft Hohenlohe der Lauheit beschuldigt hatte, weint ihm jetzt sozusagen Thränen nach und behauptet, Hohenlohe habe die Aufhebung des Jesuitengesetzes vorbereitet, und Graf Bülow als sein Erbe müsse jetzt die Konsequenzen daraus ziehen. Indeß hat sich Hohenlohe, als er noch im Amte war, niemals fest in dieser Frage ausgesprochen. Er äußerte einmal gesprächsweise zu einem Mitglied der Zentrumsfraktion, diese Frage könnte „in ganz ruhigen politischen Zeiten" allenfalls von der Regierung in Erwägung gezogen werden. Es heißt bestimmt, daß bis jetzt regierungsseitig keinerlei Vorbereitungen zur Aufhebung des Jesuitengesetzes getroffen seien.

Die Zollfragen spielen jetzt in den Ministerien die ausschlaggebende Rolle. Graf Posadowsky ist für den „Maximal- und Minimaltarif", das Schatzamt und das Auswärtige Amt ziehen indeß den „Generaltarif" vor. Diese Gegensätze der einzelnen Ressorts sollen dadurch ausgeglichen werden, daß gewisse Positionen dem Doppeltarif überwiesen, andere aber nur in den Generaltarif aufgenommen werden.

Der von Frankreich inspirirte „Corriere della Sera" brachte dieser Tage einen Leitartikel, in welchem das römische Blatt sagte, Graf Bülow — er ist mit einer Italienerin verheirathet — habe seiner Schwiegermutter geschrieben, er müsse bei Abschluß der neuen Handelsverträge die Interessen der, über die allzu starke Lebensmitteleinfuhr nach Deutschland klagenden deutschen Landwirthschaft berücksichtigen; Italien thue daher gut, auch nur seine eigenen Interessen zu wahren. Wer Graf Bülow kennt, weiß natürlich, daß er solches nicht geschrieben haben kann. Der Artikel wird als ein recht ungeschickter Schwiegermutterwitz angesehen.

Aus Wien kommt folgende Meldung: Der Wiener Jockey-Klub droht, die amerikanischen Jockeys vom Wettreiten in Oesterreich ganz auszusperren. Als Grund hierfür wird angegeben, daß in verschiedenen nachweislichen Fällen die betreffenden Amerikaner sich gegen die Rennbahn-Gesetze ihres eigenen Landes vergangen hätten und daher genöthigt gewesen seien, ihr künftiges Rennbahn-Glück in Europa zu suchen. Zugleich wird angekündigt, daß alle ausländischen Jockeys streng überwacht, und ihre Antezedentien festgestellt werden sollen. Diese Bewegung ist aus einem Protest der österreichischen Jockeys hervorgegangen, welche über die Menge der amerikanischen Rennbahn-Siege in dieser Saison beunruhigt sind. Eine Anzahl europäischer Länder hat bereits ein gegenseitiges Einverständniß, wonach Jockeys, die in einem Lande suspendirt worden sind, in einem anderen gar nicht auftreten dürfen. Man will versuchen, auch die Amerikaner zum Anschluß an ein solches Abkommen zu veranlassen. (Das schon seinerzeit, bei der berüchtigten Kneebs-Affäre in Berlin, von Weitem angeregt wurde.)

„Hamlet" ohne Hamlet.

In London feiert man die Heimkehr der, noch nicht erschienenen Freiwilligen aus Südafrika.

London, 27. Okt. Heute drängte wieder einmal der britische Kriegs-Enthusiasmus in der Oeffentlichkeit alles Andere in den Hintergrund. Denn man feierte — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — die Heimkehr der Londoner Freiwilligen aus Südafrika, nach einer Abwesenheit von über zehn Monaten. Wer aber nicht kam, das waren die Freiwilligen. Sie wurden schon am Vormittag hier erwartet, aber das betreffende Transportboot war zu später Abendstunde noch immer nicht zu Southampton eingetroffen. Hunderttausende von Menschen, darunter auch viele aus den ländlichen Distrikten, drängten sich in ihren besten Feiertagskleidern in den Straßen den ganzen lieben Tag, kriegten aber keinen der Soldaten zu sehen. Natürlich war das Gefühl der Enttäuschung ein sehr lebhaftes. Man hat jetzt die offiziellen Empfangsfestlichkeiten — große Parade und Festmahl mit Champagner — auf Montag verschoben.

Die obigen Freiwilligen bestehen fast ausschließlich aus jungen Londoner Handels-Clerks, Maklern u. s. w., und auf ihre Organisation war die Stadt besonders stolz. Es ist wahrscheinlich, daß London mit ihnen mehr Umstände machen wird, als mit der ganzen regulären Armee, wenn diese einmal heimkommt, — womit es aber anscheinend noch gute Wege hat!

(Der besagte Transportdampfer ist „Aurania". Er hatte wahrscheinlich einen heftigen Sturm durchzumachen.)

Durban, Natal, 27. Okt. Neuerliche Nachrichten lassen erkennen, daß die Boeren auch im nördlichen Theil von Natal noch thätig genug sind, und neuerdings haben sie die Eisenbahn-Station zu Wascheank niedergebrannt und eine Grabenbrücke in die Luft gesprengt.

Bahnunfall bei Venedig.

Zwei Lokomotivführer todt, und viele Verletzte!

Rom, 27. Okt. Zu Conegliano, in der Nähe von Venedig, ereignete sich heute ein schlimmer Zug-Zusammenstoß. Der durchfahrende Expreßzug von Wien fuhr in einen Lokalzug der venetianischen Eisenbahn hinein. Letzterer wurde vollständig zertrümmert! Zwei Lokomotivführer wurden getödtet, und eine ganze Anzahl anderer Personen verwundet. Elf Passagiere des Lokalzuges wurden schwer verwundet, darunter auch eine vornehme Dame, die dem österreichischen Hof angehört, und ein russischer Oberst. Señor Pascoloto, der italienische Post- und Telephonminister, befand sich ebenfalls auf diesem Zug, kam jedoch mit heiler Haut davon. Der Expreßzug erlitt, mit Ausnahme der Lokomotive nur geringen Schaden, und nur sein Lokomotivführer wurde getödtet.

Sturm in England.

Großes Unheil durch Wind und Hochfluth.

London, 28. Okt. Viele Nachrichten laufen ein über einen furchtbaren Sturm, welcher über das nördliche England dahinfegte. In den Grafschaften Durham und Northumberland sind die Eisenbahnen zerstört, der ganze Geschäftsverkehr stockt, und viele Städte sind überfluthet. Auch hat der Schiffsverkehr an der östlichen Küste entlang arg gelitten. Mehrere Personen sind ertrunken, desgleichen auch eine Menge Hornvieh.

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: New York von Southampton; Toronto von Hull; Moodaki City und Wells City von Swansea; L'Aquitaine von Havre.

Schlacht in China.

Die Rebellen mit Verlust von 600 Mann geschlagen. — Angebliches kaiserliches Geheimdekret.

Shanghai, 27. Okt. Eine große Schlacht wurde am 23. Oktober zwischen kaiserlich chinesischen Truppen und den Anti-Mandschu-Rebellen in Süd-China geschlagen. Die Regierungstruppen blieben schließlich siegreich, und die Rebellen hatten einen Verlust von 600 Todten.

Berlin, 27. Okt. Der Berliner „Lokal-Anzeiger" bringt eine Depesche aus Shanghai, welche besagt, daß am 21. Oktober ein kaiserlich-chinesisches Geheimdekret erlassen worden sei, welches theilweise folgendermaßen laute:

„Wir beabsichtigen, in Friedensunterhandlungen einzutreten. Aus diesem Grunde werden wir bei der ersten günstigen Gelegenheit nach Peking zurückkehren, um unsere kaiserlichen Vorfahren wieder zu beruhigen. Wir werden nicht lange in Siangfu (nach anderer Schreibweise Singanfu) bleiben. Prinz Tsching und Li Hung Tschang haben nichts ausgerichtet, und Peking ist voll von ausländischen Truppen.

Was wird geschehen, wenn wir zurückkehren? Wir müssen eine Garantie für die Unabhängigkeit Chinas haben. Wenn diese gewährleistet ist, dann werden wir eine Grundlage für Friedens-Verhandlungen haben, und der Hof wird zu gehöriger Zeit sich nach Peking zurückbegeben."

Paris, 28. Okt. Eine neuerliche Depesche aus Peking meldet, daß die auswärtigen Gesandten daselbst eine zweite Sitzung abhielten, um die neuen Vorschläge zu prüfen. Alle waren darin eins, zu verlangen, daß alle hervorragenden Persönlichkeiten, welche für die kürzlichen Gewaltthaten verantwortlich sind, die Todesstrafe erleiden sollten.

Die Depesche fügt hinzu: „Man hat Grund, zu glauben, daß, wenn die Mächte beharrlich bleiben, volle Genugthuung erhältlich sein wird."

Nachrichten aus Tien Tsin besagen, eine russisch-deutsche Abtheilung bereite sich vor, einen Posten südwestlich von Tung-Tschau, am Großen Kanal, anzugreifen, wo 10,000 „Boxer" konzentrirt sein sollen. Französische Artillerie wird diese Kolonne unterstützen.

Obwohl man vielfach annimmt, daß das britisch-deutsche Abkommen sich hauptsächlich gegen Rußland richte, herrscht hier ein starker Glaube, daß der Zar trotzdem nächstdem die ganze Mandschurei in Besitz bekommemn werde. Die St. Petersburger Depeschen, welche berichten, daß der chinesische Kaiser Kwang Hsü die russische Regierung ersucht habe, die „Beschützung" der Mandschurei zu übernehmen, werden hier als authentisch betrachtet, und man glaubt, daß dieselben zum ersten Male klar zeigen, auf welche Weise Rußland die nördliche chinesische Provinz zu erwerben erwartet.

Inland.

Die Effektenbörse.

Meist rückweichenden Tendenz, nur vorübergehend eine Besserung.

New York, 27. Okt. Der heutige Effektenmarkt begann mäßig thätig und war anfangs im Allgemeinen stetig; bald aber zeigte sich eine rückweichende Tendenz. Größtentheils schienen sich die neuen Operationen auf die Erwartung zu gründen, daß die Banken einen beträchtlichen Verlust in ihrer Ueberschuß-Reserve im wöchentlichen Bericht aufweisen würden. Die Geschäfte zeigten kurz nach der Eröffnung einen beträchtlichen Abfall, und das Interesse schien sich auf verhältnißmäßig wenige Papiere zu konzentriren.

In der Eisenbahn-Liste zeigten die größte Festigkeit: die Pennsylvania, die Chicago- & Alton, die St. Louis- & Southwestern-, die Kansas City-Southern- und die M. K. & T.-Papiere.

In der industriellen Abtheilung zeigten die „National Tube"-Effekten Stetigkeit; sonst aber folgten diese Papiere der allgemeinen Richtung des Marktes.

Die besondere Stärke, welche südliche Eisenbahn-Effekten zeigten, fiel auf; indeß wurde nichts bekannt, was dieselbe hätte erklären können.

Der thatsächliche Wochen-Ausweis der Banken wich weit von allen vorherigen Schätzungen ab, und seine Veröffentlichung verursachte eine lebhafte Erholung im Markt und ein Steigen der Preise. Doch dauerte diese Erholung nicht bis zum Schlusse des Geschäftes, sondern es folgte ihr eine weitere Reaktion, unter welcher der Markt unstetig abschloß.

8 Todte, 20 Verletzte.

Zug-Zusammenstoß in Rußland.

St. Petersburg, 27. Okt. Zwei Züge auf der Trans-Kaukasischen Bahn prallten zwischen Kaspi und Gealali zusammen.

8 Personen wurden dabei getödtet, und 20 mehr oder weniger schwer verwundet.

Dampfernachrichten.

Abgegangen.

Sydney, Australien: Mariposa nach San Francisco. (Mit $3,250,000 Gold an Bord.)
Liverpool: Lucania nach New York.
New York: Patricia nach Hamburg; Umbria nach Liverpool; Laurentian und Astoria nach Glasgow; Minneapolis nach London; British Trader nach Antwerpen; Statendam nach Rotterdam; Trojan Prince nach den Azoren-Inseln; Werra nach Neapel.

Auf dem Stump.

Neuerliche Ereignisse in der Wahl-Kampagne. — Roosevelt und Bryan suchen einander den Rang abzulaufen. — Bryans Empfang im Madison Square Garden.

Port Jervis, N. Y., 27. Okt. Ohne von der Großen Roosevelt-Kundgebung, welche gestern Abend in New York stattfand, besonders ermüdet zu sein, sprach der republikanische Vizepräsidentschafts-Kandidat heute hier vor einer zahlreichen Menge.

Roosevelt hielt auch in verschiedenen pennsylvanischen Orten im Durchfahren kurze Ansprachen.

Binghampton, N. Y., 27. Okt. Gouverneur Roosevelt hielt heute auf seiner Fahrt durch die südlichen Counties des östlichen New York 13 Reden vor im Ganzen 20,000 Personen. Heute Abend hielt er in unserer Stadt vier Reden vor etwa 10,000 Personen. Auch in Susquehanna sprach er zu einer großen Versammlung. Dort befinden sich die Reparatur-Werkstätten der Erie-Bahn, und allen Angestellten wurde ein halber Feiertag gegeben. Roosevelt sprach heute meistens über die Frage des Militarismus und der Gebietsmehrung. (Expansion.)

Während des Sonntags ruht sich Roosevelt hier aus. Am Montag früh aber wird er seine Stumptour fortsetzen und in den anderen New Yorker Counties, die er bis jetzt noch nicht besucht hatte, Ansprachen halten.

Stamford, Conn., 27. Okt. Wm. J. Bryan fuhr von New Haven nach New York, wo er heute Abend einen großen Empfang erhielt, und unterwegs hielt er zu Bridgeport, South Norwalk, Stamford und Port Chester vom Zug aus kurze Ansprachen. Der demokratische Yale-Klub, aus etwa 130 Studenten bestehend, fuhr von New Haven aus mit und lud Bryan in seinen Waggon ein.

New York, 27. Okt. Bryan traf heute Nachmittag im „Grand Central Depot" ein und erhielt eine Ovation, als er in Begleitung von W. R. Hearst, dem Präsidenten des Nationalverbandes demokratischer Klubs, nach dem „Hoffman House" fuhr. Er ist mit seiner Aufnahme in Connecticut, im Vergleich zu derjenigen im Jahre 1896, höchst zufrieden.

Heute Abend fand im „Madison Square Garden", der dichtgefüllt war, eine Versammlung statt, in der man sich offenbar bemühte, den Empfang für Roosevelt von gestern Abend in den Schatten zu stellen, ebenso wie die Republikaner mit dem Roosevelt-Empfang den früheren Empfang Bryan's in New York in Schatten zu stellen bemüht gewesen waren. Anton Phelps Stokes wurde als Vorsitzer der Versammlung enthusiastisch begrüßt und machte darauf aufmerksam, daß heute der 100. Jahrestag der Erwählung Thomas Jefferson's zum Präsidenten sei. Bryan, Hill und Bourke Cockran waren die Hauptredner.

Der Schlußredner war der anti-imperialistische Republikaner Wellington, Bundessenator von Maryland.

New York, 28. Okt. Zu den Kampagne-Ereignissen von gestern Abend ist noch hinzuzufügen, daß auch im Cooper-Institut eine Massenversammlung, und zwar unter den Auspizien der deutschen demokratischen Liga stattfand. Es waren beinahe viermal so viele Menschen vor der Halle, wie drinnen Platz finden konnten, und sie sangen deutsche und englische patriotische Lieder. Ehe Bryan kam, sang ein Sängerchor von 100 Stimmen, und eine Musikkapelle spielte. Dr. Haberkorn von Washington hielt eine deutsche Rede gegen den Imperialismus. Als Bryan erschien, erhielt er eine große Ovation, und Alles schwenkte die amerikanische Flagge und schrie sich heiser. Bryan überraschte, indem er mit einem deutschen Satz begann: „Ich kann Deutsch sprechen, aber nicht so gut", sagte er; dann fuhr er englisch fort: „Doch ich kann von den großen Prinzipien reden, die wir gemeinsam haben."

Eine weitere Ueberraschung für die Versammelten war es, daß Bryan auch auf die Silberfrage einging, von der die Republikaner behauptet hatten, daß er sie im Osten sorgfältig vermeide. Er sagte darüber wörtlich Folgendes:

„Ich habe keinen Versuch gemacht, meine Ansichten über die Geldfrage zu verbergen. Ich würde unwürdig Ihres Vertrauens sein, unwürdig Ihrer Unterstützung für irgend ein Amt, wenn meine Meinungen geändert werden könnten, um einer besonderen Gelegenheit zu entsprechen oder um eine Stimme zu gewinnen. Wenn ich meine Ueberzeugungen in der Geldfrage preisgeben würde, um Präsident zu werden, so könnte ich ja auch meine Ueberzeugungen über die „Trust"-Frage, über die Armee-Frage und über den Imperialismus preisgeben, nachdem ich Präsident geworden. Ich glaube aber, daß Fragen der Regierungs-Grundsätze wichtiger sind, als die Geldfrage. Wenn die Republikaner sagen, die Deutschen hätten die demokratische Partei verlassen, um die Goldwährung zu retten, so sage ich, sie sind jetzt zurückgekehrt, um die Unabhängigkeitserklärung zu retten."

Nachher sprach Bryan noch zu einer Volksmenge in der Zweiten Avenue.

Viele Häuser waren geschmückt und mit Lampions illuminirt, und auf vielen Dächern wurden bengalische Feuer abgebrannt. (Obwohl das Großartigste in dieser Beziehung vor dem „Madison Square Garden" geleistet wurde!) Die Menschenmenge drängte sich von der achten bis zur 34. Straße, und der Präsidentschaftskandidat mußte sich von berittener Polizei nach der 14. und der 20. Straße geleiten lassen, wo er ebenfalls kürzere Ansprachen hielt.

New York, 27. Okt. Auch hier planen die republikanischen Geschäftsleute und Kampagne-Leiter eine riesige Gutgeld-Parade für den 3. November (also Samstag vor der Wahl). Die meisten Vorbereitungen für dieselbe sind schon vollendet, und es wird in Aussicht gestellt, daß 135,000 Mann mitmarschiren werden; das würden etwa 25,000 Mann mehr sein, als bei der Monstre-Parade des Jahres 1896. Es werden allein ungefähr 35,000 „Drygoodsmen" mit paradiren, und 250 Musikkapellen werden im Zuge sein.

Jener Mädchenmord.

Auch für diese Wüstlinge soll „Wahnsinn" geltend gemacht werden. — Eine Frauen-Entrüstungsversammlung.

Paterson, N. J., 27. Okt. Der Inquest über die Ermordung von Jenny Bosschieter, der hübschen Seidenwirkerin, welche nach Verübung eines anderen Verbrechens ermordet wurde, resp. an den Wirkungen eines gedokterten Trankes starb, wurde heute fortgesetzt. Man hört aus guter Quelle, daß auch zugunsten der (bis auf einen verheiratheten) Wüstlinge, welche in dieser Angelegenheit in Haft genommen wurden (Walter McAllister, George Kerr, William Death und Andrew Campbell) von der Vertheidigung angeblicher Wahnsinn geltend gemacht werden wird. Diesen Wahnsinn will man damit begründen, daß die Angeklagten beständig Patersoner Fabrikmädchen nachstellten und schon verschiedene Eskapaden vorher ausgeführt hatten.

Auch heißt es, man habe genug Beweismaterial gefunden, um darzuthun, daß Walter McAllister ein „Degenerirter" sei. Derselbe sei vor drei Jahren in Arkansas beinahe gelyncht worden, weil er auch dort einen seiner Streiche versuchte. Er soll sich unter seinen Freunden offen seiner Eroberungen gerühmt haben.

McAllister hatte sein eigenes Pferd und Buggy, und dieses wurde beständig bei seinen Abenteuern mit Frauenspersonen benutzt. Er fuhr in beinahe allen Fällen sein Opfer nach irgend einer Landweg-Wirthschaft außerhalb der Stadt, wo er das Mädchen zum Trinken veranlaßte. Wenn das Mädchen nicht trinken wollte, warf er es aus dem Buggy und ließ es zu Fuß heimlaufen!

Die Enthüllungen der Methoden von McAllister und seinen Kumpanen haben bereits die Entrüstung des Patersoner Publikums auf die höchste Stufe gebracht. Besonders empört ist die arbeitende Bevölkerung darüber, daß, wie es heißt, Reichthum und Einfluß von New York aufgeboten werden sollen, um die Angeklagten loszueisen oder möglichst gelinde durchschlüpfen zu lassen.

Nicht minder entrüstet ist die Frauenwelt. Unter der Führung von Frl. Ella N. Dealing, Matrone der „Florence Crittenden Mission" dahier, treffen die Frauen Vorbereitungen für eine große Indignations-Versammlung, welche darauf bestehen soll, daß die Verhafteten ihre gebührende Strafe erhalten, und außerdem Maßnahmen zur allgemeinen sittlichen Reinigung der Stadt getroffen werden. Geistliche kommen von allen Seiten ebenfalls dieser Reformbewegung zu Hilfe, und dieselbe wird sich wahrscheinlich zu einem Parkhurst-Kreuzzug (nach berühmtem New Yorker Muster) gestalten. Frl. Dealing ist auch mit den sittlichen Zuständen in New York bekannt, erklärt aber, die in Paterson seien noch zehnmal schlimmer, so unglaublich diese Angabe für Viele auch klingen möge! Nicht nur 10,000 Fabrikmädchen seien in beständiger Gefahr, sondern das Verderben dehne sich auch auf die Töchter vieler anderer Kreise aus. Ueber 150, unter ähnlichen Umständen, wie Jennie Bosschieter, gefallene Mädchen seien in den letzten achtzehn Monaten nach der Crittendon-Mission gekommen.

Daß auch die Temperenzler sich lebhaft der Geschichte bemächtigen, braucht kaum gesagt zu werden. Die Wirthschaften mit ihren Seitenthüren und Hinterzimmern werden von dieser Seite als Haupt-Ursache des Ruins der Mädchen erklärt.

Am Dienstag wird im Courthaus von Passaic-County ein weiterer Inquest stattfinden. (Der obige wurde im Namen von Bergen-County veranstaltet.) Es ist auch noch ein Autoritätsstreit über die Geschichte ausgebrochen! Die Behörden des Countys Bergen glauben, daß im County Passaic, wo die Angehörigen und Freunde der meisten Angeklagten wohnen, weniger Aussicht auf Gerechtigkeit vorhanden sei, als im County Bergen. Die Passaic-Countybehörden aber sagen, das Gift sei Jennie in jenem County beigebracht worden, dort sei sie auch gestorben, und sie seien daher entschlossen, die Prozessirung der Gefangenen daselbst zu erzwingen. Der Angeklagte George Kerr ist ein Bruder des Richters John F. Kerr, welcher alles Mögliche aufbieten will, das Leben seines Bruders zu retten.

„Glück auf!"

Am Montag beginnt wirklich wieder die Arbeit in beinahe allen Hartkohlen-Gruben. — Arbeiter wie Grubenbesitzer haben Alles dafür gerüstet.

Mahonoy City, Pa., 27. Okt. Heute war ein Tag allgemeiner Freude bei der arbeitenden Bevölkerung der untern Hartkohlen-Region. Jubelparaden zur Feier der erfolgreichen Beendigung des Streiks wurden in beinahe jedem Städtchen und Dörfchen von irgendwelcher Bedeutung im County Schuylkill abgehalten, und die Festlichkeiten dauerten vom Morgen bis spät in die Nacht hinein.

Eine große Parade zu Shenandoah brachte den Ball in's Rollen. 2000 Grubenarbeiter von Girardville und der Umgegend, welche Mittags dort mitparadirt waren, betheiligten sich Abends auch an der großen Demonstration in Ashland. Auch zu Minersville, Gilberton und Tower City fanden während des Tages imposante Kundgebungen statt.

Der Superintendent Tasker berichtet, daß alle Kohlengrben in dieser Gegend zum Wiederbeginn des Betriebes Montag früh fertig seien, und auch die Arbeiter ihrerseits alle Vorbereitungen getroffen hätten.

Hazleton, Pa., 27. Okt. Es sind alle Vorbereitungen getroffen, am Montag den Betrieb in sämmtlichen Hartkohlengruben des Hazletoner Distrikts wieder aufzunehmen. Die Eisenbahnen haben ihre Seitengeleise in der Nähe der Gruben mit Waggons gefüllt. Man erwartet, daß die Gruben den ganzen Winter hindurch mit Vollzeit werden arbeiten müssen, um den arg entleerten Kohlenmarkt zu versorgen.

Die Streiker sind ersucht worden, in den Kohlengruben, welche von G. Markle & Co., Coxe Bros. & Co. und der „Lehigh & Wilkesbarre Coal Co." betrieben werden, noch nicht zur Arbeit zurückzukehren. Die beiden ersteren Firmen haben noch immer keine Ankündigung betreffs einer zehnprozentigen Lohnerhöhung erlassen, während die letztgenannte Gesellschaft auch die bewegliche Lohnskala nicht abschaffen will. Offenbar aber haben diese drei Gesellschaften die feste Absicht, am Montag ebenfalls eine Wiederaufnahme des Betriebs zu versuchen, ohne die Zugeständnisse zu machen, welche in der Scrantoner Grubenarbeiter-Konvention verlangt wurden.

Der Grubenarbeiter-Präsident Mitchell hielt heute Abend eine Rede in Scranton.

Shamokin, Pa., 27. Okt. Die Streiker veranstalteten heute Abend dahier eine große Kundgebung zur Feier der Beendigung des Ausstandes.

Scranton, Pa., 27. Okt. Die „Pennsylvania Coal Co." erließ heute Nachmittag Bekanntmachungen, worin sie die zehnprozentige Lohnerhöhung gewährt, den Preis des Grubenarbeiter-Oeles auf die Hälfte herabsetzt, denjenigen des Pulvers auf $1.50 pro Faß ermäßigt und eine Erhöhung von 2½ Cents per Waggon oder Tonne für die Förderung der Kohle zugesteht. Diese Gesellschaft beschäftigt 8500 Arbeiter in ihren Gruben zu Dunmore, Avoca und Pittston.

Hazleton, Pa., 28. Okt. Coxe Bros. & Co. haben jetzt ebenfalls ihren Kohlengräbern die 10prozentige Lohnerhöhung gewährt. Und kurz darauf auch G. B. Markle & Co.

Ein Komite der Angestellten von G. B. Markle & Co. erschien bei John Markle und unterbreitete in aller Form die Beschwerden der Leute. Es verlangte 10prozentige Lohnerhöhung und Ermäßigung des Pulverpreises auf $1.50 pro Faß.

Ehe Markle darauf erwiderte, fragte er, ob die Leute, wenn er diese Forderungen gewähre, am Montag zur Arbeit zurückkehren würden. Der Ausschuß war nicht ermächtigt, darauf Bescheid zu geben, ging aber hinaus und berieth sich mit der Gesammtheit der Angestellten. Diese beschlossen dann, im Fall der Gewährung jener Forderungen zur Arbeit zurückzukehren. Der Beschluß wurde Herrn Markle mitgetheilt, welcher alsdann die Forderungen bewilligte.

Scranton, Pa., 28. Okt. Die Pochwerke-Jungen vom Distrikt Nr. 1 haben dem Grubenarbeiter-Präsidenten Mitchell ein Abzeichen von gediegenem Golde verehrt, als Bekundung ihrer Werthschätzung für seine erfolgreiche Leitung des Streiks.

Peffer bei McKinley.

Canton, O., 27. Okt. Der ehemalige populistische Senator Peffer von Kansas und Rev. Wilkinson von Minneapolis sprachen gestern Abend in einer republikanischen Massenversammlung zu Massillon und kamen heute hierher, um dem Präsidenten McKinley ihre Aufwartung zu machen.

Muthmaßliches Wetter.

Der Sonntag soll schon wieder „angefeuchtet" werden.

Washington, D. C., 27. Okt. Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

Regenschauer am Sonntag. Am Montag schön. Südöstliche Winde.

Vom Fußball-Felde.

Die Studenten der Chicagoer-Universität geschlagen.

Philadelphia, 27. Okt. Die Fußball-Spieler der „University of Pennsylvania" haben heute Nachmittag nicht nur diejenigen der „University of Chicago" geschlagen, sondern die Niederlage — wenigstens sogut wie eine Niederlage — welche sie im vorigen Jahr von den Chicagoern erlitten hatten, wieder mehr als wett gemacht. Im Ganzen siegten die Pennsylvanier mit 40 gegen 0.

West Point, N. Y., 27. Okt. Die Westpointer-Fußball-Partie siegte heute Nachmittag mit 6 gegen 0 über das „Williams College". Etwa 2000 Personen wohnten dem Spiel bei, das ein sehr aufregendes war, zumal beide Parteien großen Schneid zeigten, und erst in der zweiten Hälfte eine Entscheidung eintrat.

Easton, Pa., 27. Okt. Im heutigen Fußball-Spiel siegten die Lafayette-Spieler über den „Newark Athletic Club" mit 16 gegen 0. Ursprünglich sollte dieses Spiel, statt mit dem Letzteren, mit der „Syracuse University" stattfinden, deren Spieler aber in zu untüchtigem Zustand waren.

Providence, R. I., 27. Okt. Obgleich die Pennsylvania-Partie heute die Brown-Partie mit 17 gegen 5 schlug, machte letztere das beste Fußball-Spiel in ihrer ganzen Geschichte. 3000 erregte Zuschauer wohnten dem Spiel bei, welchem der leichte Regen keinen Abbruch that.

Carlisle, Pa., 27. Okt. „Dickinson College" siegte im heutigen Fußball-Spiel dahier über Haverford mit 27 gegen 0, mußte aber seinen Sieg schwer erkämpfen, da die Haverforder ausgezeichnet spielten. Etwa 1000 Personen sahen sich das Spiel an.

Ithaca, N. Y., 27. Okt. Die Cornell-Spieler schlugen heute Nachmittag die Darthmouth-Spieler, aber mit großer Mühe, mit 6 gegen 0.

Annapolis, 27. Okt. Die „Naval Academy Eleven" schlugen heute Nachmittag die Lehigh-Fußballspieler mit 15 gegen 0. Dem Spiel wohnten 1500 Personen bei.

New Brunswick, N. J., 27. Okt. „Rutgers College" siegte heute Nachmittag über die „Ursinus"-Partie mit 17 gegen 0. Eine große Menge war zugegen, und das Wetter ließ nichts zu wünschen übrig.

Cambridge, Mass., 27. Okt. In einem der aufregendsten Fußball-Spiele, welche seit Jahren auf dem Soldatenfeld stattgefunden hatten, siegten heute Nachmittag die Harvard-Spieler über die Indianer. Es ging ziemlich rauhbautzig her, und viele Spieler mußten sich vom Feld zurückziehen.

10,000 Menschen sahen das Spiel mit an.

New York, 27. Okt. Auf den „Polo Grounds" siegten heute Nachmittag die Yale-Fußball-Partie von New Haven über die Spieler der Columbia Universität, aber nicht so vollständig, wie sie es erwartet hatte. Die Yale-Leute gewannen mit 12 gegen 5. Sie hatten eine vorjährige Niederlage wett zu machen und waren in der Erwartung hierher gekommen, die Columbia-Spieler geradezu zu verschlucken!

Gettysburg, Pa., 27. Okt. Vor einer großen Menge fand heute Nachmittag das Fußball-Spiel zwischen dem „St. Johns Military College" von Annapolis und den Gettysburgern statt. Keine der beiden Parteien aber errang einen Sieg.

Arsenik im Magen.

Die Untersuchung des Todes des Millionärs Rice.

New York, 27. Okt. In seinem Bericht an den Leichenbeschauer theilt Professor Witthaus das vorläufige Ergebniß der Untersuchung gewisser Organe des verstorbenen Millionärs Rice mit, wegen dessen Nachlaß u. s. w. derzeit ein Kriminalprozeß gegen den Anwalt Patrick und gegen Charles F. Jones schwebt.

Der Professor berichtet, daß die Analyse des Magens und der Eingeweide bezüglich pflanzlicher Gifte nichts dergleichen enthüllt habe. Formaldehyd habe sich darin gefunden, das aber einen Bestandtheil der, zum Einbalsamiren der Leiche benutzten Flüssigkeit gebildet habe. Doch sei ein wichtiges mineralisches Gift, Arsenik, in bedeutenden Quantitäten im Magen gefunden worden, ebenso eine unwägbar kleine Quantität Quecksilber. Im Uebrigen sei die Untersuchung dieser und anderer Organe nach mineralischen Giften noch nicht zum Abschluß gelangt. Arsenik und Quecksilber seien auch in den Nieren. Beim Einbalsamiren sei kein Arsenik verwendet worden.

Die beiden Angeklagten wurden von Witthaus' Befund im Tombs-Gefängniß benachrichtigt.

Richter Brann überwies heute Patrick und Jones (Letzterer war der Privatsekretär von Rice) unter je $10,000 Bürgschaft den Großgeschworenen. Die Anklage gegen Beide lautet bekanntlich zunächst auf Fälschung des Namens von Rice unter Checks, welche so rasch nach Rices Tod zur Zahlung präsentirt wurden, ehe man auf der Bank wußte, daß Rice gestorben war.

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: Menominee von London; Pocasset von Gibraltar; Sabine von Galveston.

Lokalbericht.

Nach den Schlachten.

Zwei Haupttreffen der Kampagne glücklich vorüber.

Verdächtigungen hinüber und herüber.

Der Druck der Stimmzettel.

Die gewaltige Parade, welche die Republikaner, mit großer Mühe allerdings und unter sehr beträchtlichem Kostenaufwand, für gestern zu Wege gebracht haben, gehört zu den gewesenen Dingen, und auch die Heerschau der Demokraten, durch welche die State Straße gestern Abend in ein Meer von Menschenköpfen und dazu in ein tosendes Meer mit lebensgefährlichem Wellengang verwandelt wurde, ist ebenfalls überstanden. Noch eine Woche weiter, und beide Seiten werden vor Erschöpfung überhaupt „nicht mehr ärger" können und von ganzem Herzen froh sein, wenn der Wahltag dem ganzen Trubel ein Ende macht.

Von den beiden Partei-Hauptquartieren aus werden gegenwärtig täglich die überraschendsten Kundgebungen erlassen, welche in der Regel darin gipfeln, daß die Gegner als Pferdediebe und Gauner der schlimmsten Art verdächtigt werden, und daß vor ihren Anschlägen, sich den Sieg durch Lug und Trug sichern zu wollen, gewarnt wird. Der demokratische Generalissimus hatte neulich einen Tagesbefehl ergehen lassen, worin die Parteigenossen aller Orten männiglich aufgefordert werden, beim geringsten Anzeichen von Versuchen zum Wahlbetrug auf republikanischer Seite sofort das zuständige Staats-Zentralkomite, sowie die nationale Parteileitung telegraphisch von der Sachlage zu verständigen. Am nächsten Tage kam aus derselben Quelle die Mittheilung, es sei herausgekommen, daß die Republikaner allerlei hochverrätherische Schiebungen vornähmen. Es würden Hunderte, ja Tausende von überschüssigen republikanischen Wählern aus Pennsylvanien nach dem zweifelhaften New York geschafft, um dort kolonisirt zu werden. Aehnlich verfahre man mit virginischen Mohren, deren Stimmen in dem „Heim der Präsidenten" doch kein Gewicht haben würden, und die man deshalb in West Virginien ansiedle. Von Kentucky sende man Neger nach Indiana, damit sie dort der großen alten Partei Nothhelfer würden, und von Missouri seien ähnliche Expeditionen nach Illinois ausgesandt worden.

Auf diese Verdächtigungen und Anschuldigungen wird nun seitens der republikanischen Parteileitung mit einem förmlichen Pronunciamento geantwortet. Dasselbe beginnt mit der spannenden Frage: „Ist's die Möglichkeit, daß man einen Plan geschmiedet hat und auszuführen im Begriffe steht, McKinley und Roosevelt um die Erwählung zu betrügen?" — Es wird dann erzählt, daß Irgendwer irgendwo ein Komplott angezettelt hätte, in verschiedenen zweifelhaften Staaten das Wahlglück zu Gunsten Bryans zu korrigiren. Es würde zu diesem Zwecke erwartet, daß in jedem der betreffenden Staaten verschiedene tausend demokratische Wahlrichter: erstens, an Stelle von Stimmzetteln, die muthmaßlich im Interesse der republikanischen Kandidaten markirt sind, demokratisch markirte zu unterschieben; zweitens, bei der Zählung der Stimmzettel im Interesse der demokratischen Kandidaten zu mogeln, bezw. eine Handvoll republikanischer Stimmzettel direkt zu unterschlagen. Der Aufruf schließt mit der Beschwörung an die Wahlbeamten der republikanischen Partei, am Wahltage ihren Kollegen von der anderen Seite des Hauses doch ja genau auf die Finger zu sehen.

Und die Moral von der Geschichte? — Wenn die Sache sich mit einiger Aussicht auf Erfolg und ohne allzusichere Aussicht auf Entdeckung und Bestrafung in's Werk setzen ließe, würde man auf beiden Seiten nicht abgeneigt sein, dem Wahlglück hilfreiche Hand zu leisten — wenigstens traut man sich dergleichen offenbar gegenseitig vollkommen zu.

* * *

Gouverneurs-Kandidat Yates wird am Montag Abend, unter den Auspizien des Hamilton Club, eine Programmrede im Auditorium halten. Als weitere Zugkraft für diese Versammlung wird Ex-Alderman Harlan angezeigt, der seine frühere Abneigung gegen die Diktatur der Parteimaschine vollständig abgelegt zu haben scheint. Da der Berg — in diesem Falle Yates — nicht zum Propheten hat kommen wollen, der hier Ex-Alderman Kent, Vorsitzer von der Municipal Voters' League, ist, so hat der Prophet sich entschlossen, zum Berge zu gehen. Herr Yates hat es abgelehnt, in einer am Dienstag Mittag von der M. V. L. zu arrangirenden Versammlung in der Zentral Musikhalle mit seinem Gegner Alschuler zusammen über die Staatsverwaltung zu sprechen. Herr Alschuler hat diese Einladung angenommen. Um nun nicht nur eine Seite zu hören, hat Herr Kent sich dazu verstanden, am Montag in der Yates-Versammlung einen Sitz auf der Bühne einzunehmen.

Herr Alschuler hat gestern Abend das Tohuwabohu in der State Straße, wo es auf einer Gesammtstrecke von einer halben Meile Länge drei Stunden lang ununterbrochen „Reden untermischt mit Feuerwerk" gab, nicht mitgemacht. Er begab sich nach Pullman hinaus, und sprach in der dortigen Arkadenhalle vor einer Arbeiter-Versammlung. Für Montag Abend wird der demokratische Gouverneurs-Kandidat als Redner für eine in Müllers Halle, Ecke Sedgwick Straße und North Avenue, zu arrangirende große deutsche Massen-Versammlung als Redner angezeigt. Außer ihm werden in derselben die Herren Julius Schütze aus Texas, Mathias Schmidinger und die sämmtlichen deutschen Kandidaten sprechen, welche auf dem demokratischen Ticket stehen.

Vize-Präsidentschafts-Kandidat Stevenson und Mayor Harrison, von der County-Democracy geleitet, wagten sich gegen halb neun Uhr in die Menschenfluth hinein. Stevenson versuchte dann von der Tribüne an der Randolph Str. und später auch noch von anderen Plätzen aus eine Rede zu halten, aber kein Mensch hat ihn bei dem Lärm zu verstehen vermocht. Von einigen Tribünen aus suchten, nach verschiedenen Richtungen, zwei und drei Redner gleichzeitig den Lärm der Menge zu überschreien, es half aber Alles nichts, ihrer Liebe Mühe war vergeblich. Unterhalten hat sich übrigens das Publikum, wenn auch vielfach auf Kosten seiner Hühneraugen, ganz vorzüglich. Es ging zu wie etwa im Karneval auf den Straßen Roms.

Am Montag wird mit der Drucklegung der Wahlzettel begonnen werden, die am 6. November hier zur Verwendung gelangen sollen. Die Wahlkommission läßt, da jeder Wähler von seinem statutenmäßigen Rechte Gebrauch machen könnte, zwei Zettel zu verderben, ehe er's fertig bringt, einen nach Wunsch abzukreuzen, im Ganzen weit über eine Million Zettel herstellen. Würde man alle diese Bogen über einander legen, so würden sie eine Säule bilden, welche den Freimaurer-Tempel überragen möchte. Aneinander gereiht würden sie einen mehr als 500 Meilen langen Streifen geben. Die Besorgung des Druckes ist der Firma P. F. Pettibone & Co. übertragen worden, wo die Arbeit von achtzehn Angestellten der Wahlkommission unablässig überwacht werden wird, damit nicht durch irgend einen Zufall welche von den Zetteln in Hände gerathen, für die sie nicht bestimmt sind.

Von den Sozial-Demokraten ist gestern bei der Polizeiverwaltung sehr heftig darüber Beschwerde geführt worden, daß man ihnen trotz wiederholten Ansuchens die Abhaltung von politischen Versammlungen in der State, südlich von Van Buren Str., nicht hat gestatten wollen, während den Demokraten diese Erlaubniß für gestern Abend in einem bis dahin noch nie erhörten Umfange gewährt worden ist. Die Herren drohten, daß sie ihre Redner heute Abend in die demokratischen Reihen schicken würden, ganz gleich was daraus entstehe, wenn man ihnen nicht für einen anderen Abend gleiche Zugeständnisse einräume, wie jetzt den Demokraten. Hilfs-Polizeichef Ptacek hat dann versprochen, daß die Sozialdemokraten am nächsten Freitag Abend in der State Straße freie Bahn haben sollen. Damit haben sich die Protestler zufrieden gegeben.

Des Räthsels Lösung.

Der Hausmeister eines Privathospitals als Dieb verhaftet.

Unter der Anklage, in einem von Dr. J. H. Greer auf der Westseite geleiteten Privathospital systematisch Diebstähle ausgeführt zu haben, wurden gestern Alexander Leitch, die 17 Jahre alte Belle Leitch und ein gewisser James Sloup verhaftet. Leitch, welcher von Dr. Greer als Hausmeister beschäftigt wurde, und seine Tochter wohnen No. 632 Center Ave., und Sloup ist ihr Nachbar. Schon seit geraumer Zeit verschwanden aus dem Hospital Gegenstände aller Art auf völlig unerklärliche Weise. Als vor Kurzem drei Mikroskope, von denen jedes einen Werth von $150 hatte, ebenfalls nicht mehr zu finden waren, wurde Anzeige bei der Polizei erstattet. Inspektor Shea betraute die Detektives Weiße und Mahoney mit dem Falle, und die Beamten ließen sich als angebliche Patienten in dem Hospital aufnehmen. So scharf sie aber auch aufpaßten, sie konnten nicht nur den Thäter nicht ermitteln, sondern die Diebstähle dauerten sogar fort. Schließlich kamen Weisse und Mahoney auf den Gedanken, eine Runde durch die Pfandgeschäfte der Westseite zu machen, und richtig fanden sie auch eines der vermißten Mikroskope in einem solchen an der Halsted Str. Der Besitzer erzählte den Beamten, daß ein auffallend hübsches junges Mädchen, das ihm eine lange Geschichte unverschuldeter Noth vorgejammert hatte, das Instrument bei ihm versetzt habe. Nun lenkte sich der Verdacht auf Belle Leitch, die thatsächlich eine Schönheit ist, und bei dem mit ihr angestellten Verhör erklärte sie, das Mikroskop von ihrem Vater erhalten zu haben. Leitch soll bei seiner Verhaftung ein Geständniß abgelegt haben. Wie er behauptet, soll Sloup die beiden anderen Mikroskope in seinem Auftrag versetzt haben.

Lehrerleiden.

Daß es ein schöneres Leben hienieden gibt, als das Lehrerleben, davon ist Abraham Levin, der Vorsteher und Leiter einer jüdischen Privatschule, die im Hause No. 568 Sangamon Str. etablirt ist, felsenfest überzeugt. Zu den Schülern, denen er Weisheit eintrichtern soll, gehörte auch bis vor Kurzem der zehnjährige David Sher, der aber angeblich schwer zu lenken war. Lernen wollte der kleine David nicht, aber wenn es galt, Unfug zu treiben, war er der reine Goliath. Namentlich das Lesen der heiligen Schrift machte ihm wenig Erbauung, ein Umstand, von dem sein Lehrer wieder wenig erbaut war. Schließlich sah Levin sich gezwungen, den kleinen David zu „schassen", der sich dafür gerächt haben soll, wie Levin gestern Richter Dooley erklärte, indem er ein Rachekorps organisirte und die Fenster des Schulhauses einwarf. Zwischen Sher's Mutter, die sich ebenfalls zur Verhandlung eingefunden hatte, und Levin, entspann sich ein Zungengefecht, welches die Zuhörer nicht wenig belustigte. Richter Dooley machte der Sache dadurch ein Ende, daß er den Jungen unter Friedensbürgschaft stellte.

Auf der Suche.

Das Wasseramt forscht weiter nach Prosperitäts-Quellen.

Der städtische Korporationsanwalt in einer Zwickmühle.

Erstaunliche Abnahme in Illinoiser Eisenbahnwerthen.

Das Wasseramt ließ, in der Hoffnung dabei einem Theil der Prosperität unserer Schlachthausbarone auf die Spur zu kommen, in den Viehhöfen auch gestern mit der Bloslegung der Wasserleitungsröhren fortfahren. Die Arbeiter deckten im Laufe des Tages in der 40. Str. östlich von Ashland Ave. und in Packers' Ave. nördlich von 40. Str. zusammen Hauptröhren in einer Gesammtlänge von 500 Fuß auf, doch stieß man nirgends auf Spuren stattgefundener heimlicher Anzapfungen. Die Arbeiten sollen auch heute fortgesetzt werden, und zwar in der Gegend von 40. und Loomis Str. und von 43. Str. und Packers' Ave.

Bürger der Nordseite suchen die Union Traction Co. auf dem Petitionswege zur Verbesserung des Nachtdienstes auf ihren Nordseite-Linien zu veranlassen. Besonders wird die Nothwendigkeit betont, daß zwischen halb ein Uhr und fünf Uhr wenigstens ein Waggon in der Halsted, zwischen 18. und N. Clark Str. verkehre.

Herr Julius Tuchband, der beim Zivildienst-Examen für die bisher von ihm bekleidete Stellung des bürgermeisterlichen Hilfs-Sekretärs nur den vorletzten Platz in der Reihe der Bewerber eroberte, hat gestern beim Mayor sein Entlassungsgesuch eingereicht. Dasselbe wird wohl erst am Monatsschluß angenommen werden. Der Mayor soll übrigens keine Lust haben, die Stellung mit einem der erfolgreichen Zivildienst-Anwärter neu zu besetzen, sondern wird die Lasten des Amtes, welche keine übermäßig drückenden sind, zwischen dem Stenographen und dem Laufboten vertheilen, auf welche Weise dann das Gehalt des Hilfssekretärs von der Stadt völlig gespart wird.

Korporations-Anwalt Walker hat das Gutachten abgegeben, daß die Sekretärsstellen der Straßenbahn-Kommission und der Kommission für Anlegung kleiner Parks als Zivildienst-Aemter zu betrachten und der Zivildienst-Ordnung gemäß zu besetzen seien. Gegenwärtig werden die Stellungen von George Sikes, bezw. A. W. O'Neill bekleidet, welche sie dem Wohlwollen mächtiger Gönner zu verdanken haben. — Auch die Stelle des Sekretärs vom städtischen Finanz-Ausschuß wird demnächst wahrscheinlich unter die Kontrolle der Zivildienst-Kommission gestellt werden.

In Sachen des Straßen-Superintendenten Doherty befindet Korporations-Anwalt Walker sich in einer unangenehm verzwickten, oder, wie „Unkel Bräsig" sagen würde: „mißverquemten" Lage. Die Zivildienst-Kommission hat Doherty für einen gänzlich unfähigen Menschen erklärt und seine Entlassung angeordnet. Der Mayor hat diese Maßregel als eine ebenso ungerechte wie thörichte bezeichnet, würde sie aber nicht verhüten können. Doherty ist nun hingegangen und hat bei Gericht um einen Einhaltsbefehl nachgesucht, der ihn im Amte halten sollte. Pflicht des Korporations-Anwaltes ist es jetzt, die Gewährung des Einhaltsbefehles zu beanstanden—bei der Haltung, welche der Bürgermeister in der Sache einnimmt, wär's aber kein Wunder, wenn Herr Walker sich bei der Erfüllung dieser Pflicht nicht übermäßig anstrengte. Er hat die Aufgabe seinem Assistenten Mason übertragen, der wahrscheinlich auch nicht genau wissen wird, wie er sich zu verhalten hat. Den Zivildienst-Kommissären Lindblom und Ela haben fürf bekannte Advokaten sich in dieser Angelegenheit als Sachwalter zur Verfügung gestellt, doch wollen die Beiden von dieser Anerbietungen keinen Gebrauch machen. Es heißt, sie warteten Beide nur die Beendigung der noch im Gange befindlichen Untersuchungen ab, um sich beim Mayor zu verabschieden. Dieser wird deshalb gut thun, außer einem Nachfolger für den braven Ludwig auch nach solchen für Lindblom und Ela Umschau zu halten.

Die Wortführerinnen des Lehrerinnenvereins machen darauf aufmerksam, daß die staatliche Steuerausgleichungs-Behörde im vorigen Jahre den Eisenbahn-Gesellschaften $640,000 Steuern geschenkt hat, welche dieselben früher auf ihr Aktienkapital zu zahlen hatten und nach einer vor Jahren vom Bundes-Obergericht abgegebenen Entscheidung auch zu zahlen verpflichtet sind. Außerdem sei die Einschätzung des Eisenbahn-Eigenthums von besagter Behörde im Laufe der letzten 27 Jahre nach und nach von 133 auf 79 Millionen Dollars herabgesetzt worden. In der Massenversammlung, welche der Verein für morgen Abend nach der Zentral-Musikhalle einberufen hat, wird diesen und anderen bemerkenswerthen Leistungen, bezw. Unterlassungen der unvergleichlichen Ausgleichungsbehörde die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Die „Chicago Bar Association" hat gestern ihre jährliche Beamtenwahl vorgenommen, mit folgendem Ergebniß: Präsident, John S. Miller; 1. Vize-Präsident, Edwin M. Ashcroft; 2. Vize-Präsident, John B. Payne; Sekretär, R. Lester Coffeen; Schatzmeister, Thomas J. Holmes; Bibliothekar, Charles T. Sawyer.

Der Korporationsanwalt ist mit der Ausarbeitung eines Entwurfs beschäftigt, der dem Stadtrath unterbreitet werden soll und durch dessen Annahme die Stadt Kontrolle über den Calumet-Fluß erhalten würde, welche sie bisher noch nicht gehabt hat.

Stadt-Ingenieur Ericson eröffnete gestern vier Angebote, welche auf die Herstellung des Unterbaues der neuen Clybourn Place-Brücke eingelaufen sind. Das niedrigste davon, von Fitz Simons & Connell gemacht, lautet auf $65,000.

Eine ansehnliche Liste.

Lehrer und Angestellte der öffentlichen Schulen beziehen monatlich über eine halbe Million Dollars an Gehältern.

Dem Schulamtssekretär und seinen drei Gehilfen steht eine Woche saurer Arbeit bevor. Vom nächsten Mittwoch an bis spätestens Samstag Nachmittag muß sämmtlichen Vorstehern, Lehrern, Lehrerinnen und sonstigen Angestellten der städtischen Erziehungsbehörde das Gehalt für den Monat Oktober verabfolgt werden. Auf den Gehaltslisten, die von jedem Schulvorsteher allmonatlich neu revidirt eingesandt werden müssen, befinden sich diesmal im Ganzen 6200 Namen. Ebenso viele Geldanweisungen müssen ausgestellt werden. Die Beträge variiren zwischen $585, dem höchsten Monatsgehalt, welches Superintendent Cooley bezieht, und $20, welche den „Kadetten" gezahlt werden, die bei Erkrankungen von Lehrern oder Lehrerinnen als Stellvertreter einspringen müssen. Im Jahre 1892 hatte die höchste monatliche Gehaltsliste des Schulrathes nur die Verausgabung von einer Viertelmillion Dollars erfordert; für den Monat Oktober 1900 ist zur Begleichung der Gehaltsforderungen mehr als eine halbe Million Dollars nothwendig, und während der nächstfolgenden Monate dürfte eher eine Vermehrung als Verminderung dieser Summe im Budget des Schulrathes zu verzeichnen sein. Die Arbeit der Ausstellung der Geldanweisungen wird dadurch bedeutend erschwert, daß Abzüge für den Pensionsfonds in Anrechnung gebracht werden müssen. Dadurch, daß die Ausstellung der Anweisungen binnen weniger Tage erfolgen muß — die Gehaltslisten für diesen Monat wurden dem Sekretär erst gestern und vorgestern von den Schulvorstehern übermittelt—wird die Arbeit der Gehaltsauszahlung für die damit Betrauten erst recht zu einer wahren Hetzjagd gestaltet.

* * *

Das Schulrathskomite für Gebäude und Grundstücke hat ein gerichtliches Verfahren gegen die Springer'schen Erben eingereicht, um sie zu zwingen, das ihnen gehörige, zwischen Forrest Avenue, Prairie Ave. und der 38. Str. gelegene Grundstück zu angemessenem Preise zu verkaufen. Der Werth dieses Grundstückes wurde auf $30,000 festgesetzt; unlängst war der betreffende Ausschuß von den Eigenthümern benachrichtigt worden, daß sie es nicht unter $42,299 verkaufen würden. Dieser Preis erscheint den Mitgliedern des Komites zu hoch gegriffen. Die Erziehungsbehörde befindet sich nämlich schon im Besitz eines an dieses Grundstück angerenzenden 200 Fuß breiten Streifen Landes. Einschließlich des Springer'schen Grundstückes würde der für die neue Hochschule der Südseite in Aussicht genommene Bauplatz 306x267 Fuß groß werden. Die Kosten des darauf zu errichtenden Gebäudes werden vom Architekten Mundie auf $275,000 veranschlagt.

Superintendent Cooley hat die Schulvorsteher angewiesen, das Studium der Physiologie gleichmäßig in allen öffentlichen Schulen erst nach den Weihnachtsferien beginnen zu lassen und bis dahin die für dasselbe bestimmte Unterrichtszeit mit Anschauungsunterricht in der Naturlehre auszufüllen.

Zwei Wochen in Klausur.

Früher werden die Geschworenen im Smith-Prozeß nicht loskommen.

Die Geschworenen, welche über das Schicksal von Lloyd J. Smith, dessen Prozeß vor Richter Holdom verhandelt wird, zu entscheiden haben, werden sich eine Isolirung von mindestens zwei Wochen von der Außenwelt gefallen lassen müssen. Selbst der Verkehr mit ihren Familien ist auf einige wenige Zeilen beschränkt, die außerdem dem Bailiff zur Kenntnißnahme vorgelegt werden müssen, ehe sie abgeschickt werden dürfen. Ihr Loos wird ihnen jedoch, so weit es das Gesetz eben gestattet, nach Kräften erleichtert. So durften sie gestern Vormittag, unter Beaufsichtigung mehrerer Gerichtsdiener, sich die Parade ansehen, und heute dürfen sie, gemeinschaftlich natürlich, dem Gottesdienst in irgend einer Kirche beiwohnen, welche sie auswählen mögen. Die Geschworenen sind im dritten Stockwerk des Le Grand-Hotel einquartirt, und speisen an einem speziell für sie reservirten Tisch im allgemeinen Speisesaal.

Dieb abgefaßt.

In der Harrison Str.-Polizeistation sitzt der Neger George Harper, des Diebstahls und des ordnungswidrigen Betragens beschuldigt, hinter Schloß und Riegel. Er schlich sich in die Wirthschaft 347 Fifth Ave. ein und mauste ein großes Brotmesser, das auf dem Schanktisch lag. Der Kellner Henry Fox bemerkte den Diebstahl und wollte den Verüber festhalten, ließ ihn aber los, als Harper das Messer nach ihm zückte. Von Fox verfolgt, rannte der Dieb dann auf die Straße, lief dort aber dem Spezialagenten Samuel Kent von der Lake Shore-Bahn in die Arme, der ihn festhielt, bis ein Polizist eintraf.

Verdient strengste Strafe.

Am nächsten Mittwoch wird Richter Sabath dem Geo. Kunzer das Urtheil sprechen, der angeklagt ist, den alten Fruchthändler Michael Bundia, einen Griechen, so schwer mißhandelt zu haben, daß er auf beiden Augen die Sehkraft verlor und Zeit seines Lebens stockblind sein wird.

Grausam genarrt.

Auf welche Weise John Walsh zwei Fahrgäste verlor.

Der Droschkenkutscher John Walsh hat den Glauben an die Menschheit eingebüßt, und die gestrige Prosperitäts-Parade faßte er als persönlichen Hohn auf; übel genug ist ihm allerdings mitgespielt worden. Am Freitag stand Walsh die ganze, lange Nacht hindurch neben seinem Gefährt an einer Ecke im Zentrum der Stadt, und sah neidischen Herzens einen seiner Kollegen nach dem andern mit Fahrgästen fortrumpeln, nur er blieb einsam und allein mit seinem Wagen stehen. Schon nahte der Morgen und vom See herauf zog es in dichten, ungemüthlichen Nebelschwaden herauf, als zwei elegant gekleidete junge Leute Walsh's Gefährt mietheten. Als Ziel der Fahrt gaben sie die Rennbahn in Harlem an, und Walsh glaubte nunmehr sein Schäfchen scheeren zu können. Er nannte als Fahrpreis zehn Dollars und dienerte noch höflicher, als einer der beiden Leute von oben herab erwiderte, der Preis spiele gar keine Rolle; wenn er sie gut fahre, solle Walsh das Doppelte haben. Im Nu saß der Rosselenker auf seinem Sitz und peitschte auf seine Mähre los. Die Fahrgäste hatten sich ausbedungen, daß Walsh sie durch die Lake Str. nach der Rennbahn fahre, und so rumpelte die Kutsche durch den gerade herrschenden, dichten Nebel diese Straße entlang, bis die 72. Straße erreicht war, wo Walsh sein Rößlein verschnaufen ließ. Im Wagen war es merkwürdig still und Walsh glaubte, daß seine Passagiere den Schlaf des Gerechten schliefen. In der Besorgniß, daß sie vom Polster gerutscht sein könnten, kletterte er vom Bock herab und öffnete den Wagenschlag. Wer beschreibt sein Entsetzen, als er sich an 72. und Lake Straße am frühesten Morgen mit seinem leeren Wagen allein fand! Nun dämmerte es auch Walsh. Seine beiden Fahrgäste hatten sich, den dichten Nebel als Deckung benutzend, verkrümelt, als sie ihre heimathliche Gegend erreicht hatten, und er war der Geleimte. In welcher Stimmung er die weite Rückfahrt antrat, davon könnte am Besten sein Gaul erzählen, dem die Peitsche nur so um die Ohren sauste. Erst spät am Vormittag traf Walsh in der Stadt ein und begab sich sofort nach Richter La Buy, von welchem er die Ausstellung eines Haftbefehles gegen die beiden jungen Herren verlangte, die ihn so grausam hereingelegt hatten. Leider kannte er ihre Namen nicht, und der Richter machte ihm klar, daß er nur Kosten und wenig Aussicht auf Erfolg haben werde. Schließlich gab sich Walsh auch zufrieden — wehe aber, wenn ihm seine beiden Passagiere je wieder unter die Finger kommen sollten! Er wird mit ihnen viel weiter abfahren, als bis zur Rennbahn in Harlem.

Dooley als Friedensstifter.

Richter Dooley spielte gestern den Friedensstifter, eine Rolle, die ihm, wie er behauptet, besser zusagt, als diejenige des Strafrichters. Auf Veranlassung von dessen Gattin Annie war ihm Charles Dvorak vorgeführt worden, der von seiner Frau beschuldigt wurde, sie erst braun und blau geschlagen und dann aus dem Haus geworfen zu haben. Dvorak stellte dies in Abrede und behauptete, daß seine Frau Selbstmord habe begehen wollen. Um sie daran zu verhindern, habe er sie nicht eben sanft angepackt, und daher möchten wohl die blauen Flecke an ihren Armen stammen. Richter Dooley redete dem noch jungen Paare väterlich zu und rieth ihm, sich auszusöhnen. Das Resultat war, daß Herr und Frau Dvorak Arm in Arm Richter Dooleyes Gerechtigkeitstempel verließen.

Rezept gegen Einbrecher.

Evanston, unsere friedliche Vorstadt, wurde bekanntlich in den letzten Wochen so oft von Einbrechern heimgesucht, daß sich selbst am akademischen Zopf, der in Evanston wuchert, das üppige Gelock sträubte. Glücklicher Weise hat Evanston ein städtisches Oberhaupt, das der schweren Zeit der Noth gewachsen ist. Mayor Bates erließ gestern einen Generalbefehl an seine Polizeimacht, in welchem er derselben an's Herz legte, kalten Blutes auf jeden Einbrecher zu schießen, und zwar so zu schießen, daß er möglichst todt bliebe. Dem Bates'schen Einbrecher-Rezept fehlt nur der Zusatz aus dem bekannten alten deutschen Kochbuch: „So man hat."

Ein Zeitungsträger mißhandelt.

Als der Zeitungsträger Wm. Delay gestern Abend mit einem Bündel Zeitungen unter dem Arm an der Ecke von Madison und Clinton Straße stand, traten zwei Männer auf ihn zu, nannten ihn „Scab" und schlugen ihn nieder. Darauf ergriffen sie die Flucht. Ihr Opfer fand Aufnahme im Presbyterianer-Hospital. Seine Verletzungen sind nicht lebensgefährlich.

* In der Halle der Herren Griesbach und Kaufmann, Ecke Lincoln, Garfield und Cleveland Ave., findet heute ein großes Skat-Tournier statt, für welches Preise zum Betrage von $100, $50, $25, $15 und $10, wie auch eine Kiste importirten Weines und eine Kiste Zigarren ausgesetzt worden sind. Der Anfang ist auf 2 Uhr 30 Min. Nachmittags festgesetzt.

* Dr. Stanton Coit aus London, England, ein namhafter Forscher und Lehrer auf dem Gebiete der Ethik, traf gestern hier ein, um heute Vormittag in der Steinway-Halle vor der hiesigen ethischen Gesellschaft einen Vortrag zu halten. Dr. Coit ist von Geburt Amerikaner, hat sich aber schon seit mehreren Jahren in London einen großen Wirkungskreis geschaffen.

Endet mit Mord.

Lester Letts im Streit von George Spiller niedergestochen.

Die Küche des Hotel Plaza in Oak Park war gestern der Schauplatz eines blutigen Mordes. Der Mörder, der farbige Aufwärter George Spiller, stellte sich später selbst der Polizei; sein Opfer, der Hausmeister Lester Letts vom Hotel Plaza, erlag der ihm zugefügten Verwundung im County-Hospital. Spiller fing mit Letts Streit an, weil derselbe eine Bemerkung machte, in welcher Spiller eine Beleidigung für eines der in der Küche beschäftigten Mädchen erblickte. Der Wortstreit artete bald in Thätlichkeiten aus, und Spiller ergriff ein großes, auf einem Anrichtetische liegendes Tranchirmesser, das er seinem Gegner in den Rücken stieß. Letts taumelte bis zu der in den Speisesaal führenden Thür, stieß diese auf, sank aber dann bewußtlos zu Boden. Im Speisesaal nahmen gerade einige Damen ihr Abendbrod ein, und mehrere fielen in Ohnmacht, als sie den blutüberströmten Mann erblickten. Dr. C. H. Kidd, der Hausarzt des Hotels, wurde gerufen, und er ordnete die Ueberführung Letts' nach dem County-Hospital an, wo er bald nach seiner Einlieferung verschied.

Spiller hatte sofort nach der That ungehindert die Flucht ergriffen und sich nach einem Gehölz in der Nähe von West Harlem gewandt, das von der Polizei abgesucht wurde, aber ohne Erfolg, da der Mörder sich mittlerweile selbst in der Polizeistation stellte. Er behauptet, in Nothwehr gehandelt zu haben, und wurde, bis nach der gerichtlichen Leichenschau in einer Zelle untergebracht.

Wie Spiller der Polizei gegenüber behauptete, entstand der Streit, weil sich Letts eine abfällige Bemerkung über ein im Hotel beschäftigtes Mädchen Namens Bertha Hayes erlaubte. Spiller stellte Letts zur Rede, worauf er, wie er behauptet, von Letts einen Faustschlag in's Gesicht erhielt. Dieser Vorgang spielte sich während der Mittagsstunde ab, wo Spiller so viel mit Aufwarten zu thun hatte, daß er seine Privatangelegenheit mit Letts nicht zum Austrag bringen konnte. Später jedoch stellte er ihn zur Rede, und Letts soll, wie Spiller behauptet, wie ein wilder Stier auf ihn losgesprungen sein. Um sich zu vertheidigen, habe er ein auf dem Tisch liegendes Tranchirmesser ergriffen und einen Stoß nach Letts geführt, der ausgewichen sei und dabei die Klinge in den Rücken erhalten habe. Letts' Frau war Augenzeuge des Mordes und machte den Versuch, sich zwischen die Kämpfenden zu werfen, wobei sie ebenfalls eine leichte Stichwunde davontrug. Der Ermordete war 25 Jahre alt, sein Mörder steht in gleichem Alter.

Vom Felde der Arbeit.

Der Holzarbeiterausstand geht rasch seinem Ende entgegen. Von den 46 hiesigen Hobelmühlenbesitzern haben 36 sich mit der Amalgamated Woodworkers' Union geeinigt.

Da Geiger, Heinlein & Wolter, Ecke von Paulina und 49. Str., das Abkommen unterzeichnet haben, hat die Gewerkschaft von der Bestrafung L. Rupkes, eines Maschinisten der Firma, Abstand genommen. Rupke sollte sich gestern vor Polizeirichter Fitzgerald wegen Tragens verborgener Waffen verantworten; es war jedoch kein Kläger erschienen.

Die beiden Abtheilungen der Fabrik der Illinois Steel Co. in South Chicago, die kürzlich zwecks Verbesserungen geschlossen wurden, werden morgen wieder eröffnet werden.

Nahezu 2500 Mann werden dadurch für die Dauer des Winters lohnende Beschäftigung erhalten.

Nicht ihres Amtes.

Der Farmer John Jensen aus Tyler, Minn., auf seiner Besuchsreise nach seiner schwedischen Heimath begriffen, kam gestern nach Chicago und spazierte, um sich die Zeit zu vertreiben, nach dem Lincoln Park. Dort ist er Bauernfängern in die Hände gefallen, die ihn um seine $200 betragende Baarschaft beraubten. Jensen machte einige Parkpolizisten auf die mit ihrer Beute enteilenden Gauner aufmerksam und forderte die Beamten auf, den Dieben nachzujagen. Er wurde von den Herren jedoch belehrt, das sei nicht ihres Amtes, da müßte er sich schon nach der Polizeistation an der N. Halsted Straße wenden. Seine Fahrt nach Schweden wird der arme Jensen nun wohl bis zum nächsten Jahre aufschieben müssen.

Prügelei.

An State und Van Buren Straße kam es um 9 Uhr gestern Abend zwischen Demokraten und Sozialisten, die dortselbst an den Straßenecken Versammlungen abhielten, zu einem Zusammenstoß. Die Demokraten hatten sich zuerst dort niedergelassen und wollten eine Anzahl Sozialisten daran verhindern, an der anderen Ecke eine Versammlung abzuhalten. Die Sozialisten muckten natürlich auf, und im Handumdrehen war die schönste Keilerei im Gange. Die Polizei der Harrison Str.-Station wurde benachrichtigt, und die Führer der Sozialisten wurden prompt beim Wickel genommen, und nach der Station gebracht, obschon ihre Anhänger anfänglich Miene machten, den Polizisten die Arrestanten zu entreißen.

Ueber das Veto in Harlem.

Der Gemeinderath von Harlem hat gestern die vom Ortsvorsteher Kistenbroker vetirte Vorlage, durch welche der Cicero Gas Co. Privilegien für Harlem verliehen werden, und zwar auf die Dauer von 50 Jahren, über das Veto hinweg angenommen.

Großfeuer.

Die Paige Iron Works eingeäschert. — Gefährlicher Brand an der South Water Straße.

Im Erdgeschoß der Fabrik der Paige Iron Works, 26—44 Ontario Str., entstand um 6 Uhr gestern Abend ein Brand, der Eigenthum im Werthe von $150,000 zerstörte. Der eigentliche Brandherd, ein einstöckiger Holzbau, der sich an Kingsbury Str. von Ontario nach Ohio Str. erstreckt, war binnen einer Viertelstunde von den Flammen vollständig verzehrt. Der Brand wurde von dem Nachtwächter John Gunther im südwestlichen Theil des Gebäudes entdeckt und erschien anfänglich so unbedeutend, daß Gunther die Flammen ohne Hilfe der Feuerwehr ersticken zu können glaubte. Er goß mehrere Eimer Wasser auf den in Flammen stehenden Kehrichthaufen, binnen Kurzem war jedoch ein Holzstoß in Brand gerathen, und die Flammen verbreiteten sich jetzt mit Blitzesschnelle, sodaß der ganze südöstliche Theil des Gebäudes lichterloh brannte, als die Feuerwehr eintraf. Feuerwehrchef Swenie erkannte sofort, daß an dem Gebäude selbst nichts mehr zu retten war, und gab Befehl, alle Anstrengungen darauf zu beschränken, ein Umsichgreifen des Brandes zu verhindern. Rechts und links vor dem brennenden Holzgebäude standen kleine Wohnhäuser, auf deren Dächer ein Funkenregen niederging, der dieselben verschiedene Male in Brand setzte, sodaß die Bewohner mit Angstgeschrei auf die Straße stürzten. Sobald jedoch ein Dach aufflammte, richteten sich Schläuche auf die bedrohte Stelle. Drei Frachtwagen der Northwestern-Bahn begannen zu brennen, wurden aber nur leicht beschädigt. Ein einstöckiger Stall der Consumers' Box Co., welcher sich direkt hinter dem brennenden Gebäude befindet, wurde zum Betrage von $100 beschädigt, die in demselben stehenden elf Pferde wurde jedoch glücklich gerettet. Wie der Nachtwächter Gunther behauptet, war ein von einem Angestellten achtlos weggeworfener Zigarrenstummel die Ursache des Brandes.

Die Paige Iron Works, eine der ältesten Firmen der Stadt, stehen seit 15 Jahren unter Leitung von Edward S. Shepherd, der Präsident derselben ist. Seit mehreren Wochen waren Reparaturen an der Ontario-Straßen-Front im Gange, die erst gestern Abend beendet wurden, und der Gesellschaft eine große Summe kosteten. Der Hauptverlust entfällt auf die Maschinerie. Im nordwestlichen Theil des Gebäudes waren die großen Hobelmaschinen aufgestellt, die wahrscheinlich total ruinirt sein werden. Die Firma ist gut versichert und wird sofort ein neues Gebäude aufführen lassen, so daß ihre 200 Arbeiter nicht lange zu feiern haben werden.

Aus noch unbekannter Ursache entstand gestern Abend im hinteren Theil des Geschäftslokals von A. H. Barber & Co., 229—233 South Water Str., ein Feuer, das einen Schaden von $3000 anrichtete. Der Brand drohte anfänglich sehr gefährliche Dimensionen annehmen zu wollen. Die Wasserstrahlen, welche ein Dutzend Spritzen auf den Brandherd entsandten, hatten die Flammen jedoch bald gelöscht. Außer der Firma Barber & Co. wurden Harding & Turner, Kommissionshändler, sowie die Wirthe Murman Bros. von dem Schaden betroffen.

Frecher Ueberfall.

Ein Abenteuer, an welches sie Zeit ihres Lebens mit Schaudern denken wird, erlebte gestern Abend Frl. Mamie Mackle, in Morgan Park wohnhaft und im Putzwaaren-Departement der Firma Mandel Bros. angestellt. Sie wollte gestern Abend Bekannten auf der Südseite einen Besuch abstatten und hatte schon die 51. Straße und Cottage Grove Avenue erreicht, als sich plötzlich zwei Arme von hinten her wie eiserne Klammern um ihren Hals legten und eine männliche Stimme sie aufforderte, die Börse auszuliefern, wenn sie nicht ein paar Zoll kalten Stahles zwischen den Rippen fühlen wolle. Halb ohnmächtig vor Angst, hielt sie dem Räuber ihre, sechs Dollars und eine Anzahl Fahrkarten enthaltende Börse hin, die er an sich riß und eiligst im Dunkel verschwand. Frl. Mackle konnte nur noch sehen, daß der Gauner sehr elegant gekleidet war, eine genauere Personalbeschreibung vermochte sie der Polizei nicht zu geben.

* William Ritter, ein heimathloser Waisenknabe, ritt gestern ein Pferd vom Hufschmied nach dem Stall. Unter dem Hochbahngerüst an der Wrightwood Ave. scheute der Gaul und warf seinen Reiter ab, wobei dieser leichte Verletzungen an der Schulter und den Knieen davontrug.

*Der Nr. 38 Bismarck Court wohnhafte Eisenarbeiter Nelson Follison wurde gestern, während er an einem Neubau an Madison Straße und Wabash Ave. beschäftigt war, von einem Hebekrahn gestreift und auf die Straße geschleudert. Der Verletzte, der nach seinem Heim geschafft wurde, trug schwere Verletzungen an beiden Beinen und am Rückgrat davon.

* Die „Ozark Wine Co." hat die gestrige Prosperitätsparade zu benutzen verstanden, um das Publikum in eindrucksvoller Weise auf ihre Produkte aufmerksam zu machen. Sie hatte einen von vier kohlschwarzen Pferden gezogenen Schauwagen im Zuge, auf dem sich vier mächtige Weinfässer befanden, von denen je eines „Claret", „Rheinwein", „Port" und „Cherry" enthielt. Plakate, die an den Pferden angebracht waren, forderten die Zuschauer auf die amerikanische Industrie auch beim Weintrinken zu schützen und zu unterstützen.

Lokalbericht.

Wo man sich amüsirt.

An Geselligkeit fehlt es auch in der kommenden Woche nicht.—Heute gibt die Badische Sängerrunde ihr Herbst-Konzert.

Auch der Douglas Damenchor, die Schiller-Liedertafel und Rahns Musik-Akademie halten offenes Haus.

Was die nächste Zeit an Vergnügungen bringt.

Die Rahn'sche Musikakademie veranstaltet heute Abend in Brands Halle, Ecke Clark und Erie Str., ihr jährliches Konzert, an das sich ein Ball anschließen wird. Das Programm lautet folgendermaßen:

1. „Alpenrosen", Marsch . . . . Rixner (Für 3 Diskant-, 1 Elegie-Zither, 3 Mandolinen, 1 Streich-Zither und 3 Violinen, ausgeführt von 34 Zither-Schülern, 10 Violin-Schülern und 3 Mandolin-Schülern der Rahn'schen Musik-Akademie.
2. „Alpenglühen", Piano-Solo . . . . T. Oesten — Clara Wurst.
3. „Gloria in Excelsis", Violin-Quartett . . . . Bortnianski — Die Herren Charles Smith, Ernst Teuber, Charles McCabe und Edwards Meiners.
4. Intermezzo aus der Oper „Cavalleria Rusticana" . . . P. Mascagni — Zither: Frl. Hedwig Rahn; Violine: Hr. Chas. Smith; Mandoline: Hr. Albert Roß.
5. Donauwellen-Walzer . . . . Ivanovici — Zither: Frl. Geßner, Kammerer, Rahn, Schwarz, Weller, FrauWurst, Hr. C. Rahn, jr., Hr. Stolley; Violine: Hr. Smith, Hr. Teuber, Hr. McCabe; Mandoline: Hr. Albert Roß.
6. „Ben Hur Chariot Race", Marsch für Zither und Mandoline . . . . . Paull — Zither: Frl. Hedwig Rahn; Mandoline: Hr. Albert Roß.
7. a) „Goldflügler", Mazurka . . . . Schroeder — Ausgeführt von 32 Zither-Schülern, 10 Violin-Schülern, 3 Mandolin-Schülern und 1 Piano-Schüler.
   b) Vertheilung der Medaillen.
8. „Traulich am See", Konzertstück . . . Bar? — Violine: Charles Smith; Zither: Frl. Hedwig Rahn, Lillie Schwarz, Ida Waller; Mandoline: Hr. Albert Roß.
9. „Erinnerung an Ems", Zither-Solo . Umlauf — Frl. Hedwig Rahn.
10. „Gedanken in die Ferne", Violin-Solo mit Zither- und Mandolin-Begleitung . . . . W. Baumgaertner — Violine: Hr. Charles Smith; Zither: Frl. Hedwig Rahn; Mandoline: Hr. Albert Roß.
11. „Ouverture „Dichter und Bauer", Zither-Solo . . . . Fr. v. Suppe — Hr. Wilhelm Rahn.
12. „O schöner Wald", Ouverture für Zither, Violine, Mandoline und Piano . . . . Kueffer — Schüler von Rahns Musik-Akademie. Piano: Frl. Clara Wurst.

Es werden drei goldene, mit Diamanten besetzte, eine vergoldete und zwei silberne Medaillen zur Vertheilung an die Schüler gelangen.

Am heutigen Sonntage wird die „Schiller-Liedertafel" in Schönhofens Halle, Ecke Milwaukee und Ashland Ave., ein Konzert nebst Ball veranstalten. Außer zahlreichen Gesangs- und Orchestern-Nummern stehen auf dem Spielplan eine Bühnenaufführung, betitelt: „Die reisenden Musikanten" oder „Die verfehlten Genies" und Duette der Herren Kleinert und Dreuth. Das Programm hat folgenden Wortlaut:

- Ouverture zu Orpheus . . . . Offenbach — Orchester
- Sängermarsch . . . . Orth — Schiller Liedertafel
- Kuß-Szene — a. d. Op. „Der Rattenfänger von Hameln" . . . . Neßler — Bariton-Solo—Herr Herm. Dietz
- Potpourri — aus „Die Zigeuner" . . . . Balfe — Orchester
- Sonnenaufgang — für Chor und Orchester . Hermes — Schiller Liedertafel und Orchester
- Abends — Lied im Volkston . . . . Schulken — Schiller Liedertafel
- Wanderlied . . . . Schumann — Bariton-Solo — Herr Herm. Dietz
- Im Grünewald — Potpourri . . . . Peuschel — Schiller Liedertafel
- Komisches Duett . . . . Heinze — Herren Kleinert und Dreuth
- Kornet-Solo, „Selected" — Herr Math. Pedersen
- Eine reisende Konzert-Kapelle — Humoristische Szene . . . . Simon — Herren Herm. Mueller, Henry Weber, Aug. Schaberg, John Mueller, Aug. Kirst, Chas. Wier u. Schiller Liedertafel

Die Badische Sänger-Runde gibt heute ihr Herbst-Konzert. Das Konzert wird in Yondorfs Halle, Nordost-Ecke North Ave. und Halsted Str., stattfinden und um drei Uhr Nachmittags beginnen. Die ebenfalls unter Leitung G. Berndts stehenden Gesangvereine Concordia Liedertafel von Avondale, Freier Sängerbund, Gesangs-Sektion des Westseite-Turnvereins und Schoenhofen-Edelweiß-Männerchor werden mitwirken. Das Programm weist auch lebende Bilder aus deutschen Volksliedern auf. Seit Wochen fanden Proben unter der Leitung von Frl. Nelly Diwoky statt, während es Louis Kindt in Kenosha, ein Ehrenmitglied der Sänger-Runde, übernommen hat, die Szenerien zu liefern. Den Vorbereitungen nach zu schließen, wird dieses Konzert ein genußreiches Fest werden.

Der Douglas-Damenchor hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits einen Namen gemacht. Mit großer Spannung sieht man in deutschen Kreisen der ersten musikalischen Unterhaltung nebst Ball entgegen, die heute Nachmittag und Abend in der Arbeiter-Halle, Ecke von Waller und 12. Str., stattfindet. Der Verein genießt mit Recht denRuf, daß seine Feste zu den Ereignissen der Saison gehören, und das heutige wird sicherlich keine Ausnahme von der Regel machen.

Zum Besten der evangelisch-lutherischen Kirche in Jefferson Park (Bloß'sche Gemeinde) wird morgen Abend der bekannte Cellist und Lehrer am Balatka Musical College, Paul Schoeßling, im dortigen Klubhaus ein Konzert veranstalten. Für ein gediegenes Programm bürgt der Name des Künstlers.

Die „Ev. St. Johannes-Gemeinde", deren Gotteshaus an Ecke Garfield Ave. und Mohawk Str. steht und die von den Pastoren Zimmermann und Kamphausen bedient wird, hält alle zwei Jahre einen großen Bazaar in derNordseite-Turnhalle ab. Der diesjährige findet am nächsten Mittwoch, Donnerstag und Freitag statt. Eine ganze Reihe prächtiger Gegenstände, wie ein neues Schumann'sches Klavier, eine Singer'sche Nähmaschine, ein vollständiges Tafelservice, ein Glenwood Küchenofen, werden verloost, und an feinen Handarbeiten wird eine große Menge zum Verkauf ausgegeben werden. Am ersten Abend wird der Katzenberger'sche Damenchor das reizende Singspiel „Die Spinnstube" aufführen. Am zweiten Abend wird der Mandolin-Klub der jüngeren Mitglieder der Gemeinde auftreten; ebenso gibt es eine originelle Minstrel-Show von Mitgliedern des Jugendvereins, und der Zauberkünstler Waßmann wird einige seiner schönsten Kunststücke zum Besten geben.

Vom 30. Oktober bis zum 4. November veranstaltet der „Teutonia Turnverein" in seiner Halle, Ecke 53. Straße und Ashland Ave., einen Bazaar, benannt „Jahrmarkt in Peking." Die Vorarbeiten für diese originelle Veranstaltung sind schon so weit vorgeschritten, daß aus ihnen zu entnehmen ist, daß man nur Ausgezeichnetes zu bieten bemüht ist. Die Saisonkarte wird mit 50 Cents pro Person berechnet werden. Einzelkarten kosten 15 Cents.

Die Friedens-Gemeinde in Lake View (PastorTraeger) gedenkt in der Sonntagsschule ihrer Kirche, Ecke Wellington und Osgood Str., am Donnerstag, Freitag und Samstag einen Bazaar zu veranstalten, für den schon seit Monaten die umfassendsten Vorbereitungen getroffen worden sind. Es sollte Niemand versäumen, dieses Fest zu besuchen, da auf demselben eine Menge prachtvoller und nützlicher Gegenstände zum Verkauf ausgestellt sind und zahlreiche Sehenswürdigkeiten das Auge des Besuchers ergötzen werden.

Sein drittes Stiftungsfest wird der Deutsch-Oesterreichische Frauen-Unterstützungsverein am nächsten Samstag Abend in Heinens Halle, Nr. 519 Larrabee Str., mit einer Abendunterhaltung nebst Ball begehen. Das aus den Frauen Anna Pauler, Marie Berlingen, Adonie Grobecker, M. Heinrich, Anna Linke und Marie Belder bestehende Arrangementskomite hat für das Wiegenfest des Vereins großartige Vorkehrungen getroffen, so daß ein Erfolg nicht ausbleiben kann.

Der Rheinische Verein feiert Samstag, den 3. November, in Yondorfs Halle, Ecke North Ave. und Halsted Str., sein zehntes Stiftungsfest verbunden mit Konzert, Theater und Ball. Um dieses Fest zu einem Glanzpunkt in der Geschichte des Vereins zu machen, hat das Komite ein reichhaltiges Programm zusammengestellt, sodaß allen Besuchern ein genußreicher Abend bevorsteht.

Unter Anderem gelangt „Robert und Bertram" zur Aufführung. Auch haben mehrere befreundete Vereine ihre Mitwirkung zugesagt. Wer je die Feste dieses Vereins besucht hat, weiß, daß die Rheinländer Feste zu arrangiren verstehen.

Der Verein hält seine Versammlungen jeden zweiten und vierten Donnerstag in Weiß' Halle, 232 North Ave. ab.

Am Sonntag, den 4. Nov., gibt der Gesangverein Harmonie in der Lincoln-Turnhalle sein diesjähriges Herbst-Konzert, verbunden mit Ball, zur Feier seines elften Stiftungsfestes. DieLeistungen des festgebendenVereins sind hinreichend bekannt, doch ist zu erwähnen, daß außer einem 60 Stimmen starken Chor die begabte Sängerin Frl. Alvina Ernst, der bekannte Baritonist Hermann Dietz und der Violin-Virtuose Wm. Konrad mitwirken werden. Nachstehendes hochinteressanteProgramm wird zurAusführung kommen:

- Ouverture „Raymond" . . . . Thomas — Harmonie Orchester
- „Abschied hat der Tag genommen" . . V. E. Neßler — Harmonie
- Romanze aus der Op. „Fra Diavolo" . . . Auber — Bariton-Solo — Hr. Herm. Dietz
- a) „Unter'm Lindenbaum" . . . . W. Sturm
- b) „Wie die wilde Ros' im Wald" . . F. Mair — Harmonie
- a) „Ave Maria" (Sopran-Solo) . . . . Schubert — Frl. Alvina Ernst
- Paraphrase „Loreley" . . . . Nesvadba — Orchester
- Andante und Scherzo „Capricioso" . . F. David — Violin-Solo: Herr Wm. Konrad
- „Des Liedes Heimath" für Solo, Chor und Orchester . . . . J. Padle — Hr. Herm. Dietz, Harmonie und Orchester
- „Ah Perfido" (Konzert-Arie) . . . . Beethoven — Frl. Alvine Ernst
- „Hell in's Fenster scheint die Sonne" . E. Kremser — Harmonie — Begleitung Hr. Max Heinrich — Dirigent . . . . Henry v. Oppen.

Die Harugari Liedertafel veranstaltet am nächsten Sonntag unter Leitung ihres tüchtigen Dirigenten J. A. Kern in Schoenhofens großer Halle, Ecke Ashland und Milwaukee Ave., ein Herbst-Konzert, für welches das folgende Programm aufgestellt worden ist:

1. Ouverture zur Oper „Stradella" . . v. Flotow (Orchester.)
2. Der liebe Herrgott hält die Wacht, Chorlied . . . . Walden (Harugari Liedertafel.)
3. Postillon-Lied . . . . Adam (Herr Herm. Dietz.)
4. Im Wald bin i g'sessen, Chorlied . . Schmidt (Harugari Liedertafel.)
5. Fantasie aus „Carmen" . . . . Bizet (Orchester.)
6. „Waldharfen", für Chor, Tenor-Solo und Orchester . . . . Schulz — Herr Louis Brück, Harugari Liedertafel und Orchester.
7. Ouverture zu Fra Diavolo . . . . Auber (Orchester.)
8. Der Einsiedler an die Nacht, Chorlied . . Kern (Harugari Liedertafel.)
9. Fantasie aus Gounod's „Faust" . . . . Alard (Violin-Solo, Hr. H. Nürnberger.)
10. Was i hab, Chorlied . . . . Bohm (Harugari Liedertafel.)
11. Rheinweinlied . . . . Kies (Herr Herm. Dietz.)
12. Die Ersatz-Reserve von Knüppelsdorf. Humoristische Szene . . . . Simon (Herren Louis Brück, D. P. Winkelmann, Carl Craschke u. Hans Martinsen.)

Der Baiern-Sängerbund hält am nächsten Sonntag Nachmittag in Folz' Halle, Ecke North Ave. und Larrabee Str., ein Herbstkonzert mit Ball ab. Jeder, der Gelegenheit hatte, eine Festlichkeit dieses Vereines mitzumachen, weiß, welch gemüthlichesTreiben dort herrscht. Auch bei dieser Gelegenheit hat ein rühriges Komite dafür gesorgt, daß den Besuchern ein genußreicher Abend geboten wird. Die Liedertafel Freiheit, der schwäbische Sängerbund und der Arbeiter-Liederkranz werden mitwirken, und der Nordseite Athletenklub wird sich in Kraftübungen produziren. Aus besonderer Gefälligkeit werden fünf Herren und Damen zwei komischeSzenen aufführen und Prof. Frey wird ein Cello-Solo vortragen. Für die Bewegung der Lachmuskeln werden auch die Herren Wenig, Deichman und Huber mit ihren Soloszenen und Duetten sorgen. Herr Kral hat ein Baritonsolo übernommen. Zum Schluß gelangt zur Aufführung die urgelungene komische Szene „Der Müller und sein Kind", oder „Die lebenden Mehlsäcke", aufgeführt von Frau B. Schmied sowie den Herren J. Schmied, J. Moser und Huber.

Am nächsten Sonntag Nachmittag wird der Schoenhofen Edelweiß-Männerchor in der Vorwärts-Turnhalle, 12., nahe Halsted Str., sein fünfjähriges Stiftungsfest mit Konzert und Ball feiern. Das Arrangementskomite hat keine Mühe gescheut, um jedem Besucher des Festes gerecht zu werden. Die Badische Sängerrunde, die Concordia Liedertafel und die Gesangsektion des Westseite-Turnvereins haben ihre Mitwirkung zugesagt. Die Glanznummer wird der Massenchor „O Schutzgeist alles Schönen" sein. Dirigent Berndt hat die Leitung des gesanglichen Theils übernommen. Die Festbehörde besteht aus den Sängern Hagenbucher, Holzcamp, Arnold, Strauch und Rathmann. Es ist ein ungewöhnlich reichhaltiges und fesselndes Programm aufgestellt worden. Der Eintrittspreis ist sehr niedrig.

Am nächsten Sonntag, den 4. November, veranstaltet der Schleswig-Holsteiner Sängerbund in der Wicker Park-Halle, Nr. 501—507 West North Avenue, ein großes Konzert mit Ball. Mit den Vorbereitungen für das Fest, welches um 4 Uhr Nachmittags seinen Anfang nehmen soll, wurden die Herren August Lüders, Jacob Jansen, Wilhelm Schröder, John Schultz, Chris Siemsen, Sophus Dabelstein und Jens L. Christensen betraut. Diese Herren werden unbedingt dafür Sorge tragen, daß die Feier sich zu einer äußerst glanzvollen gestaltet. Der Eintrittspreis ist auf 25 Cents festgesetzt worden.

Der Deutsche Krieger-Verein von Chicago, der im Herbst vorigen Jahres das erste Vierteljahrhundert seines Bestehens gefeiert hat, beabsichtigt, am 10. November d. J. sein 26. Stiftungsfest zu begehen. Das Arrangementskomite hat alles Mögliche aufgeboten, um die Feier des 26. Geburtstages derjenigen des 25. würdig zur Seite zu stellen. Die Kameraden Alex Massee (Vorf.), Dr. Gaul, P. Seurig, Wm. Jende, John Arendt, Carl Fischer, Dr. Schukat, Wm. Schulz, L. Tanzer, L. Plötz, H. Klein u. A. bemühen sich, den Gästen und Kameraden einen hohenGenuß zu bereiten. Das Fest wird aus einem ausgezeichneten Konzert mit Solo-Vorträgen, unter freundlicher Mitwirkung von Frau Katzenberger und Herrn H. Dietz, aus Reden und aus einem Ball bestehen. An demselben Abend erfolgt die Uebergabe der von Kaiser Wilhelm II. dem Zentralverband der deutschen Kriegervereine von Chicago und Umgegend verliehenen Fahne an den gastgebenden Verein, bei welcher Gelegenheit wahrscheinlich der deutsche Konsul die Festrede halten wird.

Der Harugari-Männerchor feiert am Sonntag, den 2. Dezember, in der Vorwärts-Turnhalle, 1168—1170 W. 12. Str., sein 25jähriges Jubiläum. Bei dieser Gelegenheit wird der kürzlich gegründete Harugari Gemischte Chor, über 50 Stimmen zählend, sich zum ersten Mal öffentlich hören lassen und zeigen, daß er in den paar Monaten seines Bestehens unter dem Dirigenten Hesse schon Tüchtiges gelernt hat. Auch sind für diese Gelegenheit einige namhafte Solisten gewonnen worden. Ferner haben mehrere andere Vereine ihre Mitwirkung zugesagt.

Das letzte Blatt.

Herr Bernhard Ziehn, der bekannte Musikgelehrte, welcher auch ein großer Naturkundiger ist, hat vor längerer Zeit die Aufmerksamkeit der Gärtner des Lincoln Park darauf gelenkt, daß an vielen Stellen desselben Gift-Epheu wucherte. Anfänglich wollten die guten Leute das Herrn Ziehn nicht glauben, weil sie angeblich, so sonderbar das klingt, die genannte bösartige Pflanze nicht von harmlosen Mitgliedern derselben weitverbreiteten Familie zu unterscheiden imstande waren. Schließlich aber ließen sie sich überzeugen, und der Obergärtner versprach, daß mit dem Giftzeuge aufgeräumt werden würde. Bei dem Versprechen ist's dann geblieben. Herr Ziehn hat sich dann unter der Hand selber daran gemacht, das gefährliche Unkraut auszuroden. Bei der Größe des Terrains und bei der beschränkten Zeit, welche dem Herrn für den Zweck zur Verfügung stand, ist das Unternehmen kein kleines gewesen, Ausdauer aber führt endlich zum Ziele, und so hat Herr Ziehn in vergangener Woche die Genugthuung gehabt, das letzte Blatt der letzten Ranke von Gift-Epheu, die sich im Park vorgefunden, zum Andenken in seine Brieftasche zu legen. — Wünschenswerth wäre es nun, daß das von Herrn Ziehn gegebene Beispiel im Publikum Nachahmung fände, so daß der Gift-Epheu auch in den Außendistrikten der Stadt ausgejätet würde, wo er jetzt an so vielen Plätzen Wege und Stege überwuchert und alljährlich großes Unheil verursacht.

Kurz und Neu.

* Ein Dampfer, dessen Name und Eigenthümer noch nicht ermittelt ist, rannte gestern Abend die Canal Str.-Brücke an, welche in Folge dessen für den Verkehr gesperrt werden mußte. Der angerichtete Schaden ist ein so schwerer, daß eine Reparatur möglicher Weise gar nicht ausgeführt werden kann.

* Im Interesse der Sonntagsruhe wird die Butcher and Grocery Clerks' Association of Illinois am nächsten Dienstag Abend in Bromsteadts Halle, Ecke Halsted und 63. Str., eine Massenversammlung veranstalten, an die sich ein Umzug anschließen wird. E. C. Thaerigan, 6318 Wentwort Ave., nimmt Anmeldungen für Transparente, Schauwagen und Kutschen entgegen. Unter den angekündigten Rednern befinden sich Staatsanwalt Deneen, Alderman Russell, Richter Porter, mehrere Prediger u. A.

Zum siebenten Male.

Jahresball der German-American Charity Association.

Derselbe findet Dienstag, den 11. Dezember, statt.

Man hofft, damit eine größere Einnahme zu erzielen, als je.

Die Beamten und Mitglieder der Deutsch-Amerikanischen Wohlthätigkeits-Gesellschaft sind schon seit Wochen emsig mit den Vorkehrungen für den Jahresball beschäftigt, welchen ihr Verein am Dienstag, den 11. Dezember, im Auditorium geben wird.

Die „Deutsch-Amerikanische Wohlthätigkeits-Gesellschaft", inkorporirt unter dem Namen „German American CharityAssociation", hat sichursprünglich aus einem Hilfskorps von jungen Leuten entwickelt, welches seiner Zeit von den Damen des Deutschen Altenheims-Vereins hinzugezogen worden war, um bei der Veranstaltung von dessen Festlichkeiten mitzuarbeiten. Nach und nach haben dann aber die thatkräftigen jungen Herren die Veranstaltung der Feste selber in die Hand genommen und den Zweck derselben verallgemeinert. Die Einnahmen, welche durch die Ballfestlichkeiten des Vereins erzielt wurden, sind von Jahr zu Jahr gestiegen und haben, für die sechs bisher veranstalteten großen Bälle, einen Gesammtüberschuß von annähernd $70,000 ergeben, der an deutsche und andere Wohlthätigkeits-Anstalten und Vereine hat vertheilt werden können. Mit jedem Jahre ist der „deutsche Wohlthätigkeitsball" mehr zu einem gesellschaftlichen Ereigniß der Saison geworden, und jetzt wird derselbe bei den Plänen, die zahlreiche Familien für den Winter machen, schon von vornherein als wesentlicher Faktor in Betracht gezogen. So kann man wohl mitSicherheit darauf rechnen, daß der bevorstehende, siebente, Jahresball zahlreicher besucht und glänzender werden wird, als je, und daß der zu erzielende Ueberschuß ein sehr bedeutender werden wird. Der Verein hat im Zimmer 1200 des Stock Exchange-Gebäudes, Südwest-Ecke Washington und Randolph Str., eine Kanzlei eingerichtet, in welcher die Fäden zusammenlaufen, welche die verschiedenen Komites für das Fest spinnen. Die Oberleitung der Vorkehrungen liegt in den Händen des Vereins-Vorstandes, der zusammengesetzt ist, wie folgt: Vorsitzer, Gustav F. Fischer; 2. Vorsitzer; Richard Ernst Schmidt; 3. Vorsitzer, Wm. Rapp jr.; Schatzmeister, John Koelling; Sekretär, Wm. Seipp, jr.

Die Anstalten und Vereine, welche man auch dies Mal wieder bei der Vertheilung des Ballüberschusses zu berücksichtigen beabsichtigt, sind: Das Altenheim, das Alexianer-Hospital, das Deutsche Hospital, das St. Elisabeth Hospital, Uhlichs Waisenhaus, Chicago Maternity Hospital, Chicago Lying in Hospital & Dispensary, Deutsche Gesellschaft, Michael Reese-Hospital, Visiting Nurses' Association, Chicago Charity Hospital, Chicago Orphan Asylum, St. Marien-Hospital, Bureau of Justice, Home for Destitute & Crippled Children, Daily News Fresh Air Fund und das National Emergency Hospital.

* * *

Am Montag, den 10. Dez., wird im Auditorium der Jahresball der Catholic Woman's National League stattfinden, dessen finanzieller Ertrag ebenfalls wohlthätigen Zwecken zu Gute kommt. Um an den Kosten zu sparen, würde es sich vielleicht für die beiderseitigen Ausschüsse empfehlen, die Ausschmückung des Festsaales auf gemeinsame Rechnung besorgen und die Dekorationen dann für beide Ballabende Dienste thun zu lassen.

Deutsches Theater.

Heute Abend: „Die Anna-Liese", Lustspiel in fünf Akten von Hermann Hersch.

Die Besucher der heute Abend in Powers' Theater stattfindenden deutschen Vorstellung werden sich wieder einmal an dem scharfumrissenen Charakterbilde erfreuen können, das Hermann Hersch von dem jungen Dessauer Fürsten Leopold gegeben hat, der sich später als „Alter Dessauer" großen Feldherrnruhm erwarb und sich mit diesem Namen einen Ehrenplatz in der deutschen Geschichte sicherte. Wie der junge charakterfeste Leopold alle Pläne seiner ehrgeizigen Mutter, ihn seiner Jugendliebe, der Apothekerstochter Anna-Liese Föhse, abwendig zu machen, durchkreuzt und seine Anna-Liese trotz aller Intriguen, auch von Seiten seines französischen Gouverneurs und des Hofmarschalls Salberg, zu seiner Gattin macht, wird in dem Stück ebenso überzeugend, wie belustigend geschildert. Die vier Hauptrollen des Stückes, Leopold, Anna-Liese, die Fürstin und Marquis de Chalisac, befinden sich in guten Händen; die Regie führt der neu engagirte Charakterdarsteller Meyer-Eigen. Die vollständige Besetzung der Rollen lautet:

- Leopold, Fürst zu Anhalt-Dessau, minorenn, Ewald Bach
- Die Fürstin Henriette, seine Mutter und Vormünderin, Regentin . . . . Hedwig Beringer
- Gottlieb Föhse, Apotheker zu Dessau . . Th. Bechtel
- Anna-Liese, seine Tochter . . . . Else Härting
- Marquis de Chalisac, Gouverneur des Fürsten, August Meyer-Eigen
- Von Salberg, Hofmarschall . . . . Herm. Werbke
- Georg, Apothekergehilfe . . . . Wilh. Blumenau
- Ein Kammerdiener der Fürstin . . . Fritz Lindner
- Ort der Handlung: Dessau. — Zeit: Von 1694—1698.

* Der „Amateur Musical Club of Chicago" hält am nächsten Montage sein erstes Konzert in dieser Saison ab. Für das am 7. November Nachmittags in der Fullerton-Halle, im Art Institute, stattfindende zweiteKonzert ist die berühmte deutsche Opersängerin Frau Schumann-Heink als Hauptsolistin gewonnen worden.

Die Pferdeausstellung.

Sie wird morgen im „Coliseum" eröffnet werden.

Ueber 700 der besten amerikanischen Reit- und Wagenpferde sind für die Pferdeausstellung angemeldet. Die amerikanische Pferdezucht hat sich während der letzten Jahrzehnte, besonders im Süden des Landes, zu erstaunlicher Größe entwickelt. Die Zucht von Vollblutpferden wird, den neuesten Ermittelungen nach, in diesem Lande in 75 großen Privatgestüten betrieben, von denen 20 auf Kentucky und 15 auf Californien entfallen. Zwanzig von den 75 großen Gestüten sind ausschließlich der Traberzucht gewidmet; unter diesen befindet sich auch dasHerrn Papst in Milwaukee gehörige mit über 400 Thieren, und einTrabergestüt bei Buffalo, N. Y., als das größte seiner Art mit 554 Pferden. Vom 1. Februar 1899 bis zum 1. Februar 1900 wurden 470 im internationalen Zuchtbuch eingetragene amerikanische Traber aus dem New Yorker Hafen nach Europa versandt. Amerikanische Vollblut-Reitpferde sind seit einigen Jahren auch bei großen europäischen Wettrennen mit Erfolg betheiligt gewesen. Die amerikanische Pferdezucht hat bereits die russische bei Weitem übertroffen und soll der englischen zur Zeit große Konkurrenz machen. Besonders in Traberleistungen hat man in Amerika „Records" erzielt, die selbst von den besten Trabern in Deutschland, Oesterreich und Frankreich nicht übertroffen werden. Die Durchschnittsdauer für das Trabfahren über eine Strecke von der Länge einer englischen Meile bei der jüngst in Kansas City abgehaltenen Pferdeausstellung betrug nur 2,12⅓ Minuten; der beste Rekord, der bisher erzielt wurde, war 2,10¼ Minuten. Es steht zu erwarten, daß bei der hiesigen Pferdeausstellung dieser beste Rekord, wenigstens von einigen Paßgängern, erreicht, wenn nicht noch übertroffen wird. Doch nicht nur Traber, auch Vollblut-Wagenpferde und ebensolche Reitpferde werden hier in großer Anzahl den Besuchern vorgeführt werden. Für das „Four-in-Hand"-Fahren, welches als eine Spezial- und Hauptnummer auf dem Programm der Ausstellung steht, sind von A. Montgomery Ward, James Hobart, von der Lafayette Stock Farm, von Walter Hamlin-Dupee, William H. Barnard, M. H. Tichnor & Co. und William H. Moore Eintragungen gemacht worden. Als Preisrichter für die einzelnen Abtheilungen sind nachverzeichnete Herren, denen ein ganz besonders reich entwickelter „Pferdeverstand" nachgerühmt wird, erkoren worden: Sheldy T. Harbison, Lexington, Ky.; Clarence E. Quinton, Trenton, N. J.; Clarence Moore, Washington; Dr. G. Howard Davison, Millbrook, N. Y.; John W. Brooks, Jr., Chicago; Harry Hamlin, Buffalo, N. Y.; William R. Goodwin, Jr., Naperville, Jll. Dr. M. H. McKillip und Dr. Joseph Hughes werden als Veterinär-Inspektoren für die Ausstellung fungiren. Die Arena im Coliseum-Gebäude, wie auch das Amphitheater sind bereits fertig gestellt; heute wird das Innere des Gebäudes reich dekorirt. Die Eröffnung findet morgen Nachmittag um 2 Uhr statt. Täglich sollen Nachmittags und Abends unter Mitwirkung der Ersten Regimentskapelle Unterhaltungsprogramme zur Ausführung gebracht werden. Unzweifelhaft wird sich diese Ausstellung auch zu einem geselligen Ereigniß ersten Ranges gestalten.

Kunstausstellung.

Die 13. jährliche Ausstellung von Skulpturen und Oelgemälden wird am 31. Oktober im „Art Institute" eröffnet und bis zum 9. November fortgesetzt werden. Ueber 400 Gemälde, darunter mehrere von den namhaften amerikanischen Künstlern Gari Melchers, Alexander Harrison, George Hitchcock, Horatio Walker und Guy A. Maynard, werden zur Ausstellung gelangen, und mehr als 100 neue Werke der Bildhauerkunst sind bereits katalogisirt. Dem Vorbereitungs-Ausschuß ist es auch gelungen, 100 der besten Oelgemälde, mit welchen der amerikanische Kunstsaal der Pariser Weltausstellung beschickt war, für die bevorstehende hiesige Kunstausstellung zu erlangen.

Konzert im „Rienzi".

Heute finden im Wintergarten des Herrn Emil Gasch, an Evanston Ave. und Diversey Boulevard, wieder zwei Konzerte des leistungstüchtigen Orchesters unter Signor P. Capones Leitung statt. Zur Durchführung gelangt heute, und zwar Nachmittags und Abends, das nachstehende Programm:

1. Marsch, „The Ameer" . . . . . Herbert
2. Intermezzo, „Naila" . . . . . Delibes
3. Ouverture, „Martha" . . . . . Flotow
4. Walzer, „Neu-Wien" . . . . . Strauß
5. Ouverture, „Wilhelm Tell" . . . . Rossini
6. Gavotte, „Dolce far niente" . . . . Braga
7. Konzert-Ouverture . . . . . Müller
8. „Der Schmetterling," Obligatio für Flöte und Klarinette . . . . . Bendix
9. „Ungarische Phantasie" . . . . . Moses
10. „Träumerei" . . . . . Schumann
11. Walzer, „Wein, Weib und Gesang" . . . Strauß
12. Marsch, „Un Fior d'Amore" . . . . Capone

Kurz und Neu.

* Wegen widerrechtlicher Verfolgung und Freiheitsberaubung hat Herbert Philipps gegen die Mitglieder der staatlichen Zahnarzenei-Behörde eine auf Zahlung von $25,000 lautende Schadenersatzklage angestrengt. Philipps hat im vorigen Jahre sein Examen als Zahnarzt abgelegt, dieBehörde stellte ihm aber seine Lizens nicht zu, und als er trotzdem zu praktiziren anfing, wurde er auf Betreiben der Behörde verhaftet.

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 2 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.00.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost"-Gebäude......203 Fifth Ave. Zwischen Monroe und Adams Straße. CHICAGO.

Telephon Main 1498 und 1497.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Weibliche Imperialisten.

Der kleine Wurm, der in seinem Inneren nagt, ist dem Apfel bekanntlich weit gefährlicher, als der mächtige Sturm, der ihn vom Baume herunterzuwerfen sucht. Solange er durch und durch gesund ist, kann er selbst dem gewaltigsten Orkane Widerstand leisten, aber wenn er madig ist, so schüttelt ihn schon ein leiser Windhauch aus seiner Höhe. Ganz so oder ähnlich verhält es sich mit den Staatengebilden und besonders mit den Republiken. Sind sie innerlich gesund, so kann ihnen die Tücke des Schicksals nicht viel anhaben, während sie auch ohne sonderlich starken Anstoß von außen zusammenbrechen, wenn sie morsch und gebrechlich sind.

Die größte je dagewesene Republik hat sich bis jetzt als äußerst robust erwiesen. Sie hat den Krieg mit England, den Bürgerkrieg, mehrere Dutzend Präsidentenwahlen und verschiedene Geschäftskrachs überstanden und ist durch die bestandenen Kämpfe anscheinend noch gekräftigt worden. Schwarzseher wollen zwar behaupten, daß sie jetzt dem Imperialismus entgegentreibt und gleichzeitig der Plutokratie zu verfallen droht, aber gar so schlimm wird es wohl nicht gleich kommen. Das sind Gefahren, über welche „der gesunde Sinn des Volkes", um mit den gewerbsmäßigen Volksbeglückern zu reden, früher oder später triumphiren wird, aber eine viel größere Gefahr wird von allen Staatsmännern übersehen, weil sie sich aus winzigen Anfängen entwickelt, wie die Apfelmade in einem kaum sichtbaren Mottenei. Es werden sogar Witze über sie gemacht, wie über alle Bewegungen, die anfänglich lächerlich erschienen und sich später zu Umwälzungen auswuchsen. Der Wurm, der im innersten Gehäuse der Republik sitzt, ist — die Gesellschaft der Kolonialdamen.

Irgend ein Philosoph, dessen Name nichts zur Sache thut, hat die Wahrnehmung gemacht, daß das weibliche Geschlecht viel ehrsüchtiger oder dünkelhafter ist, als das männliche. Wie die Frau schon auf den äußerlichen Putz mehr bedacht ist, als der Mann, so ist sie auch geneigter, in der Gesellschaft zu glänzen, einen schönen Titel zu führen und überhaupt den lieben Nachbarn und Freunden in die Augen zu stechen. Nachweislich haben gerade die größten Staatsmänner den Anstoß zu ihrer Laufbahn von ihren Frauen erhalten, und daß die meisten Kriegshelden und Dichter durch die Liebe begeistert worden sind, ist erst recht nicht zu bestreiten. Wie sehr dem sogenannten starken Geschlecht von Natur aus der Hang zur Bequemlichkeit und Trägheit beiwohnt, kann man bei allen Naturvölkern beobachten, bei denen die Weiber alle Lasten aufbürden und den Männern die Bären- oder sonst eine weiche Haut vorbehalten. Nur durch die Mordlust und Streitsucht wird bei den Wilden der Mann von seiner Faulheit aufgerüttelt, d. h. seine einzige Beschäftigung ist der Jagd und der Krieg. Alle anderen Anregungen müssen von den Frauen ausgehen, die deshalb als die Urheber der gesammten Kultur aufzufassen sind. Sie allein sind dafür verantwortlich, daß der Mensch aus seiner Höhle hervorgekrochen ist, die Thierfellbekleidung abgelegt und den Fortschritt begonnen hat, dessen Ende nicht abzusehen ist. Der Durchschnittsmann, selbst wenn er auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung steht, fühlt sich auch heute noch da am gemüthlichsten, wo er sich keinen Zwang aufzuerlegen braucht. Käme es auf ihn an, so gäbe es keine behaglich eingerichteten Häuser, keine reich verzierten Tafeln, keine Gesellschaftstoiletten und keine Bälle. Sich selbst überlassen, würde er am liebsten in Schlafrock und Pantoffeln seinen Skat dreschen oder sein Pokerchen spielen.

Es ist deshalb verständlich, daß auch hierzulande alle Angriffe auf die republikanische Einfachheit und Gleichheit von den Frauen gemacht werden. Die ganze gesellschaftliche „Etikette" ist weiblichen Ursprunges und den Männern im Grunde ihrer Seele verhaßt. Wenn der Mann seinen eigenen Eingebungen folgt, so schlägt er den nieder, der ihm vorauszukommen versucht, aber der sanftere weibliche Geist hat die Vortritt- und Rangstufenfrage gesetzlich geregelt. Nur Frauen haben die Bestimmung getroffen, daß bei offiziellen Gelegenheiten in Washington hinter dem Präsidenten erst die auswärtigen Botschafter, dann die Oberrichter, hernach die Kabinetssekretäre, darauf die Senatoren und erst zuletzt die Volksvertreter marschiren. Während aber in der Bundeshauptstadt die amtliche Würde sozusagen die natürliche Grundlage für den gesellschaftlichen Stufenaufbau abgiebt, so daß, wo es keinen Präsidenten als Eckstein giebt, [illegible] Regeln [illegible]. Doch auch dieser [illegible] die überall im Lande den Ton angeben [illegible] Widerrede [illegible]. Der Emporkömmling, der [illegible] eigenen Kraft verdankt, [illegible] zurücktreten hinter die geborenen Aristokraten, deren [illegible] mit der „Mayflower" herübergekommen [illegible] gehabt haben.

Doch selbst diese Ausschließlichkeit scheint den Kolonialdamen nicht genügend. Da es eine Hunderttausend Leute in den Ver. Staaten gibt, die von den Pilgervätern oder von den besten Familien abstammen, so wäre [illegible] ein engerer Kreis gezogen werden. Dieser soll aus denjenigen Vorzugsbürgern und „Bürgerinnen" gebildet werden, die von väterlicher oder mütterlicher Seite ihren Stammbaum auf regierende Könige zurückführen können. Irische Könige kommen selbstverständlich nicht in Betracht, weil bekanntlich in jedes Irländers Adern königliches Blut fließt, und polnische Könige sind aus ähnlichen Gründen noch nicht in Erwägung gezogen worden, aber im Uebrigen ist man nicht wählerisch. Der Urahne kann Karl der Große, Friedrich Barbarossa, Hugo Capet oder Alfred der Große gewesen sein. Auch mag der Urenkel Jones oder Smith heißen, Eisenbahn-Präsident oder Wagenschmiere-Fabrikant sein, sofern er nur seinen Stammbaum nachweisen kann. [illegible] nur, wenn er Geld genug hat, die Heraldiker in ihren langwierigen Nachforschungen zu ermuntern, und somit ist es selbstverständlich, daß kein gewöhnlicher Lump in den heiligen Zirkel der Königsabkömmlinge eindringen kann.

Vor der Hand ist das Treiben der Kolonialdamen vielleicht nur spaßhaft, denn wenn man plötzlich in den Zeitungen das Bild eines bisher kaum beachteten Mitbürgers findet und aus dem begleitenden Texte erfährt, daß derselbe nachweislich aus den Lenden Karls des Großen entsprossen ist, so erweckt das zunächst nur ungeheure Heiterkeit. Wenn man aber weiter erwägt, wie vollständig es den Kolonialdamen bereits gelungen ist, auf Stockfisch und Petroleum eine erbliche Aristokratie zu begründen, so wird man ihre neuesten Versuche nicht ohne Weiteres als blödsinnig bezeichnen. Sie selbst sind ihrer Sache so sicher, daß sie über das Hohngelächter des Mobs mit stiller Verachtung hinweggehen. Und wer will sagen, daß die Königsabkömmlinge noch in zehn Jahren blos Gelächter erwecken werden!

Grausame Folter.

Der weiße Mann, insbesondere der erleuchtete Amerikaner, sieht in dem Chinesen einen Minderwerthigen und Barbar; er verachtet ihn seiner Rückständigkeit wegen, und hat gar Vieles an ihm auszusetzen. Aber wenn man manche seiner Gebräuche mit denen der Chinesen vergleicht, dann wird es dem unparteiischen Beurtheiler scheinen, als sei er, der Weiße, der Mann mit dem Balken im Auge, der sich an dem Splitter im Auge des Chinesen stößt.

Der alte chinesische Brauch, die Füße der Mädchen mit festen Binden einzuschnüren und sie zu verkrüppeln, ist grausam und dumm, darüber sind sich die abendländischen Völker einig, aber verglichen mit unserem Brauch, unseren Töchtern das Klavierspielen zu lehren, ist die chinesische Fußverkrüppelung harmlos und weise. Wenn den chinesischen Mädchen die Füße eingeschnürt werden, so verursacht ihnen das große Schmerzen und sie werden dauernd zu Krüppeln, aber das ist ungefähr Alles, was sich gegen diesen chinesischen Brauch sagen läßt; wenn wir dagegen unsere Mädchen zwingen, tagtäglich Tonleitern, Etüden und sonstige Uebungen auf dem Klavier abzuhämmern, so ist das nicht nur eine grausame Behandlung der Mädchen, sondern wir machen uns damit der schrecklichsten Grausamkeit gegen unsere Freunde und Nachbarn schuldig.

Jedes Mädchen „haßt" das Ueben; es mag einen „Cake Walk" — oder ein „Ragtime" ganz gern spielen — Fingerübungen wird es niemals aus freiem Willen machen, sondern nur gezwungen, nur weil die unnatürlichen Eltern sagen, „Du mußt!" Das süße Kind könnte während der dem Klaviermoloch geopferten Zeit vielleicht ein Bischen „Flirten" auf der Straße oder im Park, oder es könnte das vielgeliebte „Bike reiten" oder die Stube scheuern oder sich sonst einer stärkenden körperlichen Thätigkeit hingeben [illegible] sich amüsiren; aber nein, das darf nicht sein; ihre unerbittlichen Eltern zwingen das Mädchen, sich auf einen Sessel zu setzen, der keine Lehne hat und ausdrücklich geschaffen zu sein scheint, Rückenschmerzen zu verursachen, und dann die Muskeln der zarten Finger und runden Aermchen zu ermüden durch Hämmern auf die Tasten.

Das ist grausam, im höchsten Grade grausam, aber die Qualen, die das Mädchen an seinem Piano erdulden muß, sind nichts gegen die Tortur, die es Allen zufügt, die in Hörweite sind. Vielleicht giebt es in jedem Hunderttausend Klavierspielerinnen ein Mädchen, dem das Klavierspielen ein Vergnügen ist, und das es fertig bringt, hin und wieder ein kleines Vergnügen zu bereiten den Personen, die derart konstituirt — gebaut, sagt der Amerikaner — sind, daß sie sich an Piano-Musik erfreuen können. Die übrigen 99,999 Mädchen, die zum Klavierspielen gezwungen werden, bringen es nur so weit, Leuten, die in Hörweite ihres Pianos wohnen, das Leben zur Last zu machen. Der Mann, der in einer sogenannten ruhigen Straße Wohnung nimmt, kann darauf rechnen, daß die Klänge von wenigstens dreizehn Pianos sein Ohr erreichen werden; nicht selten sind es [illegible] zwanzig [illegible] Marterkasten zusammen mindestens einundzwanzig Mädchen bei zwei Stunden den Tag üben werden; denn die neuzeitlichen grausamen Eltern begnügen sich nicht damit, eine Tochter zu quälen und sie zur Strafe der Menschheit zu machen — nein, sie mißhandeln alle, [illegible] ein Dutzend ist.

Mitunter ist's noch viel schlimmer; ein glaubenswerther Mann, der Selbstmord hatte begehen wollen, [illegible] gab er vor dem Richter an, daß er unter Eid [illegible] sowohl über ihm, wie unter ihm in seinem Apartmenthause „Quiet Hours", wo er ein [illegible] Zimmer in dem [illegible], ein Piano stand, auf dem auf diesen beiden Pianos jeden Tag mindestens sechszig Stunden lang gespielt wurde. Ein superkluger, aber noch nicht berühmter und daher geschäftsloser Advokat wollte bei der Gelegenheit seinen Witz zeigen und meinte, der Mann solle doch einmal vorrechnen, wie das möglich sei, sintemalen der Tag doch nur 24 Stunden habe, genau gerechnet. Aber er wurde vom Richter schnell zur Ordnung gerufen. Das war ein weiser und gerechter Richter, der das Leben kannte; er meinte, mathematisch ließe sich das vielleicht nicht nachweisen, aber an der Wahrheit der Aussage zweifle er keinen Augenblick; jedenfalls sei sich der „would be" Selbstmörder einer Unwahrheit nicht bewußt; er selber, der Richter, habe einmal geschworen, er habe fünf Stunden lang Qualen erlitten, während seine Gattin behauptet hatte, das Töchterchen habe nur eine Stunde lang gespielt. Seine Frau sei ihm natürlich Autorität in allen Fragen, und so sei er zu dem Schlusse gekommen, daß er damals an temporary insanity litt, und zeitweiliger Irrsinn, verursacht durch Klavierspielen, habe jedenfalls auch den Bedauernswerthen vor den Schranken zum Selbstmordversuch getrieben, derselbe habe sein volles Mitleid und könne ruhig seiner Wege gehen, und wenn er eine pianolose Gegend gefunden habe, so möge er ihm, dem Richter, jenen paradiesischen Ort nennen, er würde ihm fürstlich danken.

Die Leiden der beiden Helden dieser kleinen Geschichte waren wahrscheinlich nicht größer, als die der meisten Männer in diesem von der Piano-Seuche befallenen Lande, und es werden sich viele finden, die auf das Pianomädchen wetten werden, in einem Wettkampf dieser mit dem fachkundigsten Marterknechte der Kaiserin-Wittwe von China um den Preis für die höchste Vollkommenheit im Foltern. Ehe wir die Chinesen tadeln der Verkrüppelung ihrer Mädchenfüße wegen, sollten wir das Piano aus der Welt schaffen, oder doch aufhören, unsere Töchter zu zwingen, das Klavierspielen zu erlernen — was man so erlernen nennt.

Die politische Lüge.

Ein paar Elephanten, Dutzende Schauwagen, Hunderte Kutschen und Geschäftswagen; an die Hundert Musikkorps, viele Hunderte Fahnen und Banner und Transparente, Tausende Spazierstöcke, und Zehntausende Rosetten und „Knöpfe"; Tausende Reiter, Zehntausende Männer und e i n Esel — nur ein einziger! — das war die große republikanische Properitätsparade, die sich gestern sechs und eine halbe Stunde lang durch die "down town"-Geschäftsstraßen unserer Stadt wälzte — wie eine Schlange. Die Straßen waren nicht allzu schmutzig und das Wetter war schön. Die milde Luft war angefüllt von Sonnenschein und Blechmusik, und von Hurrahschreien und Pfeifen, und von Tuten und lautem Gejohle und Gebrüll. Die großen politischen Feldherren, welche die Revue abnahmen über ihre Heerschaaren, strahlten und blickten siegesgewiß, und lächelten verbindlichst und vergnügt, denn es war ein stattliches Heer, das sich da an ihnen vorbeiwälzte und ein Heer, dem man seine Freude und Zufriedenheit ausdrücken muß, damit es sich tapfer halte, und es keine Ueberläufer gebe, wenn der Schlachttag kommt.

Es war eine große Parade, und sie war so bunt und interessant, wie sich ein derartiger Zug wohl machen läßt. Die heutigen republikanischen Parteiblätter werden erklären, daß sie die schönste und größte politische Parade war, welche die Stadt jemals sah; daß sie die großartigste Volkskundgebung zu Gunsten einer Partei und politischen Lehre war, die jemals da war. Als aber gestern ein begeisterter Zuschauer halb zu sich, halb zu seinem, still auf die vorbeiziehenden Schaaren blickenden Nachbarn sagte: „Da marschiren Zehntausende politische Ueberzeugungen!" — da antwortete dieser: „Ja, aber auch Tausende Lügen," und ein Dritter, der die Beiden überhört hatte, lachte spöttisch auf: „Eine einzige große Lüge ist das Ganze!" Und alle Drei hatten Recht in ihrer Weise.

* * *

Aus dem achtzehnten Jahrhundert ist uns ein Buch überkommen, dessen Verfasser (der später ein Würdenträger der anglikanischen Kirche wurde) von dem Grundsatze ausgeht, das Volk, der gewöhnliche Staatsbürger, habe keinen Anspruch darauf, daß ihm in politischen Dingen die Wahrheit gesagt werde; er habe nur ein Recht auf private truth, auf Wahrheit in privaten Angelegenheiten. Der Mann schrieb, als der monarchische Gedanke noch unumschränkt herrschte, seitdem hat die demokratische Lehre der Volksregierung festen Fuß gefaßt und ist in unserm Lande zur größten und schönsten Blüthe gelangt, es will aber scheinen, als hätten unsere Politiker sich den Grundsatz jenes Mannes zur Richtschnur genommen. Die politische Lüge blüht üppiger als je, und Leute, die im Privatleben pflegen — soweit das „passend" und klug ist — die Wahrheit zu sprechen, sehen kein Unrecht im politischen Lügen.

Es ist in der jüngsten Zeit mehrfach hervorgehoben worden, daß die früher gewohnten niederträchtigen Lügen über die Kandidaten in diesem Wahlkampf fehlen, und das ist wahr; bis jetzt wenigstens fehlen sie, glücklicherweise und „unberufen", wie unsere guten Tanten hinzusetzen würden. Aber die Lüge spielt darum in dem jetzt wogenden Wahlkampf doch eine ebenso große Rolle, wie nur je zuvor. Der Verfasser jenes Buches aus dem 18. Jahrhundert (es betitelt sich "The art of political lying"), unterscheidet besonders zwei Hauptarten der politischen Lüge: die "terrifying lie" und die "animating or encouraging lie" — also die Lüge die gesprochen wird, Angst und Schrecken zu verbreiten, und diejenige die anregen und ermuthigen soll. Diese beiden Lügenarten kennt heute ein Jeder. Beide Parteien wissen sie ganz ausgezeichnet anzuwenden. Die Demokraten machen augenblicklich mehr in der terrifying lie — der schreckenerregenden Lüge, indem sie der amerikanischen Arbeit die vollständige Versklavung durch die Trusts prophezeien, wenn die Wahl nicht nach ihrem Sinne ausfällt, und die Republikaner haben sich diesmal besonders der ermuthigenden Lüge angenommen: Sie kämpfen mit dem „vollen Dinner-Kessel" und dem Prosperitätsgeschrei. Vor vier Jahren war's umgekehrt, da hatten die Demokraten ihre Hoffnungen auf die anregende Lüge gesetzt, indem sie den Arbeitern zwei Dollars versprachen, für jeden einen, den sie bis dahin erhielten, bezw. 200-Cent-Dollars an Stelle der gewöhnlichen 100-centigen und die Republikaner machten in düsteren Weissagungen, prophezeiten das schrecklichste Elend wenn si e nicht siegen würden. Die Republikaner waren siegreich, und man könnte daraus beinahe schließen, daß die schreckenerregende Lüge wirksamer ist, als die ermuthigende, und deshalb haben die Republikaner die erstere auch diesmal nicht ganz fallen lassen; sie malen noch sehr schwarz, wenn sie auf die Finanzfrage zu sprechen kommen.

Neben diesen beiden uralten ist da aber noch eine andere Art Lüge, und zwar diejenige, die sich gestern einer Riesenschlange gleich durch unsere Straße wälzte. Der Zuschauer, der ausrief, „da gehen Zehntausende Ueberzeugungen", hatte unzweifelhaft recht. Sehr viele der Leute, die da gestern durch die Straßen marschirten, thaten das in der Ueberzeugung, daß der Sieg der Partei, auf deren Wunsch sie marschirten, vortheilhaft sein werde für das Land und wohl alle marschirten, weil sie der Ueberzeugung waren, daß das Mitmarschiren vortheilhaft sei für sie selbst. Der Zweite hatte aber auch Recht, als er sagte, „es marschiren da Tausende Lügen", denn es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß viele, die da mitmarschirten, n i c h t für die Partei stimmen werden, welche die Parade abhielt. Das waren so viele marschirende Lügen, aber kein Mensch nimmt ihnen die Lüge übel, denn in der Politik ist, wie im Kriege, Alles erlaubt. und Selbsterhaltung ist immer die erste Pflicht. Und ebenso Recht, wie die beiden Andern, hatte jener Dritte, der spöttisch lachend rief: „Eine große Lüge ist das Ganze!" Das klingt hart, ist aber nicht so schlimm, wenn man weiß, wie's der Mann gemeint hat. Er wollte sagen, daß die Leute, welche die große Parade in's Leben riefen, sich s e l b s t belügen, wenn sie meinen, daß sie mit dergleichen viele Stimmen und damit die Wahl gewinnen können.

* * *

Der Theorie nach bringen Paraden und Feuerwerk, Blechmusik und bunte Kampagneuniformen Stimmen ein — umso mehr Stimmen, je größer, glänzender, lauter und bunter sie sind, und vor fünfzig Jahren mag's so gewesen sein. Aber man belügt sich nur selbst, wenn man glaubt, daß dergleichen in unserer Zeit noch viel zöge. Schon die Kampagne von 1884 zeigte, daß Prozessionen und Paraden wenig oder gar keinen Einfluß ausüben. Damals standen sich Cleveland und Blaine gegenüber. Ersterer war Gouverneur von New York und hat seinen Amtsposten während der ganzen Kampagne kaum jemals verlassen, dieweil Blaine die Nordstaaten durchreiste und überall von ungeheuren Menschenmengen begrüßt wurde. Indiana war ein zweifelhafter Staat, und die Demokraten konnten den riesigen Versammlungen, welche zusammenströmten, wo Blaine sprach, nichts irgendwie Aehnliches entgegenstellen, aber die Stimmen fielen dem demokratischen Kandidaten zu, der keine Rede hielt und den kaum jemand in Indiana jemals gesehen hatte. Aehnliches ließ sich in den Wahlkampagnen von 1890 und 1892 beobachten. In ersterem Jahre strömten auf die Ankündigung, daß Sprecher Reed und der Vater des so vielbesprochenen McKinley-Gesetzes reden würden, ungeheure Menschenmengen zusammen, und wieder wurden die demokratischen Versammlungen tief in den Schatten gestellt — am zweiten Dienstag im November hatten die Republikaner aber die schlimmste Niederlage zu verzeichnen, die ihnen je wurde. Paraden und Prozessionen und Feuerwerk ziehen noch immer große Menschenmengen an, aber sie werden nur sehr Wenige beeinflussen. Man geht zu der „freien Show"" vielleicht in größeren Mengen als je zuvor, denn die Verkehrsgelegenheiten sind besser als früher, aber man geht nur des „Jures" wegen, um sich den Rummel anzuschauen und zu sehen, welches der größte Show ist, der demokratische mit Bryan oder der republikanische mit Roosevelt als Hauptattraktion; „er zieht besser als ein Zirkus", telegraphirte ein Korrespondent, der Roosevelt auf seiner Tour durch den Westen begleitete. Der Durchschnittsbürger von heute kennt „den Schwindel" zu gut, um sich viel davon beeinflussen zu lassen; er kennt seine Pappenheimer, die Politiker; sie haben ihn schon oft angelogen, und er glaubt ihnen nur, was ihm paßt; er macht ihnen den Spaß, sich den Rummel anzusehen, hurraht und johlt auch wohl und stellt es ihnen frei, sich vorzulügen, daß er ihnen auf's Wort glaubt und thun wird, was sie ihm sagen; seine Meinung bildet er sich aber selbstständig und behält sie für sich bis zum Wahltage.

Die politische Lüge scheint im Rückgang begriffen, wenigstens in den Formen, in denen man sie bisher hierzulande zumeist kannte, und es stellt sich immer mehr heraus, daß sie, wie die „private Lüge", kurze Beine hat und wenig hilft. Wenn man ihr noch huldigt, in der Form, wie gestern am Tage in den Straßen "down towns", und gestern Abend an Michigan Avenue, so geschieht das wohl mehr aus alter Anhänglichkeit und weil keine Partei den Anfang machen will mit dem Fallenlassen des alten Trödelkrams. Weder die Republikaner, noch die Demokraten werden Stimmen gewonnen haben durch die gestrigen Demonstrationen. Wenn sie von dem „großen Eindruck" reden, den sie damit machten, dann lügen sie nur sich selbst und Andern etwas vor.

Lokalbericht.

(Für die „Sonntagpost.")

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

Es wird sich ja nun bald zeigen, ob die Vertröstung der Hoffnungsvollen unter den Maklern, daß sich das Geschäft „nach der Wahl" heben werde, guten Grund hat. Soviel sich bis jetzt ersehen läßt, sind die Bedingungen für günstige Konjunkturen vorhanden. Im Baugeschäfte herrscht, begünstigt durch das gute Wetter, rege Thätigkeit in einer Ausdehnung, wie sie während der Herbstsaison mehrerer Jahre nicht zu verzeichnen war, und, damit verbunden, ist das Anleihegeschäft ebenfalls lebhaft. Wenn sich die Erfahrungen früherer Jahre wiederholen, wird der Bauthätigkeit eine Besserung des Grundeigenthums-Marktes folgen, namentlich in Bezug auf billigere Baustellen und Eigenthum mittleren Werthes, welches sich für Flatgebäude mit mäßigen Miethen eignet. Für Flats von $20 bis $25 per Monat ist das Feld jedenfalls ein ergiebiges und Bauten dieser Art bilden denn auch den größten Theil der Neubauten.

Daß eine Nationalwahl ungünstig auf die Geschäftslage wirkt, ist unbestritten, und es wird diese Thatsache auch durch die September-Berichte der größeren Städte des Landes, im Vergleiche mit dem Geschäfte des betreffenden Monats im vorigen Jahre bewiesen. Nach diesen Berichten betrug der Werth der registrirten Verkäufe in 32 Städten:

	Sept. 1900	Sept. 1899	Zunahme	Abnahme
Allegheny	$350,229	$39,470	787	—
Atlanta	301,513	436,694	—	31
Charleston	571,175	72,113	692	—
Chattanooga	60,570	50,110	21	—
Chicago	6,538,609	8,575,000	—	23
Cleveland	838,653	2,207,695	—	62
Dallas	356,056	209,398	70	—
Davenport	277,850	216,640	28	—
Dayton	307,928	343,417	—	10
Detroit	953,500	981,600	—	3
Duluth	328,665	881,869	—	63
Galveston	23,880	308,756	—	92
Grand Rapids	297,180	358,415	—	17
Indianapolis	774,785	778,862	—	½
Louisville	332,569	557,013	—	40
Milwaukee	1,056,458	1,478,623	—	28
Minneapolis	437,836	1,979,356	—	78
Montreal	532,451	501,272	6	—
Nashville	336,246	282,684	19	—
New York	4,309,265	5,627,864	—	23
Omaha	312,081	368,429	—	15
Pittsburg	1,214,364	874,164	40	—
Portland, Oreg.	212,767	430,821	—	51
Rochester	238,300	383,606	—	38
San Francisco	984,560	976,841	1	—
St. Joseph	235,227	181,292	29	—
St. Paul	213,239	388,907	—	45
Seattle	598,698	611,999	—	2
Sioux City	188,871	1,308,678	—	85
Tacoma	210,000	116,450	80	—
Toledo	375,353	343,575	9	—
Toronto	452,000	345,000	31	—
Zusammen	$24,220,869	$32,206,613		
Abnahme	7,985,544			

Die Abnahme der Verkäufe in diesen Städten beträgt demnach 33 Prozent im Vergleiche zum September vorigen Jahres.

In Bezug auf die Bauthätigkeit zeigen die Berichte von 31 Städten, daß die Kosten der Neubauten sich wie folgt stellten:

	Sept. 1900	Sept. 1899	Zunahme	Abnahme
Allegheny	$102,650	$82,550	24	—
Atlanta	100,293	124,704	—	20
Brooklyn	1,851,767	1,966,110	—	6
Chattanooga	23,832	26,990	—	11
Chicago	2,347,200	1,217,950	93	—
Cincinnati	174,563	242,427	—	28
Cleveland	291,825	350,756	—	16
Columbus	129,285	156,225	—	17
Dallas	33,685	42,500	—	21
Detroit	449,000	292,400	53	—
Duluth	52,425	51,837	1	—
Hartford	140,330	204,000	—	31
Indianapolis	214,893	91,437	145	—
Kansas City	302,840	895,800	—	1
Los Angeles	194,772	165,252	18	—
Minneapolis	351,984	188,137	87	—
Nashville	87,147	83,510	4	—
New Orleans	93,031	120,818	—	23
New York	3,456,754	6,888,964	—	50
Philadelphia	1,384,000	1,784,725	—	22
Pittsburg	550,650	674,347	—	18
Portland, Oreg.	41,025	43,200	—	5
St. Louis	275,006	514,663	—	46
St. Paul	199,925	133,885	49	—
Seattle	409,075	170,895	139	—
Syracuse	121,275	93,550	29	—
Tacoma	52,000	23,018	125	—
Topeka	25,290	15,107	67	—
Toronto	193,925	494,105	—	61
Trenton	63,084	45,735	40	—
Washington	192,795	340,800	—	43
Zusammen	$13,997,602	$17,026,307		
Abnahme	3,028,705			

Die Abnahme beträgt 22½ Proz. im Vergleiche des Geschäftsumfanges im September des vorigen Jahres.

* * *

Im lokalen Grundeigenthums-Geschäfte war die verflossene Woche, wie zu erwarten stand, fast leblos. Von Seiten der Testamentsvollstrecker des Pullman'schen Nachlasses wurden etwa 60 Liegenschaften registrirt, welche den beiden Töchtern des verstorbenen Millionärs noch über die jeder vermachten $1,000,000 übertragen wurden. Diese Liegenschaften, fast alle in Hyde Park, belaufen sich im Werthe auf nahezu $1,000,000, ein Betrag, der aber nicht in den Eintragungen der Woche erscheint. Diese registrirten Verkäufe waren nach Zahl und Betrag:

Stadt	330	$1,589,785
Landbezirke	75	244,965
Zusammen	405	$1,834,750
Vorhergehende Woche	450	1,834,470
Entsprechende Woche von 1899	418	3,114,672
Entsprechende Woche von 1898	401	1,691,017
Entsprechende Woche von 1897	460	1,853,907
Entsprechende Woche von 1896	353	2,150,721

David S. Goggins verkaufte an Carrie A. Schwill 35 bei 180 Fuß, nebst Wohnhaus, an Drexel Boul., nahe 44. Str., für $32,500. Für $25,000 von dem Kaufgelde wurde eine Hypothek für fünf Jahre zu 5 Prozent ausgestellt.

Das Anwesen der Midland Rolling Mill Co. in Cragin wurde für $65,000 an die Block Mfg. Co. übertragen. Das in Betracht kommende Grundeigenthum ist 283 bei 133 Fuß an der Nordwest-Ecke von North 51. Ave. und Moffat Str.

Der Besitztitel zu der Fabrikanlage an der Nordwest-Ecke von West Harrison und Clinton Str., mit 49½ bei 100 Fuß, ist im Wege gerichtlicher Entscheidung in einer Theilungssache für $95,000 an Eugene H. Foß übergegangen.

In derselben Weise erwarben die Verwalter des J. N. McCullough'schen Nachlasses die Liegenschaft an der Nordost-Ecke von Caß und Illinois Str., 100 bei 100 Fuß, mit vier zweistöckigen Steinfront-Häusern, für $46,800.

B. F. George verkaufte an Belle B. Norris das dreistöckige Flatgebäude 4626—4628 Calumet Ave., mit 50 bei 137 Fuß Land, für $26,000.

Die Keeley Brewing Co. erwarb das Grundstück an der Nordost-Ecke von Cottage Grove Ave. und 29. Str., 50 bei 84 Fuß mit dreistöckigem Store- und Flatgebäude, für $31,000.

Charles Rieck hat die frühere McAvoy'sche Liegenschaft an der Südwest-Ecke von Michigan Ave. und Hubbard Court, 53½ bei 115 Fuß mit dreistöckigem Gebäude, auf 99 Jahre zu $5000 jährlicher Grundrente in Grundpacht genommen. Der Pächter ist verpflichtet, innerhalb fünf Jahren ein modernes sechsstöckiges Gebäude aufzuführen, welches wenigstens $100,000 kosten muß.

Das wichtigste Geschäft der Woche war der Verkauf der Liegenschaft 167 bis 168 Michigan Ave., 65 bei 172 Fuß, an J. H. Whittemore von Naugatuck, Conn., für $216,000 baar. Das einstöckige Stallgebäude auf dem Land ist von so geringem Werth, daß es bei dem Geschäfte nicht berücksichtigt wurde, so daß der Preis für das Land allein ist, nach der Rate von $3400 per Frontfuß. Der Kaufpreis ist zwischen den beiden amtlich festgesetzten Werthen, $253,500 von der Swift Kommission von 1896 und $209,500 von der Steuerbehörde im vorigen Jahre.

* * *

Wie schon erwähnt, war das Hypothekengeschäft der Woche sehr lebhaft. Von den großen Versicherungs-Gesellschaften figurirte die Northwestern Mutual wiederum in der Refundirung bestehender Anleihen zu ermäßigten Zinsraten. Eine derselben, $35,000 für fünf Jahre, auf das vierstöckige Store- und Flatgebäude, mit 75 bei 131 Fuß Land, an der Nordwest-Ecke von Cottage Grove Ave. und 46. Str., wurde zu 4½ Proz. begeben, während die frühere Anleihe von $40,000 eine Zinsrate von 5 Proz. trug. Dieselbe Ermäßigung fand im Falle einer Anleihe von $37,500 auf das Apartmentgebäude an der Südwest-Ecke von Grand Boul. und 47. Str., mit 50 bei 150 Fuß Land, statt.

Unter den Bauanleihen sind zu erwähnen: eine von Peabody, Houghteling & Co., von $28,000 für fünf Jahre zu 5½ Proz., auf 75 bei 109 Fuß, an der Südwest-Ecke von Belmont Ave. und West Court, wo zwei Apartmenthäuser, die $50,000 kosten sollen, im Bau begriffen sind, und eine von Henry A. Knott & Co., $20,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf 100 bei 109 Fuß an der Nordost-Ecke von Hinman und Lee Ave. in Evanston, wo ein dreistöckiges Apartmenthaus zu $35,000 erbaut wird.

Die sonstigen Anleihen waren so zahlreich, daß nur die interessanteren erwähnt werden können. Darunter sind: $40,000 für fünf Jahre zu 5¾ Proz., auf 21 bei 80 Fuß, an der Südost-Ecke von Washington und Franklin Str., mit vierstöckigem Gebäude, mit einem Steuerwerth von $61,150; $20,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf die Apartment-Liegenschaft an der Nordwest-Ecke von Lake View Ave. und Deming Court, mit 160 bei 207 Fuß Land; Erneuerung von $25,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., Theil einer Belastung von $225,000 auf 120 bei 165 Fuß an der Südwest-Ecke von Wabash Ave. und Harmon Court, mit achtstöckigem Ludington Block, mit einem Steuerwerth von $516,650; $22,000 für fünf Jahre zu 5 Proz. auf die Apartment-Liegenschaft an der Nordost-Ecke von Evanston und Belmont Ave., mit 143 bei 150 Fuß Land; $30,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf die Liegenschaft 265—271 31. Str., 85 bei 100 Fuß, mit dreistöckigen Steinfront-Gebäuden; $17,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 37 bei 150 Fuß an der Nordwest-Ecke von von Grand Boul. und 44. Str., mit dreistöckigem Steinfront-Wohnhaus; $18,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf 48 bei 125 Fuß an der Südost-Ecke von 35. Place und Rhodes Ave.; $17,000 für fünf Jahre zu 5½ Proz., auf 50 bei 125 Fuß an der Südwest-Ecke von 40. und Park Ave.; $10,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf die Liegenschaft 126 Custom House Place, 25 bei 100 Fuß, mit zweistöckigem Gebäude, mit einem Steuerwerth von $22,600.

Baird & Warner machten eine Anleihe von $30,000 für fünf Jahre zu 5 Proz. auf die Anlage der Dauchy Iron Works, 86—92 Illinois Str., 112 bei 100 Fuß, mit sechsstöckigem Fabrikgebäude.

* * *

In Bezug auf Bauwesen sind die Unterhandlungen betreffs des Columbia Theater-Grundstücks, 106—110 Monroe Str., 69½ bei 190 Fuß, von Interesse. Es ist wahrscheinlich, daß das Theater nicht wieder aufgebaut wird. Eine bedeutende Brauerfirma — welche, kann zur Zeit noch nicht konstatirt werden — hat eine Offerte für Grundpacht gemacht, die von den Besitzern ernstlich in Erwägung gezogen wird. Falls die Verhandlungen zum Abschluß kommen, wozu gute Aussicht ist, soll ein Gebäude aufgeführt werden, welches einen großen Palmengarten als Konzertlokal der feineren Art als Hauptattraktion haben wird.

Zahl und Kosten der Neubauten, für welche während der Woche Bauerlaubnißscheine ausgestellt wurden, sind nach Stadttheilen:

Südseite	25	$290,300
Südwestseite	24	88,600
Nordseite	6	37,100
Nordwestseite	18	61,200
Zusammen	73	$477,200
Vorhergehende Woche	98	707,450
Entsprechende Woche von 1899	64	267,550
Entsprechende Woche von 1898	75	430,250
Entsprechende Woche von 1897	99	402,000
Entsprechende Woche von 1896	81	291,140

Während, wie schon erwähnt, Flatgebäude den größten Theil der Neubauten ausmachen, hat die verflossene Woche doch eine Anzahl von Kontrakten für Fabriken und Geschäftshäuser aufzuweisen. Darunter sind: Vier-

(Fortsetzung auf der 5. Seite.)

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unser geliebtes Söhnchen

Sidney

im Alter von 2 Jahren, 3 Monaten und 22 Tagen am Freitag, den 26. Oktober, sanft entschlafen ist. Die Beerdigung findet statt am Sonntag Vormittag, den 28. Oktober, um 11 Uhr, vom Trauerhause, 1058 W. 69. Str., nach dem Waldheim-Friedhof. Um stilles Beileid bitten die tiefbetrübten Eltern:

Rosa und Josef Feiner.

Lokalbericht.

Aus dem Chicagoer Musikleben.

Theodor Thomas' Beliebtheit auch durch das Verhalten des Publikums im gestrigen Symphoniekonzerte dokumentirt.—Schätze der Newberry-Bibliothek.—Konzert-Ankündigungen.

Die stürmischen Beifallsbezeugungen, mit welchen seine Orchestrirung des Andantesatzes von Beethovens Kreutzer-Senate gestern Abend von den Besuchern des Symphoniekonzertes entgegengenommen wurde, müssen Theodor Thomas doch wohlgethan haben. Er bewahrte zwar seine reservirte Haltung dem Konzertpublikum gegenüber auch während der ihm dargebrachten Ovation; sein Inneres war in jenem Augenblick aber doch wohl vom Gefühl der Freude und der Genugthuung darüber erfüllt, daß man in Chicago seine Verdienste um das amerikanische Musikleben würdigt und ihm eine echte, warme, aus überströmendem Herzen kommende Verehrung entgegenbringt. Diese Werthschätzung ist keine einseitige. Auch Theodor Thomas hegt für das Chicagoer Konzertpublikum aufrichtiges Wohlwollen. Er bekundet es dadurch, daß er in seinem Bestreben unermüdlich ist, das Musikverständniß der Besucher der Symphonie-Konzerte von Jahr zu Jahr zu erweitern. Auch sein im Juni dieses Jahres geäußerter Entschluß, seine gesammte große Musikbibliothek später, wenn er sie nicht mehr benöthigt, in der hiesigen Newberry-Bibliothek zum bleibenden Vermächtniß für die Chicagoer unterbringen zu lassen, ist ein solcher Ausdruck seiner Anhänglichkeit an unsere Stadt. Diese Sammlung von Orchesterwerken, mit doppelt und dreifach vorhandenen Partituren und sämmtlichen korrigirten Stimmen für großes Orchester, ferner von Programmen der sämmtlichen Konzerte, die unter seiner Leitung stattfanden, und auch von musikgeschichtlichen, biographischen und theoretischen Werken ist die reichste und größte ihrer Art in diesem Lande. Die Programmsammlung bietet die zuverlässigste Uebersicht über Theodor Thomas' musikalische Thätigkeit in diesem Lande dar. An ihrer Spitze befindet sich ein Konzertprogramm aus dem Jahre 1852, auf welchem „Master Theo. Thomas" mit dem Violinsolo „Othello" von Ernst verzeichnet steht; alsdann kann man in dieser Sammlung Thomas auf seiner Dirigentenlaufbahn, von seinen ersten Versuchen in den Assembly Rooms, No. 446 Broadway, New York, bis zu seiner mühevollen Thätigkeit für die Weltausstellungs-Konzerte und darüber hinaus bis auf den heutigen Tag verfolgen. Hoffentlich ist diese Programmsammlung aber noch lange nicht abgeschlossen. In der Partiturensammlung befinden sich werthvolle Manuskripte von Richard Wagner, Johannes Brahms und anderen großen Komponisten. Auch die Briefe, welche Richard Wagner an den Unterhändler Federlein schrieb, als er für die Philadelphia'er Weltausstellung im Jahre 1876 einen Festmarsch komponirte, befinden sich noch in Theodor Thomas' Besitz. Für diese Komposition wurde dem „Zauberer von Bayreuth" die Summe von $5000 zugestellt, die ein Frauenkomite der „Stadt der Bruderliebe" für diesen Zweck aufgebracht hatte. Wagner schrieb auf die Partitur des Festmarsches die Stelle aus dem fünften Akt des zweiten Theiles von Goethes „Faust" als Motto nieder, die da lautet: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß." Der Festmarsch wurde alsdann am 10. Mai 1876 von einem aus 150 Musikern bestehenden Orchester unter Theodor Thomas' Leitung erstmalig in Amerika gespielt. Die Musikaliensammlung umfaßt sämmtliche Beethoven'sche Werke, ferner die Orchesterkompositionen sämmtlicher namhafter Meister der klassischen Periode, wie auch aller bekannten Komponisten aus der modernen Zeit. Bemerkenswerth ist ferner, daß Theodor Thomas seine gestern zum ersten Male zur Aufführung gebrachte neueste Orchesterübertragung der „Herrin des Felsengartens", seiner Gattin, gewidmet hat. Wie auf der Schlußseite der Partitur verzeichnet steht, hat er dieselbe am 11. Juli 1900 in seiner Sommervilla „Felsengarten" beendigt.

* * *

Die Musikbibliothek im Newberry-Gebäude, an Walton Place, zwischen Clark Str. und Dearborn Ave., enthält übrigens bereits mehrere werthvolle Originalmanuskripte, die von berühmten Tonmeistern herstammen. Als das kostbarste Originalmanuskript wird mit Recht die Partitur der allerersten Oper geschätzt, die überhaupt geschrieben worden ist. Dieses „musikalische Drama", wie damals noch die Bezeichnung lautete, ist „Euridice" betitelt und wurde von dem Italiener Jacobo Peri für die Feier der Hochzeit seiner berühmten Landsmännin Maria de Medici mit dem König Henri IV. von Frankreich geschrieben; es ist am 6. Oktober 1600 — also vor dreihundert Jahren — im Palast der Medici zu Florenz zum ersten Male aufgeführt worden. Noch ein Manuskript dieser Oper ist der Nachwelt überliefert worden; es befindet sich im britischen Museum zu London in Verwahrung. Andere, zumeist von gelehrten Mönchen aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert herrührende Notenhefte werden ebenfalls in der Antiquitätensammlung der Newberry-Bibliothek als werthvolle Schätze sorglich gehütet. Diese alten Manuskripte wurden durch Ankauf der umfangreichen und werthvollen Musik-Bibliothek des italienischen Grafen Pio Ressi erworben, welcher hochbetagt vor mehreren Jahren in Florenz starb und es sich jahrelange Mühe und ein Vermögen hatte kosten lassen, um seltene alte Notenschriften, wie auch andere Manuskripte, seiner Sammlung einverleiben zu können.

Für die dieswöchigen, am nächsten Freitag Nachmittag und am Samstag Abend stattfindenden Konzerte hat Theodor Thomas wieder ein überaus genußversprechendes Programm zusammengestellt. Als Solist wird der Violoncellist C. Brueckner mitwirken, welcher, nebst den Herren Bruno Steindel und W. Unger, zu den leistungstüchtigsten Cellisten des Symphonie-Orchesters gerechnet wird. Als Novität im eigentlichen Sinne des Wortes ist Glazounows, des russischen Komponisten, Symphonie No. 6 zu betrachten; Berlioz' Ouvertüre wurde Anfangs dieses Jahres von einem Verleger wieder ausgegraben. Sie wurde im Jahre 1832 in Paris erstmalig unter Berlioz' Leitung gespielt. Das vollständige Programm lautet, wie folgt:

Ouverture, „Rob Roy" (zum ersten Male) . . Berlioz
Konzert für Violoncello, A-Moll, Op. 33 . . . . Saint-Saens
Symphonie Nr. 6, C-Moll, Op. 58 (zum ersten Male) . . . . . . Glazounow
Adagio — Allegro Passionato — Tema Con Variazione—Intermezzo — Finale.
Ouvertüre, „Genoveva" . . . . . . Schumann
Tanz der glücklichen Geister, a. d. Oper „Orpheus" . . . . Gluck
Tanz der Furien, aus der Oper „Orpheus" . . . . Gluck
Vorspiel, „Die Meistersinger" . . . . . Wagner

* * *

Es ereignet sich nicht oft im hiesigen Musikleben, daß an einem Konzertabend mehrere Größen der Musikkunst dem Publikum vorgeführt werden, wie es Dr. Ziegfeld für das am nächsten Dienstag Abend im „Auditorium" stattfindende Lehrerkonzert des Chicago Musical College zu Stande gebracht hat. Charles Gauthier feierte noch im vergangenen Frühjahr als erster Heldentenor der New Orleanser französischen Operngesellschaft hier große Triumphe; man stellte ihn in Stimmkraft einem Tamagno zur Seite und verglich ihn in der künstlerischen Behandlung seiner Stimme, wie auch in der Darstellungskunst mit Jean de Rezke. Jetzt ist Herr Gauthier Gesangslehrer und Stimmbildner am Chicago Musical College und tritt übermorgen, gemeinschaftlich mit seinem Kollegen Hermann de Vries, auf der Konzertbühne zum ersten Male vor das Chicagoer Publikum. Herr Rudolph Ganz verstand es, im Dezember vorigen Jahres das verwöhnte Musikpublikum in der deutschen Reichshauptstadt durch sein temperamentvolles und dabei künstlerisch fein abgeklärtes Klavierspiel so zu begeistern, daß auch die strenge Berliner Kritik sich dem einmüthigen Lobe anschloß und Herrn Ganz als einen nach jeder Beziehung hin vollkommenen Meister seiner Kunst bezeichnete. Dr. Ziegfeld, welcher damals vor wenigen Wochen erst von einer ausgedehnten Europareise zurückgekehrt war, ließ sich die Mühen einer nochmaligen Reise über den Ozean, und auch zurück, nicht verdrießen, sondern begab sich auf's Neue persönlich zu dem gefeierten Künstler, mit dem er schon vorher in Unterhandlungen getreten war, und gewann auch ihn als Lehrer für seine Musikschule. Herr Bernhard Listemann, der bekannte Meister des virtuosen Violinspieles, wie auch Herr Hans von Schiller, welcher sowohl als Pianist, wie als Dirigent hier, wie auch drüben, bei den Musikfreunden in hohem Ansehen steht, bedürfen keiner besonderen Einführung. Bei der Ausführung jeder einzelnen Nummer des abwechselungsreichen Programmes wird ein vollbesetztes Orchester unter Leitung des Herrn v. Schiller mitwirken. — Der Vorverkauf von Sitzkarten für dieses Künstlerkonzert ist an der Kasse des Auditorium bereits in vollem Gange.

Gleich Opium-Essern

Werden Kaffee-Trinker Sklaven.

„Die Erfahrung, die Leiden und Knechtschaft einiger Kaffee-Trinker würden fast ebenso interessant sein, wie die „Bekenntnisse eines Opium-Essers", sagt ein Bostoner Mann, W. J. Tuson, 131 W. Newton Str. „Zwanzig Jahre lang genoß ich Kaffee zum Frühstück und auch manchmal während des Tages; ich verlangte darnach, wie ein Whisky-Trinker sich nach seinem Morgen-Stärker sehnt. Ich wußte gut genug, daß der Kaffee mich langsam ruiniren würde, aber ich konnte nicht von ihm lassen.

„Seine Wirkung auf das Nerven-System war schließlich beunruhigend, und meine allgemeine Gesundheit sehr geschwächt. Ich litt an Dyspepsia, ernstem Herzleiden und Schlaflosigkeit. Wenn ich mich niederlegen wollte, mußte ich fast ersticken. Mein Arzt versicherte mir, es sei in Folge der Wirkung von Kaffeine (dies ist der eigentliche Grundstoff des Kaffees) auf das Herz.

„Ich fuhr jedoch in seinem Gebrauche fort, und litt weiter, gerade wie Trunkenbolde es thun. Eines Tages, als ich außergewöhnlich niedergedrückt fühlte, traf ich einen Freund, der mich ansah und sagte: „Jetzt paß auf, alter Freund, ich glaube, ich weiß genau, wie es mit Dir steht. Du bist ein Kaffee-Freund, und das wird Dich umbringen. Ich werde Dir meine Erfahrung erzählen: Ich trank Kaffee, und er ruinirte meine Nerven, affizirte mein Herz und machte einen bleichen, verbissenen alten Mann aus mir; aber durch einen Freund, der in ähnlicher Weise von dem Kaffee zu leiden hatte, fand ich Erlösung, und möchte Dir davon erzählen. Versuche Postum Food Kaffee, ein schönes, angenehmes Getränk, voll Nährwerth, das Deine Neigung zum Kaffee befriedigen und Deinem Nerven-System die Gesundheit wiedergeben wird, anstatt sie zu zerstören, wie Kaffee es gethan hat.'

„Ich befolgte meines Freundes Rath, und innerhalb einer Woche von da ab schien meine Verdauung vollkommen; ich hatte die ganze Nacht einen süßen, erquickenden Schlaf, und mein Herz hörte auf zu zucken und zu beben. Ich habe beständig an Gesundheit und Lebenskraft zugenommen."

Sah den Elephanten.

Aber nicht den, welchen zu sehen, John Neff hierher gereist war.

John Neff, der Sohn eines wohlhabenden Farmers von East Troy, Wis., kam am Freitag Abend in Chicago mit 50 Dollars in der Tasche an, die er sich eigens dazu eingesteckt hatte, um die gestrige große Parade anzusehen und später zu Ehren der nationalen Prosperität ein paar Silberlinge springen zu lassen. Um sich einigermaßen zu akklimatisiren, suchte er bald nach seiner Ankunft das dunkelste Chicago auf, das er aber lange nicht so schwarz fand, als es gemalt wird, d. h. ehe er mit seiner Tour zu Ende war. In einer Wirthschaft an Wabash Ave. nahe 12. Str. traf Neff einen sehr netten Herrn, der zumal noch ein Arzt war, wie er sagte, sich trotzdem aber auf das Leutseligste mit dem stadtfremden Mann aus East Troy unterhielt, ja sogar so freundlich war, ihn zwei „befreundeten Damen" vorzustellen, die sich zufällig in einem Hinterzimmer der Wirthschaft befanden. Neff rechnete es sich nicht nur zur Ehre, sondern zur Pflicht an, in so feiner Gesellschaft sich nicht lumpen zu lassen, und bestellte wacker drauf los. Die beiden Damen rauchten etwas starken Tabak, der sich Neff dermaßen auf die Lunge legte, daß er einen Hustenanfall erlitt. Sofort erwachte in dem Herrn, der in so liebenswürdiger Weise die Honeurs gemacht hatte, der medizinische Forscher. „Mensch, Sie haben ja Lungenschwindsucht, lassen Sie sich 'mal ein wenig untersuchen". Mit diesen Worten klopfte der Doktor in kunstgerechter Weise an Neffs Brustkasten herum. Dann machte er eine bedenkliche Miene, sagte, Neff habe Glück, daß er ihm noch rechtzeitig in die Hände gefallen sei, und entfernte sich dann, um Medizin zu holen. Neff, der sich durchaus nicht krank fühlte, wollte eine neue Runde ausgeben, und als er für dieselbe bezahlen wollte, entdeckte er, daß die Auskultation allerdings eine sehr gründliche gewesen, denn sein Geld war futsch. Wie besessen stürzte Neff nach der Harrison Str.-Polizeistation, wo er seinen Verlust meldete. Obwohl er grün genug gewesen war, sich von einem Chicagoer Bauernfänger rupfen zu lassen, so war er doch nicht so grün, daß er sich wirklich eingebildet hätte, auch nur einen Cent seines Geldes wiederzusehen. Glücklicherweise hatte er ein Rückfahrtsbillet, und der nächste Zug trug ihn East Troy zu, wo er jetzt von dem „Elephanten" erzählen wird, den er in Chicago gesehen. Daß es aber nicht der Elephant war, den die Republikaner in ihrer gestrigen Parade mit sich führten, wird er wahrscheinlich nicht ausplaudern.

War ein Irrthum.

Rosenberg und Ashby haben mit Paßfälschungen nichts zu thun.

Beamte der „Central Passenger Association" erklären, daß die in der Presse erschienenen Berichte über die am Freitag erfolgte angebliche Verhaftung von C. C. Rosenberg und E. P. Ashby unter der Anklage, Eisenbahnpässe gefälscht zu haben, auf Irrthum beruht. Rosenberg sowohl wie Ashley sind Ingenieure in Diensten der Lehigh Valley-Bahn und befanden sich am Freitag in Geschäften hier, wobei sie im Grand Pacific-Hotel abgestiegen waren. Auf noch unaufgeklärte Weise gab die Polizei die Namen der Verhafteten als Rosenberg und Ashby an, obwohl dieselben, wie behauptet wird, in keiner Weise mit der Angelegenheit in Verbindung standen. Die „Central Passenger Association" ließ zwar schon seit mehreren Tagen die angeblichen Paßfälschungen durch Detektives untersuchen, indessen ging der Bericht, daß Rosenberg und Ashby verhaftet worden seien, nicht von ihr aus. Die Beamten der Association wußten thatsächlich nichts von der Verwechselung, die in Bezug auf die Persönlichkeit der Verhafteten gemacht worden war, bis sie den Bericht in der Presse sahen.

Die Verhafteten, die sich noch in der Zentralstation in Gewahrsam befinden, gaben ihre Namen als John H. Jones und Gilbert E. Myers an, die Polizei glaubt jedoch nicht, daß dies ihre richtige Namen sind. Die mit dem Fall betrauten Detektives ermittelten gestern, daß die Beiden kürzlich von New York hierher kamen, und telegraphirten an die dortige Behörde, zwei Koffer zu beschlagnahmen, welche Jones und Myers in New York stehen haben sollen. Ein Koffer, den sie in Cincinnati zur Aufbewahrung gegeben hatten, kam gestern hier an, und in demselben fanden sich mehrere Pässe und Fahrkarten, die nach Ansicht der Polizei ebenfalls gefälscht sind.

Kurz und Neu.

* Das neue „South Chicago Hospital", 730 92. Place, wurde gestern mit einem Empfang für den ärztlichen Stab desselben eröffnet. Heute Nachmittag hat das Publikum Gelegenheit, die Anstalt in Augenschein zu nehmen, und bei der öffentlichen Eröffnungsfeier wird Richter G. E. Clark eine Ansprache halten.

* Weder Frank H. Smiley, noch A. Unger, den anderen beiden Angeklagten in dem Verschwörungsfalle zum Zweck angeblicher Beschwindelung von Lebensversicherungsgesellschaften, bei dessen Verhandlung auch der geheimnißvolle Tod von Marie Defenbach zur Sprache gebracht werden soll, gelang es gestern, Bürgen aufzutreiben. Nachdem es ihrem Mitangeklagten Wayland Brown gelungen war, die geforderte Bürgschaft von $10,000 zu stellen und dadurch auf freien Fuß gelangen, trugen auch sie sich mit dieser Hoffnung, doch haben sie allem Anschein nach nicht so einflußreiche Freunde, wie Brown. Sie müssen deßhalb in Untersuchungshaft verbleiben.

Der Grundeigenthumsmarkt.

(Fortsetzung von der 4. Seite.)

stöckige Schuhfabrik, 45 bei 134 Fuß, 30—32 Elston Ave., $20,000; Maschinenbau-Fabrik und Office-Gebäude, zweistöckig, 100 bei 250 Fuß, nebst Schmiede und Kesselhaus, Südost-Ecke von 39. Str. und Stewart Ave., $30,000; vierstöckiges Geschäftshaus, 24 bei 132 Fuß, an der Ecke von Main und Jefferson Str., in Evanston, $20,000; fünfstöckiges Lagerhaus, 40 bei 80 Fuß, 44—46 Franklin Str., $20,000; Verbesserungen im fünfstöckigen Geschäftshaus 174 Randolph Str., $15,000, und Gießerei und Kesselhaus 1142—1158 West 16. Str., $10,000.

Sonstige erwähnenswerthe Neubauten, für die Kontrakte vergeben wurden, sind: Drei zweistöckige Flats, 73 bei 60 Fuß, an West Jackson Boul., nahe 43. Ave., $18,000; zwei zwei- und dreistöckige Wohnhäuser, 34 bei 37 und 28 bei 44 Fuß, 1906—1908 Magnolia Ave. und 3300—3302 Dover Str. in Sheridan Park, $12,000; vierstöckiges Store- und Flatgebäude, 66 bei 100 Fuß, 2321—2325 State Str., $40,000; dreistöckige Flats, 50 bei 100 Fuß, an Langley Ave. und 69. Str., $18,000; dreistöckige Flats, 75 bei 157 Fuß, Südwest-Ecke von South Park Ave. und 56. Str., $50,000; dreistöckiges Gebäude von zwölf Flats, an Irving Park Boul., nahe Graceland Ave., $35,000.

Traurige Nachklänge zum Umzug.

Ein Theilnehmer an der Parade wird überfahren und getödtet, ein anderer stürzt vom Pferde.

Beim Abspringen von einem Straßenbahnwagen gerieth gestern Abend an der Ecke von Madison Str. und Kedzie Ave. ein Unbekannter unter einen aus der entgegengesetzten Richtung kommenden Straßenbahnwagen und wurde überfahren und getödtet. Die Leiche wurde nach der Todtenhalle Nr. 1455 W. Madison Str. geschafft. Der Verunglückte war etwa vierzig Jahre alt, 5 Fuß 9 Zoll groß und ist etwa 200 Pfund schwer. Er trug eine gelbe Schärpe mit der Aufschrift "P. O. V." Man vermuthet, daß er sich an der Industrieparade betheiligt hatte.

Das Pferd, auf dem E. A. Heppner, ein Kapitän im 1. Illinoiser Kavallerie-Regiment, im republikanischen Umzug ritt, scheute an der Ecke von Michigan Ave. und Jackson Boul. und warf den Reiter ab. Heppner trug eine Verrenkung des Rückgrats und des rechten Beines davon und wurde nach seiner Wohnung, Nr. 327 60. Place, gebracht.

Durch langes Marschiren in der gestrigen Parade erschöpft, betrat Alb. Roberts, Nr. 795 21. Str. wohnhaft, eine an der Clark, nahe der 12. Str. gelegene Wirthschaft, um sich zu erfrischen. Ehe er das Gewünschte erhalten hatte, wurde er von zwei Männern niedergeschlagen und um $16 beraubt. Die Polizei fand von den Banditen keine Spur.

Alles mit Unterschied.

Richter Dunne hat gestern bei Erledigung eines Habeas Corpus-Gesuches, das ihm unterbreitet worden war, die ganz vernünftige Entscheidung abgegeben, daß es an sich nicht als ein Verstoß gegen die bürgerliche Ordnung angesehen oder gar bestraft werden darf, wenn Leute sich in einem Kessel aus einer Wirthschaft Bier holen oder holen lassen und sich an diesem Labetrank auf der Straße gütlich thun. Verschiedene höhere Polizeibeamte, darunter die Inspektoren Shea und Kalas, sowie der Kapitän Wheeler, thun nun so, als habe der Richter mit dieser Entscheidung der Polizei die Möglichkeit zur Unterdrückung eines gefährlichen Uebels genommen. Sie sprechen von den Zechgelagen, die von Strolchen und Bummlern in Gassen abgehalten werden, und welche häufig in Mord und Todtschlag ausarten. Auch würden, fügen sie hinzu, durch diese Zechgelage nicht wenige Knaben und junge Burschen zu Trunkenbolden herangebildet. Diesem Uebel zu steuern wird nach ihrer Ansicht, zufolge der jetzt von Richter Dunne abgegebenen Entscheidung in Zukunft nicht mehr angängig sein. — Dem aber ist denn doch wohl kaum so. Richter Dunne hat nur entschieden, daß es an sich nicht strafbar sei, auf der Straße einen Schluck Bier zu trinken. Und in der That hat denn auch bisher wohl kein noch so diensteifriger Schutzmann daran gedacht, z. B. Straßenarbeiter zu verhaften, die sich in der Mittagspause am Wegrande einen Trunk Bier munden ließen. Anders liegt die Sache, wenn eine regelrechte, oder vielmehr regellose Zecherei in einer Gasse veranstaltet wird, und wenn die Trinker Minderjährige an ihren Gelagen theilnehmen lassen. Wo solche „erschwerenden Umstände" vorliegen, könnten gebotenen Falles Verhaftungen nach wie vor vorgenommen werden und Verurtheilungen erfolgen, nicht wegen des Trinkens an sich, sondern wegen der anstößigen Nebenumstände, und dann dürfte sich wohl kein höherer Richter finden, welcher den betreffenden Unfug nicht als solchen erkennen und seine Ahndung für gerechtfertigt erklären würde.

Kirchliche Notizen.

In McVickers Theater wird heute die „People's Church" anläßlich des 20. Jahrestages ihrer Gründung eine besonders eindrucksvolle Feier veranstalten. Die Festpredigt wird Rev. Dr. H. W. Thomas über das Thema „Religionsfreiheit" halten. Dieser unter den Chicagoer Bürgern in hohem Ansehen stehende Geistliche, wurde bekanntlich seiner freisinnig-religiösen Anschauungen halber aus dem Verbande der Methodistenkirche ausgestoßen und gründete alsdann diese Gemeinde, der er noch heute vorsteht. Ein Theil der heutigen Gedächtnißfeier ist den verstorbenen Mitgliedern der Gemeinde gewidmet.

Die neue Kirche der Schwedischen Bethanien-Gemeinde, Ecke Garfield Boulevard und Fifth Ave., wird heute mit einem großen Weihefest ihrer Bestimmung übergeben werden. Nach dem Festgottesdienst, welcher Vormittags um 10 Uhr beginnt, wird Nachmittags um 3 Uhr der eigentliche Weiheakt stattfinden. Die Festlichkeit wird Abends durch eine Versammlung der Gemeinde in ihrem neuen Gotteshause zum Abschluß gebracht.

Bange Stunden für Crawford.

Obwohl die Geschworenen in dem Crawford-Mordprozeß, der vor Richter Smith verhandelt wurde, sich schon am Freitag Abend auf einen Wahrspruch einigten, wird Henry Crawford, welcher des Mordes, begangen an Wesley Constant, beschuldigt ist, sein Schicksal doch erst morgen Vormittag erfahren. Als die Geschworenen sich geeinigt hatten, war der Gerichtshof schon auf Montag vertagt, und die Jury überreichte daher dem Gerichtsdiener einen versiegelten Wahrspruch.

Verlangen Schmerzensgeld.

Dr. Frank T. Andrews und seine Gattin Clara haben gestern im Kreisgericht die Great Northern Theatre & Hotel Co., auf je $10,000 Schadenersatz als Schmerzensgeld für Verletzungen verklagt, die sie vor zwei Jahren bei einem Fahrstuhlunfall im Great Northern Hotel erlitten hatten.

Briefkasten.

Die Rechtsfragen beantwortet der Rechtsanwalt Jens L. Christensen, 502 Fort Dearborn Gebäude, Chicago.

M. W. — Wenden Sie sich an einen Münzenhändler.

R. P. — Sprechen Sie persönlich vor.

Alter Abonnent. — 1) Das Gesuch um einen Freibrief von Seiten des Staates Illinois muß von drei Personen unterschrieben werden. — 2) Dieselbe Anzahl. — 3) Ebenso. — 4) Wenden Sie sich an unseren Rechtsberather, Zimmer 502, Fort Dearborn Gebäude, Ecke Monroe und Clark Str.

C. B. — Brieflich beantwortet.

P. H. — Theilzahlungen oder Zinszahlungen unterbrechen die Verjährungsfrist, aber Mahnbriefe haben diese Wirkung nicht.

D. Z. — Das hängt davon ab, ob er [illegible] Ihrer Geschäftsbranche Brauch und Sitte ist.

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizensen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

Patrick Laughlin, Mary Gallagher, 29, 23.
Williard A Holman, Jos. D. Worthington, 27, 25.
Albin Johnson, Beda Peterson, 25, 20.
Feliz Paturalski, Stanislawa Wisniewska, 25, 25.
Frantisek Pasek, Katarzyna Stralova, 29, 27.
George Porter, Hattie Peterson, 28, 28.
Carl Lee, Fannie Paull, 24, 24.
Harry T. Odenkirk von Ottawa, Jll., Carrie A. Besper von Ashland, Ohio, 28, 21.
Joseph Beran, Anna Stech, 23, 18.
Jozef Wardman von Evergreen Park, Jll., Anna Milkowska von ebendaher, 49, 53.
Joseph A. Wemlinger, Carrie Nagler, 25, 25.
Herbert W. Gilbert, Helen O'Brien, 26, 23.
Alfred Anderson, Hilma Augustinson, 32, 32.
William Kissane, Bridget Liston, 29, 24.
William Kiegan von Tolrica, Jll., Lizzie Jenkins von East Chicago, Ind., 29, 20.
John Siebert, Emma Kamann, 37, 37.
Josef Mokry, Josefine Baledova, 33, 25.
Fred. Mentz, Martha Schultz, 33, 22.
Philipp Pfleger, Mary Becker, 26, 25.
Jacob Klein, Lizzie Schmidt, 32, 30.
Walter W. Beaton, Daisy James, 25, 21.
Hjalmar Spangberg, Frida Johnson, 25, 23.
Ivan Javorskyj, Katerina Lazawska, 22, 20.
Henry A. Majewski, Frances Pawlak, 25, 21.
Edward B. Darmstadt, Elizabeth Schmidt, 25, 26.
Jacob Chartier, Gertrude McGrew, 38, 28.
Arthur Root, Nora Kellogg, 21, 21.
Jozef Golno, Katarzyna Ciohon, 45, 20.
Morris Kohn, Annie Jesper, 25, 26.
Francis A. Maltty, Mary C. Douglaß, 47, 30.
Samuel S. Millenthal von Kalamazoo, Mich., Birdie Frank, 32, 24.
Fred Schuster, Amalie Frevert, 28, 23.
Louis Aherns von Lemont, Jll., Bertha Menzberg von ebendaher, 30, 26.

Todesfälle.

Nachfolgendes ist die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Meldung zuging:

Kayner, Thomas, 51; 8736 Wood Str.
Matthieson, Henry, 56; 66 W. Division Str.
Deisch, Katie, 39; 955 56. Str.
Schild, Charles, 73; 128 Townsend Str.
Schmitz, Joseph, 88; 2943 Wentworth Ave.
Zeigler, R., 17; 5221 Maplewood Ave.
Rosenberg, Mary, 43; 4529 Armour Ave.

Bau-Erlaubnißscheine

wurden ausgestellt an:

A. Thiele, für ein zweistöckiges Framehaus, 1211 N. 40. Ave., veranschlagt auf $1800.
J. De Koven, für einen zweistöckigen Brick-Anbau, 402 Dearborn Ave., veranschlagt auf $3500.
Collins & Morris, dreistöckiges Brick Apartment-Gebäude, 6005—6011 Woodlawn Ave., $78,000.
H. Rhoebecker, einstöckige Brick Cottage, 11303 Curtis Str., $1350.
William Morris, dreistöckiges Brick Apartment-Gebäude, 177—179 47. Str., $20,000.
T. F. Green, einstöckige Brick Cottage, 11553 Princeton Ave., $1000.

Marktbericht.

Chicago, den 27. Oktober 1900.

Getreide.

Weizen — Oktober	$0.71½—0.71¾
November	0.71¾—0.71⅞
Dezember	0.72¾
Mais — Oktober	0.37
November	0.36¼—0.36⅜
Dezember	0.34⅞—0.35
Hafer — Oktober	0.21¼
November	0.21⅜—0.21½
Dezember	0.21¾—0.21⅞

Baarpreise — Weizen 70½—80c; Mais 39—40½c; Hafer 21½—25½c; Gerste 37—58c; Roggen 48½—49½c; Flachssamen $1.69—1.70; Timothy Kleesamen $3.25—4.10 per 100 Pfund; Heu, 5.50—$12.50 per Tonne.

Provisionen.

Gepökeltes Schweinefleisch — Oktober	15.00
Schmalz — November	6.90
Dezember	6.75—7.50
Januar	6.62½
Rippchen — Oktober	6.75
November	6.10
Januar	5.90—5.92½

Verschiedene Gebrauchs-Artikel.

Preise, die von den Engros-Firmen den Kleinhändlern berechnet werden.

Aepfel, gedörrte	0.05—0.06
Pfirsiche, gedörrte	0.06—0.08
Aprikosen	0.08½—0.09
Heidelbeeren	0.05½—0.06
Himbeeren	0.19—0.20
Rosinen — Muskateller	0.08—0.10
London Layers, per Kiste	1.50
Zantener Korinthen	0.14—0.15
Terragona Mandeln	0.16½
Brasilianische Nüsse	0.11½—0.12
Erdnüsse (Tennessee'er	0.04½—0.05½

Spezereien.

Zucker — der Hut, 100 Pfund	6.30
Staubzucker, 100 Pfund	6.00
Speisezucker, 100 Pfund	5.90
Würfelzucker, 100 Pfund	6.05
Konditor's A. 100 Pfund	5.70
O. A. 3, 100 Pfund	5.55
Thee — Young Hyson	0.25—0.55
Imperial	0.30—0.42
Gunpowder	0.28—0.50
Moyune	0.67—0.72
Japan	0.39—0.44
Oolong	00.32—0.70
Kaffee — Bester Rio	0.14—0.17
Geringere Sorten Rio	0.11—0.12
Maracaibo	0.11—0.13
O. G. Java	0.26—0.30
Mokka	0.23
Reis — Louisiana	0.05—0.07½
Carolina	0.05½—0.07½
Java	0.05½—0.06
Japan	0.06½—0.07½

Fische.

Weißfische, 100 Pfund	7.50
California Lachs	13.00
Nr. 1 Forellen, ½ Faß	6.50
Holländische Häringe, frische, Fäßchen	0.80—0.90
Labrador Häringe, per Faß	7.00

Viehmarkt.

Beste Stiere	5.65—5.85
Stiere mittlerer Größe	5.15—5.35
Stiere von 1000—1300 Pfund	5.00—5.25
Stiere von 900—1250 Pfund	4.90—5.10
Bullen	2.25—4.60
Kälber	3.00—6.50
Kühe und Färsen	3.50—3.95
Texanische Stiere	3.40—4.00
Schweine	4.50—4.85
Schafe	3.40—4.15
Lämmer	3.50—4.75

Es wurden während der letzten Woche nach Chicago gebracht: 55,543 Rinder, 2,133 Kälber, 151,575 Schweine, 74,081 Schafe. Von hier verschickt wurden: 18,186 Rinder, 521 Kälber, 25,898 Schweine, 16,758 Schafe.

Marktpreise an S. Water Straße.

Meierei-Produkte:

Butter—	
Creameries — Extras	0.22
Erste Qualität	0.18—0.19
Zweite Qualität	0.15—0.16
Dairies — Extras	0.18
Kochbutter	0.14—0.17½
Käse—	
Twins	0.10½—0.10¾
Cheddars	0.10½—0.10¾
Young Americans	0.11½—0.11¾
Brick	0.10½—0.11½
Limburger	0.09—0.09½
Schweizer	0.11½—0.13½
Eier—	
per Dutzend	0.17½
Bohnen—	
Per Sack	1.78—1.83
Geflügel, für die Küche hergerichtet—	
Truthühner, per Pfund	0.09
Hühner, per Pfund	0.08
Springs, per Pfund	0.09
Enten, per Pfund	0.09
Gänse, per Pfund	0.07
Lebendes Geflügel—	
Truthühner, per Pfund	0.08—0.09
Hühner, per Pfund	0.06½
Springs, per Pfund	0.08
Enten, per Pfund	0.08
Gänse, per Dutzend	4.50—6.50
Kalbfleisch, das Pfund	0.06—0.09
Frische Fische—	
Schwarzer Barsch, per Pfund	0.12½
Zander, per Pfund	0.06—0.07
Hechte, per Pfund	0.04—0.05
Frische Früchte—	
Apfelsinen, per Kiste	3.00—6.00
Heidelbeeren, per Kiste	1.25 1.50
Blaubeeren, 16 Quarts	1.50—1.75
Himbeeren, 16 Quarts	1.25
Pfirsiche, per Korb	0.20—0.40
Johannisbeeren, 16 Quarts	1.25—1.35
Aepfel, frische, per Faß	1.00—2.75
Birnen, per Faß	1.00—3.50
Pflaumen, 4 Körbe	0.75—1.00
Zitronen, per Kiste	1.00—3.00
Bananen, per Bündel	0.50—1.50
Gemüse—	
Kartoffeln, per Buschel	0.26—0.33
Tomaten, per Kiste	0.50—0.60
Zwiebeln, per Dutzend Bündel	0.10
Gurken, per 1½ Buschel	0.25—0.35
Kohl, per Kiste	0.40
Salat, per Kiste	0.20—0.25
Mohrrüben, per Dutzend Bündchen	0.25—0.30
Sellerie, per Kiste	0.15—0.35
Rüben, per Kiste	1.00—1.25
Radieschen, per Dutzend	0.05—0.08
Spinat, per Faß	[illegible]
Grüne Erbsen	[illegible]

Vergnügungs-Wegweiser.

Powers. — Deutsche Vorstellung.
Illinois. — „Barbara Fritchie."
Studebaker. — Gounods Oper „Faust."
Grand Opera House.—„The House, that Jack Built".
McVickers. — „Caleb West."
Great Northern. — „The Merry Tramps."
Dearborn. — „A Virginia Courtship."
Hopkins. — „Shaft Nr. 2."
Alhambra. — „The Tide of Life."
Bijou. — „Over the Sea."
Academy. — „A Rough Riders Romance."
Rienzi.—Konzerte jeden Abend und Sonntag Nachmittag.
Volksgarten.—Beckers Damen-Orchester.
Tivoli-Garten. — Tyroler Alpensänger und Baudeville.

Für müßige Stunden.

Preisaufgaben.

Worträthsel (473).

Eingeschickt von Frau Pinger, Chicago.

Mein Erstes kann verletzen —
Schon Manchen traf es schwer —
Oft prangt — uns zum Ergötzen —
An ihm ein Blüthenmeer;
Mein Zweites ist ein Schwimmer,
Wie keiner weit im Land:
Hier schmückt's ein gold'ner Schimmer,
Dort trägt's ein schlicht' Gewand.
Mein Ganzes zu verspeisen
Gilt Vielen ein Genuß;
Wird's einer selbst geheißen,
So macht's ihm nur Verdruß.

Räthsel (474).

Eingesch. von Frau Anna Huber, Chic.

Schmückt eine Esse meine Mitte,
So hindr' ich den bei jedem Schritte,
Der, weil ich drückend bin und schwer,
Am liebsten meiner ledig wär'.
Vertreibt die Esse, eine Lüge,
Möcht' wohl er wünschen, daß ich trüge
Ihn dorthin, wo für sein Gemüth
Ihm neue Lust und Freude blüht.

Scherzräthsel (475).

Von Sigmund Freund.

Der Eine will hinauf,
Der And're nicht herunter,
D'rum balgen Beide sich
Um ihn herum jetzt munter.
Er ist in jedem Dach,
Fehlt in der Stub' mitunter,
An seinem Gange leidet
Die Menschheit — dann nicht munter.
Bald ist er hart, bald weich
Von Meistershand gezimmert, —
Sieh', Löser, wie des Onkels
Halbmond darinnen schimmert.

Zahlenräthsel (476).

Von Frl. Charlotte Druehl, Chic.

1 2 3 4 ein scharfes Instrument, gut zum Zerschmettern,
Auch gibt's den Namen ein's der Vettern;
1 3 2 4 ein Städtchen in der Schweiz;
4 3 2 1 ein Wörtchen voller Reiz,
Wenn Einer spricht: „Du bist es mir!"
4 2 3 1 das Thierische am Thier;
In 2 3 4 macht' ich dies Alles hier.

Leistenräthsel (477).

Von J. G. Romero, Chicago.



Die Buchstaben in obiger Figur müssen so umgestellt werden, daß die Leisten von oben nach unten nud von links nach rechts gelesen, 3 Wörter ergeben, die Folgendes nennen:

1. Einen afrikanischen Herrscher.
2. Eine Stadt in Persien.
3. Einen im Neuen Testament vorkommenden Namen.

Räthsel-Pyramide (478).

Von Ildephonso v. Dastis, Chicago.

3
5 3
1 5 3
1 3 5 2
1 3 2 6 5
1 2 3 4 5 6

Bei Einfügung der richtigen Buchstaben an Stelle der Zahlen ergeben die wagerechten Reihen:

1. Einen Vokal.
2. Ein bekanntes Nahrungsmittel.
3. Ein Verhältnißwort.
4. Ein sehr beliebtes, doch auch vielgeschmähtes Getränk.
5. Eine schmackhafte Frucht.
6. Eine Haupt- und Weltstadt.

Die einzelne Zahl bedeutet natürlich immer denselben Buchstaben; jede Reihe ist unter Hinzufügung eines Buchstabens aus der vorhergehenden Reihe zu bilden, doch kann die Reihenfolge der Buchstaben beliebig verändert werden.

Es werden wieder mindestens sechs Bücher als Prämien für die Preisaufgaben — je ein Buch für jede Aufgabe, wobei das Loos entscheidet — zur Vertheilung kommen — mehr, wenn besonders viele Lösungen einlaufen. Die Zahl der Prämien richtet sich nach der Anzahl der Lösungen. Die Verloosung findet Freitag Morgen statt und bis dahin spätestens müssen alle Zusendungen in Händen der Redaktion sein. Postkarten genügen, werden die Lösungen aber in Briefen geschickt, dann müssen solche eine 2-Cents-Marke tragen, auch wenn sie nicht geschlossen sind.

Die Prämien sind in der „Office der Abendpost Co." abzuholen. Wer eine Prämie durch die Post zugeschickt haben will, muß die ihn vom Gewinn benachrichtigende Postkarte und 4 Cents in Briefmarken einschicken.

Nebenräthsel.

Kreuzräthsel.

Von Wm. Schaper, Chicago.



1. Ein Buchstabe.
2. Ein Fremdwort für Gesetz.
3. Ein Bindewort.
4. Ein Geschlechtswort.

1 und 2: Abkürzung eines männlichen Vornamens.
1 und 4. Theil des menschlichen Körpers.
1, 2, 3 und 4. Ein männlicher Vorname.

Gleichklang.

Von Frank Koepke, Chicago.

Zu altersgrauer Zeit war ich einst hochverehrt,
Ein neuerer Begriff mich in das Gegentheil verkehrt.
Doch bist zum Dritten glücklich Du hindurchgeflüchtet,
So findest dort Du oftmals Anderes wie berichtet.

Buchstabenräthsel.

Von Rinaldo M., Chicago.

Mit „L" trägst Du es in der Brust,
Mit „Z" in Deinem Munde;
Von tiefem Weh, von heit'rer Lust,
Da geben sie Dir Kunde.
Mit „J" ein kleines Menschenkind,
Nun sag' mein Räthsel mir geschwind.

Worträthsel.

Von Frau Bertha Liebich, Chicago.

Die Erste steht, wie allbekannt,
Im Dienst der Todeswaffen;
Das Ganze hat in Künstlerhand
Manch' schönes Werk geschaffen.

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Räthsel (467).
München — Münchhausen.
Richtig gelöst von 88 Einsendern.

Buchstabenräthsel (468).
Pflaster, Laster, After.
Richtig gelöst von 74 Einsendern.

Gleichklang (469).
Essen.
Richtig gelöst von 69 Einsendern.

Versteckräthsel (470).
Friedrich Bodenstedt.
Richtig gelöst von 66 Einsendern.

Quadraträthsel (471).
Aar, Aha!, Raa.
Richtig gelöst von 83 Einsendern.

Zahlenräthsel (472).
Rabe (1, 4, 2, 8); Bern (2, 8, 1, 6); Ober (7, 3, 8, 1); Mann (5, 4, 6, 6).
Richtig gelöst von 34 Einsendern.

Richtige Lösungen

sandten ein:

F. A. Frintner (6); Frau E. Scheffler (5); Ferdinand Joggerst (5); Frau F. Heegn (5); Theo. C. Goebel (5); H. Langfeldt (4); Frau Minnie E. Pause (4); Frau Martha John (6); Bertha Storm (3); Frau Bertha Knuepfer (5); F. X. Reim (3); Georg Wilsnak (1); Fritz Kirchherr (5); H. Kornrumpf (4); R. Irion (4); Peter Herres (2); Wm. Becker (5); Bertha Janz (4); Adolph Huber (4); Frau Luise Reitter, Leverett, Jll. (3); Frau Marie Lange (4); M. Kreutzberg (5); Frau Tina Bark (3); „De Klokfnut" (5).

G. Bieleck (5); Johannes Rodorp (5); Frau Margarethe Petersen (3); Frau Louise Keitel (4); E. H. Gajevie (6); Frau M. Gajevie (6); Frau Anna Pinnow, Maywood, Jll. (3); Frau Neu, Hammond, Ind. (4); Frau Anna Huber (6); Frau Louise Schnitzler (4); Frau Emma Bolten (6); Frl. Frieda Woerner (2); Frau F. Zielke (2); Frau Bertha Liebich, Oak Lawn, Jll. (2); Frau Anna Engel (4); Lena Wetzel (2); Frau M. Wiese (2); Frau E. Lomberg (4); Frau Ida Malkowsky (5); H. Draeger, Davenport, Ja. (3); J. C. Weigand (6); „Robbe" (1); John Neuhaus (6); Fritz Allner (6); Wilhelmine Weber (4).

Frau Elise Hübner (3); Frau M. Helbich (4); Fred. Roederer (4); Marie Beuter (3); Heinrich Marx (5); J. E. Moser (3); Frau Rötzheim (5); G. Michael, Hammond, Ind. (3); L. Ostertag (5); „Lieschen" (4); Frau Virginia Kemmet (3); Frau Lore M. (5); Frl. Anna Consoer (4); Frau Emma Kredler (3); G. A. Steinhilpert (3); Frau B. Zimmermann (3); Frau Annie Riederer (6); Frau Martha Huber (6); Andreas Heimburger (6); H. Timm (5); J. J. Hennecke (3); Frau M. Mohrdieck (1); Frau Paula Klein (4); Frau Lilly Kern (1); Frau F. W. Koopman (5).

D. Stoelting (5); Frau George Conrady (5); Frau Katie Schelp (5); Luise Wolf (3); W. C. Krause (3); Johannes Teubner, Springfield, Jll. (5); A. Peter (3); Heinrich Heins (4); Frau Minna Bodammer (4); H. Althaus (2); Frau Marie Hoyng (4); Frau Auguste Stoermer (4); A. Werner (5); D. Elm (4); John Ruschel, Danville, Jll. (4); Wm. Deubel (4); Herman Weiß (5); Frank Koepke (5); Rudolf Schweitzer (5); Frl. Alma Boehme (5); Frl. Charlotte Druehl (5); Frau Pinger (2); Geo. Geerdts, Maywood, Jll. (4); E. Norman (3); Marie Mengel (5).

Frau A. Müller (5); Frl. Stella Langendorf (1); J. Beil, Racine, Wis. (5).

Prämien gewannen:

Räthsel (467). — Loose 1—88; Heinrich Marx, 76 Madison Str., Chicago; Loos No. 39.

Buchstabenräthsel (468). — Loose 1—74; Rudolf Schweitzer, 301 Hudson Ave., Chicago; Loos No. 69.

Gleichklang (469). — Loose 1—69; G. Bieleck, 112 Locust Str., Chicago; Loos No. 18.

Versteckräthsel (470). — Loose 1—66; Frau Anna Huber, 188 Clybourn Ave., Chicago; Loos No. 24.

Quadraträthsel (471). — Loose 1—83; Lena Wetzel, 859 N. Halsted Str., Chicago; Loos No. 34.

Zahlenräthsel (472). — Loose 1—34; Andreas Heimburger, 328 Cortland Str., Chicago; Loos No. 19.

Lösungen zu den „Nebenräthseln" in voriger Nummer.

Buchstabenräthsel. — Flieder — Lieder.

Arithmetische Aufgabe. — Die Mutter ist 36, die Tochter 12 Jahre alt.

Punktirräthsel. — In der Jugend strebe nach Tugend.

Buchstabenräthsel. — Futter, Butter, Mutter.

Die Nebenräthsel wurden sämmtlich oder theilweise richtig gelöst von:

Johann G. H. Lotz, Fort Wayne, Ind.; Frau E. Scheffler; Ferdinand Joggerst; Frau F. Heegn; Theo. C. Goebel; H. Langfeldt; Frau Minnie E. Pause; Frau Martha Jahn; Bertha Storm; Frau Bertha Knuepfer; F. X. Reim; Georg Wilsnak; Frau D. Dirschbacher; Frau Katharina Hauprich; Fritz Kirchherr; R. Irion; Frau Bertha Janz; Frau Louise Reitter; Frau Marie Lange; M. Kreutzberg; Frau Tina Bark; „De Klokfnut"; G. Bieleck; Johannes Rodorp; Frau Margarethe Petersen; Frau Louise Keitel; E. H. Gajevie; Frau Anna Pinnow, Maywood, Jll.; Frau Neu, Hammond, Ind.; Frau Anna Huber; Frl. Elfrieda Heese; M. A. Brusecd, So. Evanston, Jll.; Frau Louise Schnitzler; Frl. Frieda Woerner; Frau F. Zielke; Frau Bertha Liebich, Oak Lawn, Jll.; Frau Anna Engel; Frl. Lena Wetzel; Frau E. Lomberg; Frau Ida Malkowsky; H. Draeger, Davenport, Ja.; J. C. Weigand; „Robbe"; John Neuhaus; Wilhelmine Weber; Frau M. Helbich; Fred. Roederer; Marie Beuter; J. E. Moser; Frau Lore M.; Frl. Anna Consoer; Frau Emma Kredler; G. A. Steinhilpert; Frau B. Zimmermann; Andreas Heimburger; H. Timm; J. J. Hennecke; Frau M. Mohrdieck; Frau Paula Klein; Frau Lilly Kern; Frau Geo. Conrady; Frau Katie Schelp; Luise Wolf; W. C. Krause; Johannes Teubner, Springfield, Jll.; Heinrich Heins; Frau Minnie Bodammer; H. Althaus; Frau Marie Hoyng; Frau Auguste Stoermer; Frank Koepke; Rudolf Schweitzer; Frl. Alma Boehme; Frl. Charlotte Druehl; Frau Pinger; Geo. Geerdts, Maywood, Jll.; Marie Mengel; Frau A. Müller; Frl. Stella Langendorf; J. Beil, Racine, Wis.

Chicago, 24. Okt. 1900.

Liebes Onkelchen!

Besten Dank für das nette Büchlein. Diesmal waren Sie aber hübsch pünktlich. Es soll mir eine liebe Erinnerung an Sie und ein Sporn zu fleißigem Rathen sein.

Marie H.

Briefe an den Räthsel-Onkel.

Lieber Räthselonkel!

Onkelchen, ich beuge mein Haupt in Demuth vor Ihrer Gelehrsamkeit; ob aber das „sich kriegen" vom „Kriege" kommt, oder „der Krieg" vom „sich kriegen" — das läßt mich kalt. Um so mehr geht mich aber die Meinung an, die Sie von „gewissen Leuten" haben. Also, diese „gewissen Leute" sehen es gerne, wenn sich nur Andere kriegen (nicht bekriegen), sich selbst nach einem Eheparadiese zu sehnen, fällt ihnen garnicht ein. Natürlich werden Sie es mir wieder nicht glauben, denn ich bin halt ein armes verkanntes Genie. Selbst meine Busenfreundin Topsy wagt es, mich zu verleumden — das kommt ihr aber theuer zu stehen — und meine Schwester spielte mir einen abscheulichen Streich. Denken Sie sich nur, Onkelchen, erst theilt sie alle meine Ansichten über die Ehe (eigentlich ich theilte die ihrigen), und nun geht sie mir nichts dir nichts hin und—heirathet! Und anstatt aus der Haut zu fahren, muß ich ihr noch einen Glückwunsch schreiben! — Ich wollte schon eine Kollekte in der Ecke veranstalten, um der Klokfnut einen Grabstein kaufen zu können (dem Lieschen wäre natürlich die Ehre zugefallen, die entsprechende Aufschrift zu dichten), wie ich aber sehe, braucht er den Stein noch nicht, dafür aber eine Medizin, denn der arme Mensch scheint Fieber zu haben. Nun, da ich auch für die Kneipkur schwärme, gebe ich ihm den freundlichen Rath, seinen Kopf so lange unter den offenen Hahn einer Wasserleitung zu halten, bis er wieder zu Vernunft kommt; eine Tasse Wermuththee würde das Uebrige thun. — Und was sicht den Vetter Leopold an, daß er uns streitbar nennt,—war er selbst doch derjenige, der mit uns Krieg anfing. Aber natürlich, jetzt, da er nichts mehr weiß, jetzt sagt er: „der Kluge gibt nach". Aber wir gehen nicht auf den Leim. Den Herrn Hannis genießbar zu machen, fällt mir auch nicht ein. Ich könnte mich dabei verbrennen, was auch der besten Köchin passiren kann. Lieber nicht.—Ich freue mich, daß wieder ein neuer verheiratheter Neffe in die Ecke kommt. Unter uns gesagt, Onkelchen, mit den verheiratheten Neffen läßt sich am Besten verkehren, denn die bilden sich nicht ein, daß man ihnen nachlaufen muß.

Mit Gruß Julia.

Chicago, 23. Okt. 1900.

Mien leiw oll' „Baldhead"!

Nee, ick segg, wat een'm Minschen ok allens passeeren kann, dat frett keen Swien nich! Hürt mal, Unkel, wat ick letzten Sündag wedder erlewt hebb. Also, ick sitt in mien Stuw' un les' de „Sündagpost". Dor, mit een'm Mal hür ick buten vör mien Dör een Gewinsel. Ick gah hen un mak de Dör up, un wat seh' ick? — 'nen Hund! — Na nu, denk' ick, wat will denn de Hund bi mie? (Ji möt nämlick weeten, dat ick keen Köter nich lieden mag, wiel he ümmer de Wiesslüd dat Muhl beleckt.) Indem ick mi den Hund bekiek, seh' ick, dat he up'm Halsband de Namens „Cäsar" un „Ravenswood" dräg. Na, behollen künn ick dat Biest nich, un um ehn los to warren, möt ick ehn versöpen. Ick nehm nen Strick un bind een End bem „Cäsar" um'n Hals un dat annere End um'n groten Steen. Nahdem ick een grotet Whiskyfatt vull Water füllt har, smeet ick den Hund mit'n Steen rin, so dat he dorin versupen schüll, un ging wedder in't Hus. Am annern Morgen gah ick hen, um dat dohde Beih to vergrawen, awerst, wie ick henkiek, is keen Drüppen Water in't „Barrel", un „Cäsar" sitt baben up'n Steen un bellt mie an. Na, denk' ick, "da slah doch Eener lang bi hen! Dat geiht nich mit rechten Dingen tau!" Weet Ji, Unkel, de Köter har dat ganze Fatt vull Water utsapen, um sick dat Leben to retten. Ick ging sofort hen un vertellt mi'm Fründ Sülzbeen de Sakh. „Du olle Dämlack", seggt de to mie, „denkst woll, ick bin mit'm Dämelsack slahn, dat ick Di so wat glöwen schall? Dat kannst Du, oll Döskopp, de Lutschbüdelgören verteln, awerst nich mi!" „Na," segg ick, „wenn't nich glöwen willst, denn okmm mit un kiek." Sülzbeen kehm ja denn ok mit un överfäuhrt sick von de Sakh. „Ja", seggt he, „weetst wat wi jetzt mit dat Biest dhaun? — Wi nehmt un smiet ehn bi de Stock Yards in'n „Stinkriver", viellicht supt he den ok ut", un dat dhäd wie ja denn ok. Sietdem bin ick awerst nich henwesen, um to kieken, ob de „Stinkriver" noch existeert. Weit Ji, Unkel, ick denk' mi, dat de „Cäsar" von „Julia" herstammt. Se hett ehm woll herschickt, um wedder 'ne Düwellie gegen mi uttoföühren. — Na, dat et nich glückt is, weet Ji ja jetzt doch, un dat is de Hauptsakh. —

Den „Hamborger Jung" min besten plattdütschen Gruß; awerst leed dhät et mie doch, dat he sick schon hett fangen laten. Dor hett et woll heeten: „Deern, holl fast, lat den Jung nich los". — Un „Humpty Dumpty", „dat De man de Näs in't Gesicht behällst." Dat Muhl is woll willig, awerst de Moht is man swack, un so ward et ok woll mit „Humpty Dumpty" bestellt sin.

Mit Gruß an Alle von

„De Klokfnut".

Belmar, N. J., 22. Okt. 1900.

Verehrter Onkel!

Ganz de-, weh- und reumüthig kehre ich zur Ecke zurück, und will Ihnen nun meine Erlebnisse mittheilen: Sie haben mir letztens gesagt, daß ich kein Haideröschen, eher eine „Belle Helene" bin, und das ist mir „zu Kopfe" gestiegen. Es kann Sie dies doch eigentlich nicht überraschen, wenn man meine frühere Schüchternheit und die gewöhnliche Zurückhaltung des starken Geschlechts bedenkt, welches doch nie Komplimente macht. — Und da Sie selbst, geschätzter Onkel, in all' Ihrer Logik und Wahrheitsliebe mich eine schöne Helena nannten, machte ich mich auf die Suche nach einem passenden Paris. Angeborene Herzensgüte hielt mich davon ab, in der „Ecke darnach zu suchen, denn ich fürchtete, daß ein blutiger Krieg zwischen den Vettern ausbrechen könnte, und ich fühlte mich nicht stark genug, die Verantwortung den lieben Basen und Ihnen gegenüber zu übernehmen. So suchte ich also den Königssohn hier, und ich fand ihn, nur fand er es nicht nothdig, mich zu entführen, da noch vorläufig kein eifersüchtiger Menelaus vorhanden ist, wie bei meiner seligen Namensschwester. Der Krieg ist aber nichtsdestoweniger entstanden — in China nämlich! — Oder hat dieser vielleicht andere Ursachen?

Mir sagt aber auf die Dauer die Rolle dieser Unfrieden stiftenden, untreuen Schönheit nicht zu, und bescheiden kehre ich zur Räthselecke zurück, und bleibe, nach wie vor Ihr Haideröschen.

Ravenswood, 23. Okt. 1900.

Theuerster Onkel!

Schade, daß das Spießruthenlaufen aus der Mode gekommen ist, sonst hätte ich gewiß ein Dutzend von Ihren werthen Nichten eingeladen (die streitbarsten) und Herrn Leopold K. „Revue" passiren lassen. Wie kann er nur — uns Mauerblümchen nennen! Wir sind doch keine Mormonen und haben jede an einem „Mann" genug!?

Julia und Topsy sollen sich selbst vertheidigen und daß die Erstere ihm gehörig den Standpunkt klar machen wird, ist so sicher, wie nur was. Onkel, wollen Sie, bitte, unsere neue Base Humpty Dumpty an das schöne englische Verslein erinnern: Humpty Dumpty sat on a wall, Humpty Dumpty had a great fall; daher soll sie sich hüten, sich in den vermeintlichen Krieg der Ecke zu mischen, denn die Junggesellen könnten Frieden stiften und Humpty Dumpty beim Schopf derwischen. Als Back- resp. Goldfisch wird sie Vielen kostbar erscheinen. Der Eduard, das ist der Rechte! — Will „Hände schäken" mit dem „Robberich". Na, ja, „gleich und gleich gesellt sich gern" und „schöne Seelen finden sich zu Wasser und zu Lande". „Aber nor net's gor!" sagt man bei uns zu Haus, und die, welche nichts nach ihrem Geschmack finden, nehmen gewöhnlich etwas ganz ohne Geschmack. Mit besten Grüßen an Sie und die gesammte Ecke Marie L.



Der Räthselonkel.

Der Mensch.

(Auszug aus einer größeren Abhandlung.)

Der Mensch, „Homo Zweifußikus", dem in frühester Kindheit eine Saugflasche in den Mund gesteckt wird, wird deshalb von vielen Naturforschern, welche seine höhere Bestimmung nicht kennen, zu den Säugethieren gerechnet. Das ist aber ebenso verkehrt, wie die Behauptung, daß der Mensch von den Affen abstamme. Doch soll nicht bestritten sein, daß es Menschen gibt, welche mit dem Affen in enger Verbindung stehen.

Der menschliche Körper beginnt mit den Haaren, welche dann am meisten auffallen, wenn sie meist alle ausgefallen sind. In diesem Falle spricht man von Halbmonden, Vollmonden und Glatzen. Bei gelehrten Leuten entstehen dieselben dadurch, daß der Kopf durch die Haare hindurchwächst. Das ist keine falsche Behauptung, denn solche sieht ganz anders aus und wird Perücke genannt. Der Kopf taugt bei denjenigen Menschen nicht viel, welche darauf gefallen sind. Er hat ein sogenanntes Oberstübchen, in welchem es bei Manchen nicht ganz richtig ist. Die Ohren haben nicht den Zweck, daß daran gezogen werde, trotzdem es zu beklagen ist, daß es ungezogene Menschen gibt. Die Augen sind verschiedenfarbig. Die Dichter nennen die blauen die schönsten, doch ist jedenfalls ein blaues Auge nicht schön. Die Nase ist unter anderem dazu da daß man sie nicht in alles stecken soll, und mancher nasewise Mensch ist schon mit einem Nasenstüber heimgeschickt worden. Das Ohr ist ein sehr musikalisches Glied, denn es besitzt ein Trommelfell und eine Trompete. Zuweilen thut man gut, das aus einem Ohr herausgehen zu lassen, was zu dem anderen hereinkommt. Eine Ohrfeige steht mit einem blauen Auge und einem Nasenstüber in sehr inniger Verwandtschaft. Der Mund hat manchmal den Zweck, daß er gehalten werden muß, und vorsichtige Menschen nehmen auch ein Blatt vor den Mund. Die Zunge und die Zähne zeichnen sich oft durch Falschheit aus. Eine belegte Zunge kommt vom Magen, ein belegtes Brötchen ist auf alle Fälle appetitlicher. Man kann sich den Mund durch Kaffeetrinken und durch Reden verbrennen. Die Mundklappen heißen Lippen, die unter Anderem zum Pfeifen, Küssen und Schmollen gebraucht werden.

Wir kommen nun zum Leib. An den Schultern hängen die Arme. Dazwischen befindet sich die Brust. Auf diese Weise ist vielleicht die Armbrust entstanden. Die Auswüchse der Arme heißen Hände, die man am besten immer mit sich herumträgt. Eine geballte Hand nennt man Faust, von welcher das Faustrecht abstammt. Die Beine, an welchen die Kniee befestigt sind, zeichnen sich durch verschiedene Facons aus. Letztere dienen auch dazu, daß man darauf rutschen kann, welches Manchem schon weit mehr geholfen hat als der größte Verstand. Beine, die Rheumatismus haben, dienen auch als Barometer und zeigen den Witterungswechsel vorher an. Die Füße sind groß, klein, krumm und platt. Aus letzteren hat sich unser „Plattfoot" entwickelt, welcher Allen rühmlichst bekannt sein dürfte. Obwohl große Füße nicht sehr beliebt sind, leben doch viele Leute gern auf großem Fuße. Fußtritte können physisch, bildlich und moralisch versetzt werden. Hoffentlich ist aber durch obiges keinem der verehrten Leser auf den Fuß getreten worden. Allerseits grüßend

Frau Hilde.

Chicago, 24. Okt. 1900.

Lieber Onkel!

Heute muß ich Ihnen ein Märchen erzählen; hoffentlich werden die streitsüchtigen Vettern und Basen ein wenig besänftigt sein, sonst möge dieses Märchen denselben den Frieden in die kriegerischen Seelen singen.

Es war ein Mal vor langen Jahren irgendwo auf der Erde ein schöner, grüner Wald. In dem Walde aber lebten viele, viele muntere Vögel; es waren da Buchfinken, Rothkehlchen, Blaumeisen, Spatzen, kurz alle nur möglichen Arten. Wenn sie sangen, so lachte die Sonne am hohen Himmel und die Blumen hielten den Athem an, um nicht die schöne Melodie zu stören. Sie sangen von Frühling und Blüthenduft, von Fröhlichkeit und Erdenluft, von hoher Liebe Seligkeit.

Eines Tages aber blies ein arger Nordwind durch den Wald und die armen Vögelein zitterten vor Kälte, duckten die Köpfchen ins Federkleid und froren jämmerlich. Und ein böser alter Spatz fing auf einmal an zu schimpfen auf den Nordwind, auf den Wald, auf die Vögel, kurz auf Alles, was er sonst in den herrlichsten Tönen besungen. Durch die bösen Worte entstand aber solch' ein Aufruhr im Walde, als sei der Böse in all die liederreichen Kehlen gedrungen. Die Vögel schimpften und wetterten um die Wette. Die Sonne aber, die sich hinter einer Wolke verkrochen, weinte bittere Thränen, die schüttete nun der kalte Nordwind auf die Vögel, daß ihre Herzchen zu Eis erstarrten.

Als der Nordwind gesehen, was er angerichtet, sattelte er sein Roß und sprengte davon und stürzte sich in's tiefe Meer der Vergessenheit. Zwar kam vom Süden her bald der linde Zephyr und streichelte tröstend die kalten Vögelchen mit seinen warmen Händen, doch die eisige Kruste wollte nicht weichen von den kleinen Herzen. Sie spotteten über die Liebe, die sie einst über Alles gepriesen. Heimlich nur entrang sich oft ein Klang von heißer Sehnsucht ihren Kehlen, am liebsten hätten sie alle laut gesungen, wie früher, von Liebe und Seligkeit, von Größe und Einigkeit, doch sie genirten sich, ihr Unrecht einzugestehen und schimpften so immer weiter, bis an ihr seliges Ende. Von dem Walde aber ist nichts übrig geblieben, als eine kleine räthselhafte Ecke. Dort hört man oft zu Mitternacht die Tannen rauschen und es klingen bald lustige, jauchzende Lieder, bald klingt es wie Hohn und Spottgesang. Das sind die Seelen der todten Vögel.

Lieschen.

Chicago, 18. Oktober 1900.

An Johannes T.....!

Wenn Sie das „Drückche" aus der Geroeshoffstraße meinen, vor dessen Fenster Sie immer vorbeipatrouillirten und pfiffen: „Och lev Drückche, loß Dich doch erweichen!", oder „Wat nützt ons jetzt de Hahnepootz, de Höhner de sen fott!".... Ja, dates dat Drückche! O, wie hat mir damals mein Herzchen immer so selig „gebubbelt", wenn ich das bekannte Pfeifen hörte! Dann wurde auch gleich der Fleischschrank einer ordentlichen Revision unterzogen. — Dann sind Sie ja auch der „Schängl", der mal Abends im dunkeln Hausflur, als Ihnen geöffnet wurde, aus Versehen unsere alte Waschfrau so herzlich „abschmatzte", und als Ihnen die Geschichte doch etwas „runzelich" vorkam, rief: „O, Pardon! Ich dachte et wär et Traudchen!" — Sie sprechen von „Wurschtzippels", Sie wissen aber wohl nicht mehr, daß Sie immer zu mir sagten (Abends bei der „Militär-Vorlage"): „Je länger die Wurst, Traudchen, desto größer die Liebe." Drum habe ich Ihnen immer das Beste, Längste und Schönste zugesteckt. Und als Sie zum Herbst wieder zu Muttern gingen, da haben Sie französischen Abschied genommen und sich still „dünne" gemacht und dem guten Drückchen die gnädige Kehrseite präsentirt. Ich habe dazumal tüchtig weinen müssen (wir waren gerade beim Zwiebeln-Einmachen) und am Ende weinte ich heute noch, wenn nicht meine Gnädige mich getröstet und gesagt hätte: „Weinen Sie nicht, Drückchen, Sie brauchen auch jetzt keine Mäuse mehr im Fliegenschrank zu fangen." Da hat sich denn der Schmerz etwas gelegt. Ich hatte noch grade eine schöne Sendung „Knackwürste" in Bereitschaft für Sie. Die habe ich dann 2 Tage um Ihr Bild gehängt, und am dritten Tage habe ich sie mit unserem Zäsar wehmüthig verzehrt. Und hätte ich nicht zuguterletzt einen Schang Nr. 2 zu Melaten „am Driehbrett" gewonnen, so wäre ich auch noch als „olle Kaffeetante" in die „Gereonskeeß" gekommen. Schang! Schang! Das war nicht schön von Ihnen! Hoffentlich haben Sie sich gebessert. Wenn Sie nur wüßten, was ich für ein süßes, liebes, herziges Frauchen geworden bin, dann würden Sie ausrufen: „Jo Drückche! Der et hät gewoßt!" Ich habe zwar noch immer die „Kölsche Mädches Botzen" an, das hat nun weiter nichts zu sagen, die thut mein Eheherr ab und zu mal kräftig ausklopfen, damit ich ihm nicht über den Kopf wachse. — Nun, lieber Räthselonkel, nichts für Ungut. Graue Haare brauchen Sie sich drum keine wachsen zu lassen, machen Sie's lieber wie unser Onkel, das ist viel hübscher. Mit vielen Grüßen an Onkelchen und die ganze Ecke A. Drückchen.

Huschensleit, Sandbarg-Insel, den 16. Okt. 1900.

Leiw Unkel ohn Prük!

Desülwige Menung bün ick ok, Vetter Klokfnut, wenn nu de Tanten, Muhmen, Basen un Nichten ut de „Post-Eck" up de Infall kehm'n, Di de Bür uttoplopp'n, grad wenn Du se up Dihn Beinings harst, müß ick segg'n: dat duhrt mi, et deit mi Leed; desülwige Tied müßt ick äwer Stimmen mit Korl Knikkerbein: Wat bün ick froh, dat ick mihn Kaffee nich mihr ut de Schüttel to drink'n bruk, denn ick hef mit een Söslingspot köft, un kann mi nu in vörnehme Gesellschaf beweg'n; denn ick weit, dat man grad in'n Spuknapp un nich nebenbi spukk'n möt. — Vetter Eduard, ick kenn dat Motto: „Jungs holt fast"; awer ick hef ok dat 11. Gebot in de Schaul liehrt: „Holl Di am Thun, de Himmel is hoch", un dat 12. Gebot heit: „Lat Di nich verblüffen". Wenn ick mi nu de Kriegserklärung gegen de Nichten anslut, wer seggt mi gut dorför, dat ick mi nich grad so lächerlich mak, as Korl Nählbrink im span'schen Krieg. De vörtellt von sihn Heldendohten, dat he sihn Leben rett har dordörch, dat he een Sorsteinfeger den Bein afschlag'n har, as wi em frogt, worüm he em de Kopp nich afschlag'n har, sär he: „De wier all af!" Glöwst nu nich, dat et sihr lächerlich wihr, unse verehrten Nichten, de doch meistendehls kopplos in de Welt rümmer lopen, de Arm un Bein intweitoslagen? Denn et steiht doch up Hochdütsch schräben: „Der Mann ist des Weibes Haupt!" Wenn wi em nu, dat heit de Nichten, vörkrüppel, wer makt uns denn de schönen Gedichte? Darum segg ick:

Nie süht man 'nen Scheinimann
Ohne langen Zopp,
Aewer's holde Lieschen kann
Dichten ohne Kopp. —

Julchen! oh! wo müggt se giern,
Weg'n mihn Wenigkeit,
Mekkelbörgisch Plattdütsch lihr —
Na worüm? Wer weit't?

Topsy kiekt mit trüben Blick —
Wer is Schuld doran?
Glücklich is, wem bläut dat Glück,
Rosen plück, wer kann. —

All den Nichten in de „Eck"
Wünsch ick, dat se dit
Woll beachten, un nich keck
Düsen Schritt vör Schritt
Un dorbi vörstukken doht
Een von ehren lütt Plattfot.

Mit Gruß J. A. J. Plattfot.

An Eduard.

O, armer Eduard,
Dein Muth, der wird zunichte,
Denn es schlägt ja aus der Art
Beinahe jede Nichte.
Und jede in der Ecke d'rein
Denkt wohl, die Hosen, die sind mein.

Mit Gruß Stoffel.
Zur Zeit unter'm Pantoffel.

Chicago, 25. Okt. 1900.

Werther Räthselonkel!

Könnten Sie wohl noch eine Nichte gebrauchen? Ich möchte mich gar zu gerne mit Ihren lieben Nichten und Neffen ein wenig in der Räthselecke herumkatzbalgen. In der Hoffnung, daß Sie „angenommen" sagen, grüßt Ihre muthige Nichte Lilly K.

(Fortsetzung auf der 7. Seite.)

Wildpret in Paris.

Die Einfuhr von Wildbret in Paris ist ganz enorm. Nach einer amtlichen Statistik werden alljährlich in Paris eingeführt: 1,500,000 Lerchen, 31,000 Schnepfen, 277,000 Wachteln, 14,000 Stück Roth- und Rehwild, 138,000 Fasanen, 230,000 Krammetsvögel, 190,000 Hasen, 650,000 Rebhühner und 500 Stück Schwarzwild. Dieses Wildbret kommt zum großen Theile aus dem Auslande: die Hauptlieferanten sind Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Holland, England und Norwegen. Aus Deutschland kommen hauptsächlich Hasen, Rebhühner und Rehe, Böhmen liefert Fasanen und Rebhühner, Italien hauptsächlich Wachteln und Krammetsvögel, Holland Wildenten, Lerchen, Wachteln und Rebhühner, England Fasanen und Auerhähne, Spanien, Lerchen und rothe Rebhühner, Rußland und Norwegen weiße Hasen und Schneehühner, Auerhähne und Rennthiere, Egypten Wachteln, endlich Australien Hasen. Es werden in den Zentralmarkthallen durchschnittlich folgende Preise bezahlt: für ein Dutzend Lerchen 1 Frcs. 65 Cent. bis 2 Frcs. 75 Cent., für eine Schnepfe 3—5 Frcs., für eine Wachtel 75 Cent. bis 1 Frc. 25 Cent., für einen Fasan 5—6 Frcs., für einen Krammetsvogel 40 bis 60 Cent., für einen Hasen 5—7 Frcs., für Rothwild 50—170 Frcs., für Rehe 25—55 Frcs., für Schwarzwild 40—90 Frcs. Im verflossenen Jahre belief sich der aus dem Wildhandel gezogene Erlös auf 34 Millionen Francs.

— Unter Backfischen.—Erster Backfisch: „Denke Dir, gestern beim Abendessen hat mich der kleine Kadett immer auf den Fuß getreten!" — Zweiter Backfisch: „Ja, verstehst Du denn die Hühneraugensprache nicht?!"

— Unsere Modernen. (Variante.) — Denn eben wo Gedanken fehlen — Da stellt ein Strich zur rechten Zeit sich ein!

Der Schmuck der Naturvölker.

Von Leo Frobenius.

Ein nicht geringer Prozentsatz der Naturvölker ist reicher an Schmuck als an Kleidung. Während oftmals ein mehr oder weniger breiter Shawl die Lenden umgibt oder auch nur das paradiesische Blatt, ein Grasbusch, eine Schnur, ein Bambusröhrchen, eine Muschel den Anspruch auf den Namen Bekleidung erheben kann, ist die Haarfrisur pomphaft ausgestattet, durch Stabwerk und Federn geziert, und der Minute des Umlegens des Schurzes entspricht eine Arbeit von mehreren Stunden, um die Haartour, allerdings für mehrere Tage oder Wochen, zu ordnen. Dann werden Ringe um Hals, Arme und Beine gelegt, der Körper wird sorgfältig geölt oder eingeschmiert oder auch in bunten Farbenschmuck gehüllt, der zwar nichts Anderes als Malerei ist, der aber den Eindruck einer Bekleidung hervorruft. Endlich kommen noch die Zehen- und Fingernägel zur Behandlung.

Es ist übrigens zu bemerken, daß bei den Afrikanern, zumal bei den fest ansässigen Stämmen des Innern die Frauen nicht die Geschmückteren sind. Vielmehr neigen auch die Männer und natürlich vor Allem die Jünglinge der „besseren Familien" zum Gigerlthum. Und nicht selten ist der Herrscher der größte „Dandy" des Stammes. Sorgfältig überwacht er das Wachsthum seiner Fingernägel, die dann die beträchtliche Länge von 4—5 Zentimetern erreichen mögen. Den Morgen verbringt der hohe Herr auf einem behaglichen Lager, umgeben von seinen Weibern, die ihn bemalen, seine Haare ordnen und seine Glieder mit Kupfer- und Eisenringen zieren. Und nachher kann kein Pariser Stutzer selbstgefälliger über die Boulevards pilgern, als solch brauner Potentat durch seine Plantagen und über die Hauptstraßen seiner Residenz. Wie hochgradig eitel die dunklen Herren Afrikaner sind, belehrt uns schon ein Besuch an einem westafrikanischen Handelsplatz. Hier stolziren die biederen Schwarzen in Zylinder, Helm, Bärenmütze bei mangelhafter Leibeshülle, die Männlein in alten Damengewändern, vom seidenen Ballkleid bis zur Balletgarnitur, die Weiblein in Militärbeinkleidern oder Stulpenstiefeln einher. Unverblümt und häßlich in den Gegensätzen drängt sich hier die Eitelkeit in den Vordergrund. Und wenn sie auch nur im Momente oder in der Zeit des Ueberganges von einer Kulturform zur anderen diese abstoßende Außenseite hervorbringt, so sollte man doch bedenken, daß der westafrikanische schwarze Gentleman vor dem Europäer in dem modernsten europäischen Frack, den glänzendsten Lackstiefeln und mit den elegantesten Handschuhen erscheint, der doch daheim, in seinen vier Pfählen, in nichts Anderes gehüllt ist, als — in seine dunkle Haut und einen Lendenlappen.

Gegenüber dem Flitterwerk und Trödelschmuck der Küste tritt im Innern ein vornehmer Typus des Schmuckes hervor. Ein Kopfputz aus rothen Federn, ein ziselirter Elfenbeinring, ein Kollier aus polirten Zähnen der Raubthiere sind in sich berechtigte Zierrathe. Man wird dem Schmuck, der nicht direkt Kleidung bedeutet und lediglich einem naiven Zierbedürfniß entstammt, überhaupt das Existenzrecht nicht absprechen können. Unter den vielen Triebkräften der Kultur spielt gerade dieses eine sehr bedeutende Rolle. Wie es berechtigt und sogar lobenswerth ist, bei den Kindern den Arbeitssinn durch systematische Erziehung im Spielen zu erwecken, gilt es auch den Werth der bei der Schmuckanfertigung geleisteten Arbeitskraft nicht zu unterschätzen. Und haben wir nach dieser Seite eine fördernde Kraft im Schmuck gefunden, so dürfen wir solche günstigen Motive in anderer Richtung auch erwarten.

Bekanntlich führt das Schmuckbedürfniß zu allerhand häßlichen Verunstaltungen. Da werden die Lippen durchbohrt und Holzscheiben eingesetzt, die mit der Zeit durch größere ersetzt werden. Der Körper wird ziselirt, indem Linien in die Haut gemeißelt und diese dann bunt gefärbt werden. Hier brennt man Narben in den Leib, dort spritzt man giftige Stoffe in kleine Punktwunden, die dann eitern, schwellen und zu dicken Fleischklumpen anwachsen. Oder die Ohrläppchen werden durchbohrt, nicht in der schlichten Art unserer Köchinnen, kleine Ringe aufzunehmen, sondern um gezogen und gedehnt zu werden, bis das gestreckte Ohrläppchen fast bis zur Schulter herabhängt und riesige Schmuckpratzen birgt. In die gleiche Kategorie gehört der durch die Nasenscheidewand gezogene Ring der Afrikaner, von dem der Volkswitz erzählt, er diene dazu die klobigen Plantagenzigarren zu stützen.

Bei der Herrichtung aller derartiger Schmuckarten ist es zunächst sicher schwer, einen erzieherischen Werth zu entdecken. Und doch ist ein solcher gar nicht zu leugnen. Vor Allem werden die Menschen im Ertragen der Schmerzen abgehärtet. Das ist schon sehr wichtig. Dann bedenke man, welche Ausdauer für den edlen Niamniam dazu gehört, bis er mit den feinen Linien seine Frau gänzlich tätowirt hat. Das ist auch ein wichtiges, sehr wichtiges Kapitel der Arbeitserziehung, die nicht nur in der Vervollkommnung technischer, manueller Geschicklichkeit und in der Arbeitsleistung als solcher überhaupt beruht, sondern nicht am wenigsten auch in dem Hinwirken auf gleichmäßige, ausdauernde Thätigkeit. Und dann ist noch eine Förderung zu erwähnen, die sich auf Gebiete erstreckt, die in gar keinem höheren Zusammenhange mit dem Schmuckbedürfniß zu stehen scheinen. Da hinsichtlich dessen, was ich meine, die Angaben ozeanischer und australischer Reisender reicher sind, wende ich mich für kurze Zeit diesem Gebiete zu.

Riedel gibt an, auf Babar, einer der kleinen Sunda-Inseln, hinge die Ausweitung der Ohrlöcher mit der Vorstellung zusammen, daß der Zutritt in das Todtenland nur denen gestattet sei, die diese Verschönerung des Ohrläppchens in gehörigem Maße vorzuzeigen vermögen. Einige Stämme der Neuholländer behaupten, daß diejenigen, die nicht die Nasenscheidewand durchbohrt hätten, und durch die Oeffnung einen Knochen, ein Schilfrohr oder etwas Aehnliches trügen, im Jenseits gestraft würden. Bei den Motu, einem Stamme des englischen Neu-Guinea, gibt es keine Strafe nach dem Tode. Nur die Seelen solcher, deren Nase nicht durchbohrt ist, kommen an einen bösen Ort, wo es wenig Nahrung und keine Betelnuß gibt. Nach dem Glauben derer von Maevo (Neuhebriden) dürfen Alle, deren Ohren nicht durchbohrt sind, kein Wasser trinken, die nicht tätowirt sind, nicht gute Speisen genießen. Nach dem Tode beginnt für die Seelen der Bewohner Floridas eine Wanderschaft, in deren Verlauf sie am Ufer der Seeleninsel einen gewissen Tindalo (Geist) antreffen. Dieser prüft nun, ob die Nase durchbohrt ist, in welchem Falle sie leicht in das Reich der Glücklichen gelangen, wogegen im Nichtfalle eine Zeit der Pein und Mühsal anhebt. Schlimm ergeht es auf Mota (Banks-Inseln), denen deren Ohren nicht von Paged durchbohrt gefunden werden und auf den Gilbert-Inseln gelangen nur die Tätowirten in das Land der Seligen. Im Seelenlande der Fidschier werden Alle, deren Ohren nicht durchbohrt wurden, von Allen verhöhnt. Frauen, die nicht tätowirt wurden, werden von den Seelen des eigenen Geschlechtes niedergeschlagen.

Solche Anschauungen, die in Ozeanien am ausgebildetsten sind, die aber auch in Afrika nicht gänzlich fehlen — an der Goldküste machen sich die in das Seelenland reisenden Todten von den Ansprüchen des cerberusartigen Geistes durch Hinweis auf Zeichen, die sie am Leibe haben, frei — hängen unmittelbar mit dem Schmuck zusammen. Ich möchte sie dahingehend deuten, daß diese Verunstaltungen in letzter Linie den Sinn des Stammesabzeichens annehmen. Jeder Stamm hat seine Zeichen, der eine im Lippenflock, der andere im Nasenstab. Lippenflock und Nasenstab haben demnach den Werth von Taufschein, Paß, Polizeinachweis. Selbstverständlich läßt jeder Stamm nur die eigenen Stammesglieder als Selige in sein Todtenland kommen und daher wird hier der eigenartige Taufschein nöthig. Summa Summarum wird durch solchen Schmuck das Bewußtsein der Stammeszugehörigkeit und in zweiter Linie auch die religiös-mythologische Anschauungsweise so geschärft, daß der Schmuck eine gewaltige Macht im Staatsleben einzunehmen beginnt.

Desgleichen haben wir eine wichtige Einwirkung des Schmuckes auf das Familienleben zu berücksichtigen. Einst beobachtete Forbes auf den Sundainseln, daß die Mädchen mit Schmuck mächtig beladen seien, die verheiratheten Frauen jedoch des Schmuckes gänzlich baar waren. Nach dem Grunde fragend, erfuhr er, daß jedes Weib den reichen Schmuck nur bis zum Hochzeitstage trage, ihn aber am Tage der Verehelichung gänzlich ablege und daß es nicht anständig sei, einmal verheirathet, noch mit Schmuck zu protzen. Hier kommt ein Moment hindurch, das in seinen Anfängen bis in das Naturreich und in seinen Ausläufern bis in unsere Kultur zu verfolgen, das meist instinktiv und nur geahnt, selten bewußt, das aber dennoch außerordentlich wichtig ist. In der Frühlingszeit schmückt sich manches Thier mit bunteren Farben in Fell, Federwerk, Haaren. So locken sich die Geschlechter. Und unsere Mägdlein hüllen sich zum Balle in blendende Pracht, sicher meist unbewußt, daß dieser Brauch dem Triebe der Natur folgt. Wenn aber die Frau des Wildlings Weib ward, dann legt sie den Schmuck ab. Sie hat kein Recht mehr, anderen Männern sich auffällig zu machen. Ist das nicht ein schlichtes, schönes Motiv? Und ist diese Wirkung des Schmuckes, diese Bedeutung nicht auch sehr schätzenswerth?

Wieder ein anderes Kapitel eröffnet sich uns, wenn wir dem Werth des Schmuckes nachgehen. Hier sind die Beziehungen zwischen Schmuck und Geld zu betrachten, die doppelartig sind. Einmal nämlich werden schöne Schmucksachen, denen ein praktischer Nutzen für die Naturvölker abgeht, wie bunte Federn, Korallen, Schildpatt, Zähne, Steine, Muscheln zum Gelde und andererseits wird das Material der praktisch werthvollen Stoffe zum Schmuck. Besonders in letzteren Dingen sind bedeutsame Beobachtungen gemacht worden — Eisen und Kupfer sind in ganz Afrika wichtige und begehrte Schmuckmateriale. Auf seiner berühmten ersten Durchquerung Afrikas von Osten her traf Stanley schon am mittleren Kongo das vom Stamm zu Stamm weiter gepilgerte Messing an. Aber wie! Es galt hier als das werthvollste Gut, und der reiche König Tschumbiri hatte es seinen Frauen als Dinge von 20—40 Ko (!) Gewicht um den Hals schmieden lassen. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob denn, wenn die Frauen stürben, das Metall mitgegeben würde? Nicht im Mindesten. Eine bezeichnende Linie mit dem Finger um den Hals war die Antwort: Mein Gott, ob die Frau mit oder ohne Kopf im Grabe liegt .... Wenn man bedenkt, welch gewaltige Macht das Geld in der Kultur angenommen hat, und daß diese Macht theilweise aus dem Schmuck entspringt, wirklich, dann lernen wir seine Schöpferkraft doch schätzen.

Immerhin liegt aber doch wohl die gewaltigste Machtentfaltung primitiven Schmuckes in seiner Erziehungsleistung zur Arbeit. Menschen und Völker, die kaum den Finger rühren, eine nicht dringend zum Leben nothwendige Thätigkeit zu beginnen, arbeiten an dem Schmucke ihres Leibes mit einer Geduld und Ausdauer, die Alles übertrifft, was sie sonst leisten. Man prüfe einmal in einem Museum diese Ringe, Ketten, Kämme u. s. w. und man wird erstaunen über die Ausdauer, die bei den kümmerlichen Werkzeugen zu ihrer Herstellung nothwendiger Weise geherrscht haben muß. So drängt das Schmuckgelüst zur Arbeit. Das klassische Beispiel hierfür bieten fraglos die berühmten Masken Neumecklenburgs, die eine unglaubliche Geduld und einen unbeschreiblich konzentrirten Fleiß bedingen. Nun, diese phantastischen, reich geschnitzten und bemalten Masken werden an einem einzigen Festtage nur einmal getragen und jeder Mann hat monatelang im Geheimen daran geschafft, um womöglich an diesem Tage den Triumph des schönsten Maskentänzers zu ernten. Nach dem Tage wirft man diese Ergebnisse außerordentlicher Mühen einfach fort. Zum nächsten Fest im nächsten Jahre schnitzt sich Jeder eine neue Maske. Ich sage also: im Schmucke liegt eine ganz außerordentliche Erziehung zur Arbeit.

Betrachten wir so den Schmuck von einem höheren Standpunkte, dann erschließt sich doch mancher Ausblick, der ein anderes Interesse und eine andere Beachtung verlangt, als sie der schlichte Vergleich unseres Schmuckes mit dem der Naturvölker erregt. Ein Kamm aus Polynesien, ein Federschmuck aus Brasilien, ein Schmuckring aus Westafrika sind an sich schöne und berechtigte Schmuckgegenstände, die nur wegen des minderwerthigen Materials und ihres fremdländischen Typus nicht mit konkurriren können—leider! habe ich schon manchmal gedacht!

Amulette und Schmuck.

„Man sollte es gar nicht glauben" — schreibt die „Berl. Voss. Ztg." — „daß in Berlin, wo die Leute ja bekanntlich doch bedeutend heller sind, als selbst in dem benachbarten Sachsen, sogar in Kreisen, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, abergläubische Gebräuche wachsen und gedeihen. Sie erscheinen allerdings nicht in den krassen und brutalen Formen, denen wir in der Kulturgeschichte längst vergangener Zeiten begegnen. Sie haben eine gefälligere Gestalt angenommen, treten unter allerhand Masken auf und finden auf diese Weise um so leichter Verbreitung, als sie in der Wahl der Maske sehr vorsichtig sind. Ein Blick in die Schaufenster unserer eleganten Juwelen- und Galanteriewaaren-Handlungen Unter den Linden und in den benachbarten Straßenzügen, wo sich das elegante Großstadtleben Berlins konzentrirt, läßt uns erkennen, welch' schwunghafter Handel mit allerhand, zum Theil sehr kostbaren Kleinigkeiten getrieben wird, denen der Volksglaube die Kraft zumuthet, Glück zu bringen und Böses fernzuhalten. Das „Glücksschweinchen" aus Gold und mit kostbaren Edelsteinen besetzt, wird schon seit vielen Jahren von Damen und Herren als Talisman an der Uhrkette getragen, aber zu dem Glücksschweinchen sind im Lauf der Zeit allerhand andere Sächelchen gekommen, von deren Besitz Männer und Frauen sich viel Gutes versprechen. Neben den Glücksschweinchen machen sich jetzt in den Schaufenstern der Juweliere Katzenamulette, Marienkäfer, Kleeblätter und Pilze breit, und finden von dort ihren Weg in den Besitz unserer eleganten Welt, um auf verschiedene Weise getragen zu werden. Es gibt ein Amulett, das aus drei zierlichen Goldkettchen gebildet wird, die von einem Ring herabhängen. An den Ketten baumelt ein Schwein, ein Kleeblatt und ein Pilz; diese sind aus Emaille hergestellt und mit kleinen Diamanten verziert. Sehr begehrt sind Katzenamulette, doch soll die goldene Katze, die ihrer Besitzerin Glück bringen soll, nicht aussehen, wie ein gewöhnliches Mitglied der langgeschwänzten Familie Murr, sondern einen ganz außerordentlich langen Hals haben. Je länger der Hals, um so größer das Glück, das sie ihrer Besitzerin bringt. Wer ein rechter Glückspilz werden will, muß neuerdings eine Glückskugel, womöglich an einem Armband, tragen, das mit einem Hufeisen verschlossen wird. Von unseren bekannten Herrenreitern, die in Karlshorst und Hoppegarten ihre Pferde steuern, tragen mehrere derartige Kugel- und Hufeisenarmbänder, und der Gedanke, ohne sie reiten, wäre ihnen durchaus nicht sympathisch. Man sieht Damen mit Gürtelschnallen, die ein ganzes Arsenal von Amuletten in hübscher Emaillearbeit aufweisen. Den Amuletten ähnlich ist eine ganze Reihe von Schmucksachen, die hauptsächlich ihrer Zierlichkeit wegen getragen werden, doch sollen auch von ihnen einige geheime Kräfte besitzen. Die Grenze, wo die Mode aufhört und die geheime Kraft anfängt, läßt sich nicht immer genau ziehen. So werden neuerdings goldene Schlangen, denen man geheime Kräfte zumuthet, als Kopfputz und als Gürtel getragen. Namentlich als Gürtel nimmt sich so eine Schlange auf einer schönen Gestalt prächtig aus, und in dieser Beziehung bringt sie ihrer Besitzerin jedenfalls Glück. Der Kopf der echten Glücksschlange, die etwas auf sich hält, muß unter der Büste ruhen. Von dort windet sich die Schlange um den Körper und endigt in der Taille. Selbstverständlich thut es die Schlange allein nicht. Soll sie ihren Zweck in jeder Beziehung erreichen, so muß sie mit Diamanten, Smaragden und Rubinen besetzt sein, vor Allem aber nur auf einem anschmiegenden Kleid getragen werden, was um so wichtiger ist, als die Schlange biegsam ist und den Anschein erwecken muß, als bewege sie sich bei jeder Bewegung, die ihre Trägerin macht. Das verleiht der Sache erhöhten Reiz. Dient die Schlange als Haarputz, so muß sie ihren Kopf recht hoch halten und das in einen griechischen Knoten geflochtene Haar umwinden. Daß Adler zu allen möglichen Schmuckdiensten herangezogen werden, gehört zu den neuesten Errungenschaften. Diese Erfindung ist auf Paris und dort vielleicht auf die Erfolge zurückzuführen, die Sarah Bernhardt zur Freude der Monarchisten mit ihrem „Aiglon" erzielt. Man sieht Adler als Broschen, als Hemd- und Manschettenknöpfe, kurz überall, wo man diesen Vögeln einen einigermaßen passenden Sitz anbieten kann. Schließlich noch eine Mittheilung für Verlobte. Ein Verlobungsring thut es nicht mehr. Die Gefahr, daß er in die Brüche gehen und mit ihm die Verlobung, ist zu groß. Jetzt thut man es in der eleganten Welt selten unter drei Verlobungsringen. So eine ganze Garnitur ist haltbarer und besteht aus drei Ringen, von denen je einer mit Diamanten, Smaragden und Rubinen besetzt ist. Wer aber sich von dem altmodischen Gedanken nicht abbringen lassen will, daß ein Verlobungsring genug ist, der muß seiner Auserwählten einen schenken, der mit Korallen und Perlen besetzt ist. Das ist gut gegen den bösen Blick.

Künstliche Malaria durch Moskitostiche.

Von keiner Krankheit, vielleicht mit Ausnahme der Pest, ist in den letzten Monaten so viel die Rede gewesen, wie von der Malaria. Die Thatsache, daß die kleinen Moskitos mit ihren Stacheln den Keim der Malaria auf den Menschen übertragen, ist sicher eine der wunderbarsten Enthüllungen der letzten Zeit, man braucht aber nicht wieder und wieder davon zu sprechen, wenn nicht jetzt der allermerkwürdigste Beleg und eigentlich zum ersten Male der unumstößliche Beweis für die Richtigkeit dieser bisher nur als Wahrscheinlichkeit zu bezeichnenden Annahme erbracht worden wäre.

Ein in Fachkreisen wohlbekannter Londoner Arzt, Dr. Manson, hat nichts Geringeres geplant und ausgeführt, als Moskitos, die in Italien mit Malariakeimen angesteckt worden waren, nach London kommen, dort, wo nie ein Malariafall vorkommt, einen Menschen stechen zu lassen und die Folgen zu beobachten. Dr. Manson setzte sich in Verbindung mit einigen italienischen Forschern, die ihm eine größere Zahl von Moskitos, die vorher mit dem Blut von Malariakranken gefüttert worden waren, in besonders hergestellten Netzkäfigen nach London schickten. Die Post wurde besonders auf diese merkwürdigen Sendungen aufmerksam gemacht, so daß sie im Verlauf von 48 Stunden an ihren Bestimmungsort gelangten. Trotzdem vertrug allerdings nur ein kleiner Theil der Insekten die weite Reise. Es handelte sich nun darum, einen aufopferungsfähigen Menschen zu finden, der sich freiwillig zu dem eigenartigen Versuche hergäbe, und es erklärte sich der Sohn des Dr. Manson dazu bereit. Er ließ sich von den aus Italien gekommenen Moskitos stechen, zunächst längere Zeit ohne jeden Erfolg, schließlich aber wurde er in der That krank. Er verfiel in Fieber mit starken Kopfschmerzen und allen anderen Anzeichen der Malaria, jedoch konnten die Malariakeime im Blut in den ersten Tagen nicht nachgewiesen werden; schließlich aber wurde der Beweis der Ansteckung endgiltig erbracht, indem sich am vierten Tage im Blut die eigenthümlichen, nicht zu verkennenden Parasiten zeigten. Auch die anderen Merkmale, z.B. die Schwellung der Milz, wie sie bei der Malaria gewöhnlich eintritt, waren zu beobachten. Der Zweck war also vollkommen erreicht, und glücklicherweise konnte diese künstliche Malaria durch Anwendung von Chinin schnell geheilt werden.

Damit ist nun die Thatsache über jeden Zweifel hinausgehoben, daß die Moskitos den Malariakeim aus dem Blute des Menschen in ihren eigenen Körper aufnehmen und mit dem Gift ihres Stachels auch wieder auf andere Menschen zu übertragen vermögen. Die Bedeutung dieser Entdeckung ist bereits praktisch festgestellt worden. Zwei andere englische Aerzte nebst einigen Italienern haben in den letzten Wochen in der schlimmsten Malariagegend an der Tibermündung in einer offenen Hütte viele Tage lang geschlafen, nur mit dem Schutz, daß der Zugang zu diesem einfachen Hause durch ein dichtes Netz gegen das Eindringen von Moskitos geschützt war. Während die in der Umgebung beschäftigten Arbeiter und die spärliche Bewohnerschaft während derselben Zeit fast durchweg Malariafälle hatten, blieben die Insassen der Hütte vollkommen verschont. Sie hatten keine weitere Vorsichtsmaßregel benutzt, als daß sie stets mit Sonnenuntergang in die durch das Netz geschützte Behausung hineingingen und sie erst nach Sonnenaufgang wieder verließen. Dieselben Erfolge sind übrigens auch in Afrika in einer berüchtigten Malariazone durch englische Aerzte erzielt worden. Damit ist ein äußerst werthvoller Fingerzeig zu einem Verhalten gegeben worden, wodurch sich der Europäer in Malariagegenden vor dieser Krankheit schützen kann. Wenn er auch den Moskitostichen nicht ganz sollte entgehen können, da ein Gang in's Freie während der Nacht nicht unter allen Umständen unterlassen werden kann, wenn die Schlafstätten stets durch moskitosichere Netze gegen das Freie abgesperrt werden. Falls z. B. angenommen wird, daß von je 1000 Moskitos einer den gefährlichen Krankheitskeim in sich trägt, wie es für manche Gegenden Afrikas schätzungsweise vorausgesetzt wird, und jemand zehnmal in jeder Nacht gestochen wird, so könnte er darauf rechnen, im Jahre viermal angesteckt zu werden. Wenn aber durch Anwendung der Moskitonetze die Gefahr so weit vermindert wird, daß nur einmal im Monat ein Moskitostich zu gewärtigen ist, so müßte man — theoretisch—100 Jahre in der betreffenden Gegend weilen, um malariakrank zu werden.

Briefe an den Räthsel-Onkel.

(Fortsetzung von der 6. Seite.)

Maywood, 14. Okt. 1900.

Lieber Onkel!

Was aber der schöne Eduard großen Muth besitzt! (Wer's glaubt!) Ich nicht, denn er ist man doch blos ein Junggeselle und

Junggesellen sind wie Hasen,
Hören gut und sind so süß,
Setzen, soll's zum Angriff blasen,
Gleich sich auf die Hinterfüß!
Kommen sie dann in die Jahre,
Wird ihr Laufen sehr erschwert,
Motten kommen in die Haare
Und der Balg ist nichts mehr werth.
Junggesellen sind wie Affen,
Sehr possirlich, amüsant.
Hübsche Frauen zu begaffen
Sind sie immer bei der Hand!
Doch die Zeit stumpft ihre Waffen,
Ihr Gesicht wird schmal und lang;
So wird aus dem Modeaffen
Schließlich ein Orang-Utang.
Junggesellen sind beim Hundert
Wie 'ne schöne Szenerie,
Die man gerne wohl bewundert,
Doch besitzen möchte nie.
Sind sie jung, so dünkt wohl jeder
Sich ein Schmetterling zu sein,
Und doch wird der Schönste später
Nur ein alter — Knickebein! — —
Darum auf, ihr Junggesellen,
Schaffet Euch ein Paradies!
Adam ist nicht ausgerissen,
Hat sich feige nicht versteckt,
Er hat herzhaft zugebissen,
Und es hat ihm gut geschmeckt.

A. B.

Räthsel-Briefkasten.

Johannes Teubner; Frau A. Müller; Frl. Therese Waczulay; F. X. Reim; Peter Herres; Frau Marie Lange; Rinaldo M.; Fräulein Elfrieda Heese. — Neue Beiträge dankend erhalten; dieselben sollen, soweit brauchbar, baldmöglichst benutzt werden.

Lieschen. — Das Land, nach dem Sie sich sehnen, ist schon von Vielen, sehr Vielen, gesucht, aber noch von Keinem gefunden worden. D'rum trösten Sie sich nur in der Räthselecke, die Sie neuerdings schlecht zu machen belieben; sie ist „am nächsten dazu", denn nicht von Gezänk, sondern nur von Necereien hallt sie wieder.

Haideröschen. — Allen Sündern wird vergeben und der verloren geglaubten Nichte wird gern wieder Platz gemacht in der Räthselecke. Aber sagen Sie, Röslein, gefiel Ihnen die Rolle der Helena nicht, weil kein eifersüchtiger Menelaus da war, oder sind Sie des Paris schon müde geworden?

F. X. R. — Glück auf zur Genesung!

Lilly K. — Angenommen und Willkommen!

J. T., Springfield. — Lesen Sie nur, was man heute Ihnen zu sagen hat, das wird vermuthlich genügen. Aus Mangel an Raum hatte das betreffende Eingesandt letzte Woche liegen bleiben müssen, neben mehreren anderen. Gruß.

Frau P. — Als galanter Mann macht der Onkel den Damen gern Platz, wenn der Raum knapp wird. Darum ließ er sein Bild heraus, um die Aufnahme einer Räthsellösungszuschrift zu ermöglichen.

Frau Annie R. — Sie schreiben: „Die letzten Nüsse sind ja die reinen Pfefferkuchennüsse — so leicht! Da wird mir's nicht schwer, Ihnen alle vier hübsch aufgeknackt zu Füßen zu legen". Sie sind zu bescheiden, Verehrte; die Räthsel waren nicht besonders leicht, aber Sie scheinen besonders „helle" zu sein, wird doch von anderen Seiten geklagt, daß das Zahlenräthsel 472 ganz besonders schwer zu lösen war!

John R. — Ihrem Wunsch wird voraussichtlich sehr bald Erfüllung werden, wenn Sie fortfahren, so fleißig zu lösen, wie letzte Woche. Gruß.

Julia. — Verstellt man sich nicht ein wenig? (Siehe Nachschrift.)

Noch eins: Wo haben Sie Ihre Weisheit her, Nichtchen, bezüglich der „Kneipkur"? Hat „er" es Ihnen verrathen, daß kaltes Wasser, in kräftigem Strahl auf das heiße Haupt geleitet, ein gutes Mittel ist gegen die Folgen kräftigen germanischen Kneipens, und daß bitterer Trank dem geschwächten Magen gut thut? Der Onkel weigert sich entschieden, zu glauben, daß Sie selbst Gelegenheit fanden, die „Wirksamkeit" solcher „Kneipkur" festzustellen. Oder wollten Sie etwa sagen Kneippkur? Das wäre was Anderes. Gruß.

Georg T. — „Die Worte sind erfunden, die Gedanken zu verbergen". Das soll der Franzose Talleyrand gesagt haben, schon vor langer Zeit. Es wird aber auch nicht selten heute noch danach gehandelt und zwar nicht nur von Franzosen. Auch von Anderen. (Siehe Juliens Schreiben.)

Roderich R. — Gesellige Ausbildung schärft den Sinn für das Lächerliche, und wird, bis zur Ueberverfeinerung getrieben, für den Enthusiasmus tödtlich. (A.W. Schlegel.) — und: Die gesellige Ueberfeinerung, die verlangt, daß Jeder sei wie der Andere, gesellig schone, Allen gefalle — dieses tyrannische, aber den Schwachen höchst willkommene Gesetz unterdrückt alle Eigenthümlichkeiten des Charakters. (Weber.)

— Erklärlich. — Hat der Doktor Ihnen auch das Weintrinken verboten?" — „Nein, Gott sei Dank, das kann er nicht, seine Schwiegermutter ist meine Weinlieferantin."

— Zeitbild. — Herr: „Waren Gnädigste schon einmal verliebt?"— Dame: „Nein, aber schon dreimal verlobt."

— Gute Ausrede. — Herr Bierbimpfl: „Erlauben Sie mal, Herr Doktor, es berührt mich so komisch, daß Sie mich schon gleich am zweiten Tage unserer Bekanntschaft anpumpen!" — Student: „Ja, mein lieber Herr Bierbimpfl, das hat auch seine besondere Bewandtniß, Sie sehen meinem lieben Onkel nämlich zum verwechseln ähnlich."

Schiffer Thomas.

(Skizze von K. van Becker.)

Unser Leben währet siebenzig Jahr, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen —

So spricht der Psalmist und ihm nach haben schon viele Millionen so gesprochen und empfunden, wenn sie am Rande jener „siebenzig" standen, des Lebens reich gerütteltes Maß an Mühe und Arbeit hinter sich und den Ausblick auf die endliche Ruhe nach alledem dicht vor sich hateten.

So sprach und empfand auch der alte Schiffer Thomas, wie die Tage sich dehnten und ein jeder von ihnen ihm deutlicher zeigte, welch ein zerbrechlicher Scherben der Mensch ist, wenn die Jahre ihm das Mark aus den Knochen gezogen haben und das Alter ihm die wuchtige, niederdrückende Hand auf die Schulter legt, ohne ihn mit derselben hinüberzuziehen in jenes Land, das gerade denen, die hier unten mühsam wanderten und hart arbeiteten, den tiefsten Frieden und die süßeste Ruhe bringen soll.

Die Siebenzig hatte er hinter sich, und die Mühe und Arbeit dazu. Hatte all' sein Leben lang hart geschafft und wenig an sich gedacht, bis der alte geliebte Freund, der grüne Rhein, den er seit Kindsbeinen kannte und seit fünfzig Jahren Tag aus, Tag ein befahren hatte, ihm die Freundschaft kündigte, indem er ihm tückisch die Gicht in die Knochen zauberte, die einst so rüstigen Arme und Beine steif und ungelenk machte und den Alten zwang auch einmal an sich zu denken.

Leicht war es ihm nicht geworden, die alte, wetterfeste Haut zum Wanken und Weichen zu bringen. Viel tückische Nebelhexen und eisklitzernde Krystallweiber hatte er dem eigensinnigen Thomas erst über den Hals schicken müssen, ehe er grollend und widerwillig den Rückzug antrat.

Bis zu seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum hatte er trotzig widerstanden, dann war er mit der kleinen Pension, die ihm der Herr des alten Hauses, dem er so lange und treu gedient hatte, aussetzte, hinein in's Land gezogen, zu den einzigen Verwandten, die er sein nannte.

Es waren seines Sohnes Weib und Kinder, bei denen er sein Leben beschließen wollte.

Der Philipp war sein Einzigster gewesen und hatte lange vor dem Vater den Heimweg in das Land des Friedens angetreten.

Der alte konnte nicht begreifen, wie sein Fleisch und Blut, gleich ihm am Rhein geboren, mit Rheinwasser getauft und am Rheinufer aufgewachsen, hinein in's Land ziehen und ein stubendunkles, luft- und wasserarmes, erbärmliches Handwerkerleben ergreifen konnte.

Aber der Bub' war immer wasserscheu gewesen. Er schlug nach Mutterns Familie, die aus Handwerkern bestand und vom Walde hherstammte. — Es taugt nichts, wenn ein Rheinuferkind eine Walddirne freit — Wald und Wasser scheiden sich! Taugt nichts — es soll sich zusammenfinden, was von Haus aus zusammengehört.

Na, also, der Bub' war nach der Mutter und deren Sippschaft geschlagen, eine Landratte, und wie es so weit kam, da nahm er statt der Taue und Ruder die Scheere zur Hand und ward ein windiger Schneider, zog weit in's Thal hinein und gründete sich Heim und Herd in einer Stadt, die kaum einen Mühlengraben, geschweige denn die Ufer eines schiffbaren Flusses aufweisen konnte.

Pfui Deibel! Der alte spukte aus, wenn er daran dachte.

Kein Wunder war es, daß der Philipp dann auch das Zeitliche segnete. — Es traf den Alten doch hart — sein Einzigster! Aber wie die Jahre vergingen, wurde der Zusammenhang zwischen ihm und den Hinterlassenen des Sohnes immer schwächer und beschränkte sich allmählich nur noch auf die gelegentlichen Besuche der schwarzäugigen Schwiegertochter, die allemal mit irgend einem Ansturm auf den schmalen Beutel des Großvaters zusammenhingen.

Ja, so lange die Großmutter noch lebte, da war es anders! Großmütter halten fest an den jungen Zweigen, die dem alten Stamm entsprossen sind! Aber Frau Dörte schlief nun schon so manches Jahr auf dem kleinen Friedhof am Rhein, der zu der alten Handelsstadt gehörte, in der sie ihren Thomas einst gefunden und mit ihm treu vereint des Lebens Leid und Lust getragen hatte.

Zu ihrem grünen Hügel hinüber klang das Rauschen der Rheinwellen, und wenn der Alte, von einer seiner Hollandfahrten heimgekehrt, dort oben bei ihr im Winkel, um den die Lindenwipfel rauschten, seine Rast und Andacht hielt, dann nickte er mit dem struppigen Graukopf und lächelte zufrieden vor sich hin: „Das ist schön, Dörte, gelle? So immer den Rhein rauschen hören, immerzu wie die Wellen kluckſen und reden und ganz still dabei liegen und ausruhen, dicht neben seinem lieben Wasser — gelle, das lohnt sich schon, dafür gelebt und geschafft zu haben?"

Und als nun die Schaffenskraft zu Ende war, und sein Herr ihm ernsthaft zugeredet hatte, mit der pünktlich eingetroffenen Schwiegertochter mitzugehen und im Schoße seiner Familie Pflege und Ruhe zu genießen, und er sich nach hartem Kampfe dazu entschlossen hatte, da band er zum Abschied dem Herrn seinen letzten Willen auf die Seele.

„Gut, Herr Kommerzienrath, Sie mögen wohl recht haben; is es nu mal nichts mehr zwischen dem Wasser un mir — na, denn man 'n ganzes Ende, denn für dieses Leben adjüs! Es besser so, macht mir nich alle Tage das Herz schwer! Aber, Herr Kommerzienrath, das is auch nur für dies Leben. Wenn es vorbei is, dann will ich da schlafen,

wo meine Alte liegt, und wo ich den Rhein rauschen hören kann, so lang' ich da unten lieg' un warten muß, bis unser Herrgott mich ruft zum aufstehen."

„Aber lieber Werner, wenn Ihr einmal todt seid, dann ist es mit dem Hören des Wellenrauschens doch nichts — — —"

„Sagen Sie das nich, Herr Kommerzienrath! Ich hör' es schon, und es würd' keine Ruh' für mich geben, wenn ich nich da schlafen könnt', wo er vorüberfließt."

„Gut, gut, ich will nicht dagegen reden, aber bedenk' mal, Werner, so eine Ueberführung der Leiche — —"

„Weiß schon, Herr Kommerzierath, is für alles gesorgt! Hier is mein Sparkassenbuch, das langt. Da steckt all' das drin, was die Annern ihr Vergnügen un ihre Lust genannt haben; all die Schnäpse und guten Bissen, die Bequemlichkeit un das Wohlleben für die Knochen. Seht'n Sie, Herr Kommerzienrath, als meine Alte noch lebte, da hat sie mir immer in den Ohren gelegen: „Gell — da sind die Kinder, wenn wir mal alt werden un Du kannst nich mehr arbeiten, da ziehen wir zur Fine un den Kinnerchen;" — Na sie hatte viel für mich gethan, meine Alte, — es ist nich leicht, Frau von so 'ne Wasserratte und die längste Zeit des Jahr's allein zu sein — es war in der Ordnung, daß ich auch was für sie that, un so versprach ich's ihr, wenn wir mal alt würden. Aber damals fing ich an zu sparen für das, was ich heut' dem Herrn Kommerzienrath sagte. Gut, wenn meine Alte es wollt', so war ich schon bereit, dort drin im Lande zu sterben, aber begraben wollt' ich hier sei — das ließ ich mir nich nehmen. Na, nu ging sie vor mir hin und schläft hier am Rhein! Is mir schon lieber so, un ich konnt' das Geld, das ich mir oft genug heimlich abgedarbt hab', den Kinnern hinterlassen — aber da is es wieder anners gekommen, un so wollt' ich man gebeten haben, daß der Herr Kommerzienrath das Buch aufbewahrt un mir verspricht, nach meinem Tode dafür zu sorgen, daß ich da schlafen kann, wo der Rhein vorüberzieht. Is mein letzter Wunsch, mein einzigster! Ich hätt' keine Ruh' in der Erd', wenn sie mich wo anners hinbeteten!"

Da sah der Kommerzienrath wohl, daß des Alten Begehren eines jener Dinge sei, die das Menschenherz mit allen Fasern umschließt, und die man ihm nicht nehmen darf, wenn man ihm nicht für Zeit und Ewigkeit Frieden und Hoffen rauben will, und er versprach, alles zu thun, wie der Alte es wünschte.

Nun saß der Schiffer Thomas drin in der Stadt, die nur Mauern und Straßen und kein Wasser hatte. Aber er klagte nicht und trug das Leben, wie es sich zeigte, denn dahinter, im Schimmer, sanft untergehender Sonne lag die Ruhe eines tiefen, friedlichen Todesschlafes, durch den der süße, vertraute Ton der alten, heißgeliebten Rheinwellen zog.

Es wäre aber ein gar freundloses Leben für ihn gewesen, wenn er nicht den Bub', den Bastel gehabt hätte, den jüngsten der Enkelkinder, und den einzigen, der nach seiner, des Großvaters Art schlug und eine Wasserratte wie dieser zu werden versprach.

All' die Liebe, die einst der eigene Sohn, dessen Natur so anders geartet war, nie im Vater zu wecken verstanden hatte, die vielleicht auch in der Arbeitsamkeit des Lebens, das dem Alten nie lange Rast zu Hause gönnte, keine Zeit zum richtigen Durchbruch fand, blühte nun in der Muße der stillen Greisentage für das Enkelkind auf, dessen Sein und Wesen sie mit tausend goldenen Fäden der Zärtlichkeit umspann.

Sie verstanden sich köstlich, der grauköpfige Alte und der blonde, rothwangige Junge, trotzdem der Eine den Begriff alles Wassers der Welt unter dem Namen „Rhein" bannte, während der Andere von Flüssen und Gewässern, deren beide Ufer man gleichzeitig sehen kann, nichts wissen wollte. und all' sein Sehnen durch mächtige Ozeanwogen und Gefahren hinüber ging nach anderen Ländern mit ragenden Palmen und wilden Thieren. Jeder spielte seine eigene Melodie, aber sie war den gleichen Ton gestimmt und harmonirte im tiefsten Grunde mit der des Anderen, und so verstanden und liebten sich die beiden in wärmster Zusammengehörigkeit.

Der Bastian sollt' wie die anderen Brüder ein seßhaftes Handwerk ergreifen; aber er wollt' es nimmer, denn den Wasserteufel spukte ihm in allen Adern, und Tag aus, Tag ein klagte er dem Großvater sein Leid und besprach mit dem sein Sehnen.

Der Aeltere redete ihm zu, an den Rhein zu ziehen; das war zu machen, da fand sich ein Stelle, für die wollt' er schon sorgen; Kosten machte es keine, und Wasser wär' auch dort! Ach, was für Wasser — der Bastel sollt' es nur einmal sehen und rauschen hören!

Immer zitterte die Stimme des Alten, wenn er das schilderte; aber der Bub' schüttelte den trotzigen Blondkopf.

„Das ist nichts, Großvater! Die Wellen müssen so hoch gehen, wie unser Haus, und der Sturm rasen, daß es in den Masten knackt! Um mich nichts als Wasser und Himmel! Hei, den Tod immer neben sich und ihm lachend ein Schnippchen schlagen! Nein, Großvater, zur See muß ich. Ich sterb' vor Sehnsucht nach der See!"

Und da sah der Alte, was damals der Kommerzienrath gesehen hatte, daß das auch eines jener Dinge sei, die das Menschenherz mit allen Fasern umschließt und von denen man es nicht losreißen kann, wenn man ihm nicht für Zeit und Ewigkeit Ruhe und Frieden rauben will.

Aber was thun? Um den Buben zur See gehen zu lassen, dazu fehlte es an Mitteln. Die weite Reise bis nach einem großen Hafen, und ausgestattet mußte er auch anders werden, als wenn er an Ort und Stelle bliebe und ein Handwerk lernte. Wo sollte das herkommen bei dem schmalen Verdienst der Wittwe? Und wo für den Jungen Stelle auf einem Schiff finden? Hier hatte die Mutter schon einen guten Platz für ihn, wo er ein ehrsames Handwerk lernen konnte, nichts kostete und in absehbarer Zeit so weit war, um zu verdienen. Es war ein Unsinn, wie der Bub' sich dabei anstellte. Aber immer fühlte der Alte sich dabei schuldig — es war doch schließlich sein Blut, das in dem Jungen rumorte, und sein Lied, das er von der Sehnsucht nach dem Wasser sang — —

Und dann kam der Bastel eines Tages heim, warf sich stöhnend vor dem Großvater auf die Knie und erzählte ihm schluchzend, daß der Joseph, sein bester Kamerad, in zwei Wochen nach Hamburg abgehe als Schiffsjunge. Sein Onkel wäre Steuermann auf einem großen Kauffahrer und hätte geschrieben, der Joseph solle kommen, und er könnt' noch einen mitbringen, der gesunde Knochen, frischen Muth und eine volle Kiste habe; er hätte Platz und Arbeit für zwei.

Die Mutter schalt und warf scheele Blicke nach dem Großvater, wie sie von dummen Flausen sprach und den Jungen zur Vernunft ermahnte. Aber dem Alten war das Herz fast ebenso schwer geworden wie dem Bastel, und gleich diesem warf er sich Nachts stöhnend und seufzend auf dem Lager.

Dem Einen sangen die Meereswellen stürmische Sehnsuchts- und Hoffnungslieder in die Seele, dem Anderen klopften die Wasser des Rheins mahnend und Entsagung fordernd an das alte Herz. Und als der Morgen kam, da hatte das alte Herz überwunden und seine Rechnung mit der heißesten Liebe seines Lebens abgeschlossen!

Die Schwiegertochter staunte, als der Alte vor ihr stand, um Abschied zu nehmen. Was denn der Großvater wolle? Na, noch einmal, bevor er sterbe, den Rhein wiedersehen. So weit langten seine Kräfte noch, um die Reise zur alten Vaterstadt durchzuhalten; sie solle sich nicht sorgen, heute Abend wär' er wieder da.

Auf dem Friedhof, zu dem der Ton der grünen Wellen heraufrauschte, hielt der Thomas Zwiesprache mit seiner Dörte dort unter dem Rasen. Sie war, wie auch früher im Leben, mit Allem einverstanden, was er that, das fühlte er im Herzen. Dann stand er auf vom Hügel, auf dem er gesessen, und schaute über die Kirchhofsmauer hinab in's Thal, durch das der Rhein, funkelnd im Frühlingssonnengold, dahinfloß. Die Wellen schlugen an das Ufer mit gleichmäßigem, erzählendem Ton, und der Alte neigte das graue Haupt, um dem Klange zu lauschen — — —

Bald darauf trat er beim Herrn Kommerzienrath ein.

„Na, Werner, noch immer flott auf den Beinen? Freut mich! Die Ruhe bekommt Euch gut. Habt Ihr ein Anliegen, daß Ihr zu mir kommt?"

Muthig hob Thomas den Graukopf. „Ja, Herr Kommerzienrath, es ist, daß ich man bitten wollt' mu mein Sparkassenbuch."

Und den erstaunten Blick des Herrn beantwortend, fuhr er fort: „Ja, Herr Kommerzienrath, das ist so: mein jüngster Enkesolhn hat wohl von mir die Lust für's Wasser geerbt; aber, wie die Jugend jetzt is, das muß großartiger sein. Unser alter Rhein thut's nicht mehr; — er will zur See un grämt sich das Herz aus dem Leib, weil das Geld kostet un nicht geht. Un da hab' ich mir das so überlegt — die Jugend geht vor's Alter, und schließlich is es gleich, wo ich begraben bin, aber nich, wo der Bub' lebt. Un da wollt' ich man um mein Geld gebeten haben, damit er kriegt, woran sein Herz hängt."

Aufathmend schwieg der Alte — etwas wie ein schwerer Seufzer hallte seinen verklingenden Worten nach, und der Kommerzienrath schüttelte den Kopf.

„Ei, ei, Werner, die Jugend ist zum Kampf da, und das Alter zur Ruhe. Ich weiß nicht, ob Ihr recht daran thut, Euern wohlverdienten Herzenswunsch für den Jungen zu opfern. Laßt ihn fertig werden mit seiner Sehnsucht. Entsagen in jungen Tagen stärkt die Kraft — — —"

„Nee, nee, Herr Kommerzienrath, ich bitt, mir das nicht übel zu nehmen, aber das verstehen der Herr Kommerzienrath nu doch nich. — Was so die Sehnsucht nach dem Wasser is, das geht bis ans Mark, un wo man's unterdrücken muß, da zehrt es die Kraft, anstatt sie zu stärken. Das hab' ich am eig'nen Leib studirt! Wenn ich hätt' meinen Rhein aufgeben sollen, so wär' mir das Leben nicht einen Pfifferling werth gewesen!"

„Aber eben darum, Werner! Wer hat mir denn damals beim Abschied gesagt: „Ich will schlafen, wo der Rhein vorüberrauscht. Ich hätt' keine Ruh ind er Erd', wenn sie mich wo anders hinbetteten!"

Da hob Thomas den Graukopf und in den Augen schimmerte ein eigener Glanz, halb wie Thränen, halb wie Himmelslicht: „Ich weiß, ich weiß, Herr Kommerzienrath—aber ich hab's abgemacht. Es gibt doch noch was, das stärker is, als das thörichte Wünschen des eigenen Herzens, das is die Liebe für sein eigen Fleisch und Blut. Der Bub soll glücklich werden, so weit sein alter Großvater es ihm schaffen kann; un ich mein', wie ich mir das so zusammengedacht hab', wenn ich mit der Gewißheit in das Grab steig', dann werden meine alten Rheinwellen mir doch das Schlummerlied rauschen, ob ich nun hier oder sonstwo in der Erd' liege."

Der Kommerzienrath streckte dem Schiffer die Hand entgegen:

„Ihr habt Recht, Werner, das beste Schlummerlied für jenen großen Schlaf, den wir alle einst antreten, ist das Bewußtsein, getreulich unsere Pflicht erfüllt und für unsere Lieben willig und freudig unseres Herzens heißeste Wünsche geopfert zu haben! Es soll geschehen, wie Ihr wollt!"

Im Schweinestall aufgewachsen.

Aus Rom wird geschrieben: In Campo di Pietra bei Treviso wohnen die Eheleute Zoia mit fünf Kindern, von denen aber das zweitälteste, die mittlerweile 19 Jahre alt gewordene Ida, von Niemandem bisher gesehen wurde. Da man ein Verbrechen vermuthete, so erschienen eines Tages die Carabinieri und fanden im Schweinestall ein Wesen, das gar nichts menschliches mehr an sich hatte, vollständig nackt auf einem Misthaufen vor. Das Mädchen war völlig abgemagert und verkommen und konnte nicht sprechen. Als man es aus seiner fürchterlichen Behausung zog, wollte es wieder zurück und biß und kratzte seine Befreier. Das Mädchen ist 1,20 Meter groß und lebt seit 1882 unter den Schweinen im Stall. Die grausamen Eltern wurden verhaftet.

— Unter Damen. — „Du glaubst nicht, Amanda, welchen Kampf mein neuer Sonnenschirm bei meinem Manne gekostet hat. Thränen sind sogar geflossen!" — „Was — Thränen? Da bekäme ich für jede von meinem Mann eine ganze Toilette!"

Sonntagpost

Seite 9—16.

Chicago, Sonntag, den 28. Oktober 1900.

(Für die Sonntagspost.)

Die Erscheinung im Walde.

(Novellette von Albert Weiße.)

„Glückspilz! Das ist das richtige Wort", lachte vergnügt der junge Doktor Kramer. Ein Glückspilz bin ich, Charlie; kannst Du mir einen unserer Kommilitonen namhaft machen, der es bereits so weit in unserer Profession gebracht hat, wie ich. Sieh' hier die Liste der Familien, in denen ich Hausarzt bin. Die Freude, die ich an dem Aufblühen meiner ärztlichen Praxis empfinde, ist aber ein Nichts gegen das Glück, das mir im Hause blüht. Mit meiner Heirath habe ich das große Loos gezogen — denn je länger ich mit meiner Hättie zusammenlebe, je mehr lerne ich sie achten und lieben. Meine Hättie ist das beste, süßeste Weibchen — meine Hättie — kurz — meine Hättie ist ein Engel." —

„Das freut mich, freut mich aufrichtig", erwiderte der Angeredete, „um so mehr da . . .

„. . . Du derjenige bist, der diese Heirath in die Wege geleitet", fiel ihm der junge Doktor lachend in's Wort.

„Schwer genug hast Du mir diesen Liebesdienst allerdings gemacht! Herr Gott! Was habe ich reden, schieben, drängen müssen, bis ich Dich in das Bureau der Heirathsvermittlerin hineinbugsirt habe. — Allerdings, als ich Dich dann glücklich in diesen Vorhafen zur Ehe gelootst hatte, hast Du merkwürdig schnell Anker geworfen! Hast auch guten Grund gehabt, alter Junge, ein fürchterliches Unwetter stand am Himmel . . ."

„Meinst Du etwa", erwiderte der junge Doktor, „die kleine Liaison mit unserer jungen Speisemutter? Nun ja, wir Studenten buhlten ja alle mehr oder weniger um ihre Gunst, hauptsächlich aus sehr materiellen Beweggründen —"

„So aber faßte sie die Sache bei Dir nicht auf. Sie glaubte sicher, Du würdest sie heirathen. — Sie war hinter Dir her, wie der Teufel hinter einer armen Judenseele. — Als Mediziner wußtest Du, daß man Gift mit Gift bekämpfen muß: Für ihre Heirathswuth verschriebst Du ihr ein Gegengift: Deine schleunigste Verheirathung mit einer Anderen . . .

„Gut, Charlie, ich will Dir denn zugestehen, daß Sie mich allerdings in's Heirathsbureau hineingetrieben hat, aber daß ich mir dort wirklich eine Frau ausgesucht habe und daß dieses gleich bei meinem ersten Besuche geschah, das hat eine andere Bewandtniß!

In diesem Augenblicke meldete der Office-Junge den Besuch eines Patienten, und der Freund empfahl sich.

* * *

Die in unserer Stadt hier und da verstreuten Kolonien sind dem natürlichen Bestreben der verschiedenen hier zusammenströmenden Nationen zuzuschreiben, sich so fest wie möglich aneinanderzuschließen und die Sitten, Gewohnheiten und die Sprache der Heimath festzuhalten. — Nur eine Kolonie ist mir bekannt, die ihre Existenz dieser Ursache nicht verdankt. Das ist die Kolonie der Jünger des Aeskulap. An der Westseite, zwischen Ashland Boulevard und Ogden Ave., Jackson Boulevard und Van Buren Str., haben sie sich eingenistet, diese Jünglinge und Jungfrauen, die es hergetrieben, um von den weisen Männern der Heilwissenschaft zu lernen, wie sie dereinst als Krankenpfleger, Apotheker oder Aerzte der Menschen Leiden lindern oder ihren Uebergang in ein besseres Jenseits erleichtern können. In einem halben Dutzend Krankenhäusern können sie hier der kranken Menschheit ganzen Jammer kennen lernen und an den arm und freundlos Verstorbenen ihre ersten Uebungen mit dem Secirmesser vornehmen; in den Hörsälen des Rush Medical College und einem halben Dutzend anderer medizinischen Schulen wird jeder Zweig ihrer vielseitigen Wissenschaft von einem bewährten Spezialisten gelehrt, und jede Schule findet hier ihren Vertreter. Allopathen, Homöopathen, Hydropathen — und wie sie alle heißen mögen — predigen hier das Evangelium ihres professionellen Glaubens. — Buchhandlungen haben sich etablirt, die ausschließlich Bücher der medizinischen Wissenschaft verschleißen; Läden, die nichts Anderes führen als Instrumente und Ausrüstungsgegenstände für Aerzte. Trotz der Nähe der Häuser, wo die Großstadt ihr Krankenlager für ihre Armen aufgeschlagen, trotz der Morgue mit ihren unheimlichen Gästen, trotz des Detention-Hospitals, aus denen der herzzerreißende Schrei des Wahnsinns erschallt, bieten die Straßen, namentlich die Harrison Straße, einen regen, belebten Anblick dar. Trupps von Studenten, die trotz ihrer ernsten Beschäftigung vor Uebermuth schäumen, ziehen nach ihren Hörsälen, einander sich mit ihren College-Rufen begrüßend; Kutschen mit besuchenden Aerzten folgen auf Kutschen, und die an's lange Warten gewöhnten Treiber bilden kleinere Gruppen, lebhaft über alles Mögliche debattirend. Dazwischen drängen sich die lichten Gestalten der Krankenpflegerinnen in ihren einfachen, weiß und blau gestreiften Kleidern, die aus ihrem Institute zum Dienst in eines der Krankenhäuser eilen oder von dort zurückkehren. Im Einklang mit der in all diesen Häusern herrschenden Sauberkeit läßt auch die Reinhaltung der Straßen von Seiten der Stadt ausnahmsweise hier nichts zu wünschen übrig. Der freundliche Eindruck wird noch erhöht durch den hellrothen Anstrich des Countyhospitals, das man von Außen für Alles Andere eher, als für ein Krankenhaus halten würde, und das Grün der vielen Schattenbäume, das dem Auge eine angenehme Abwechselung bietet. —

Selbstverständlich ist den Studirenden, die größtentheils von auswärts nach Chicago gekommen sind, viel daran gelegen, in der Nähe ihrer Alma mater zu wohnen, und so ist denn fast jedes Privathaus in dieser Gegend ein Studenten-Boardinghaus! Der Wahrheit die Ehre zu geben: Zwischen diesen Häusern und der „Bude", die ein deutscher Student bewohnt, ist ein Unterschied, wie zwischen Himmel und Hölle. Eine andere Frage ist die, ob sich ein deutscher Studio in dieser Atmosphäre wohlfühlen würde, denn der deutsche hat neben der Erlangung der nöthigen Kenntnisse beim Besuch der Universität den Zweck im Auge, den ihm auf der Penale noch nicht so ganz ausgeprügelten Uebermuth in möglichst geräuschvoller und frivoler Weise los zu werden. — Das geht hier nicht; der Studirende muß — schwer genug wird's ihm wohl, was gelegentliche Vorkommnisse dokumentiren — den jungen „Gentleman" spielen, denn so verlangt es die gute Sitte, seine Boardinghausfrau und vor Allem die Anwesenheit seiner Kommilitonen feminis generis. Doch die Unsterblichen fordern von den Musensöhnen ihr Opfer in der einen oder anderen Form. Der deutsche Student kniet an dem Altare des Bacchus oder vielmehr läuft aus einer Kneipe in die andere; der amerikanische Student opfert dem Amor: er raspelt Süßholz mit der einen oder der Anderen der jungen Damen, die nicht nur auf der Hochschule die Speise für den Geist, sondern an der Pensionstafel auch des Leibes Nahrung mit ihm zugleich empfangen. Hat aber die Boardinghausfrau aus Konkurrenz- oder anderen Rücksichten keine weibliche Kundschaft, und ist selbst unbemannt und liebebedürftig, so konzentrirt er die ganzen Kräfte seiner Liebenswürdigkeit, um das speisemütterliche Herz in Bresche zu legen. — Mit welchem Erfolge das bisweilen gelingt, haben wir aus der Unterhaltung des Doktor Kramer mit seinem Freunde vernommen. — Das Fehlschlagen ihrer Hoffnung, den Doktor zu heirathen, hatte die Frau Wimpel vollständig verändert; es hatte ihr die ganze Freunde an ihrem Geschäft verdorben; sie glaubte dem Sprichwort nicht mehr, daß der Weg zum Herzen eines Mannes durch den Magen desselben führe; sie sah ein, daß die jungen Leute höher hinaus wollten, und sie verkaufte ihr Boardinghaus. „Baar Geld lacht," sagte sie sich, „und mit baar Geld kriege ich eher einen Mann, als wenn ich den verhungerten „Sawbones" noch fernerhin die herrlichsten Delikatessen vorsetze." — Ihren Haß gegen den weggeflogenen Spatzen übertrug sie auf die ganze Vogelschaar. —

Sobald das Geld im Kasten klang, annoncirte sie in allen deutschen und englischen Zeitungen, ein Geschäft, das viele Mühe, Kosten und — Täuschungen einbringt. Wer das nicht glaubt, versuche es 'mal selbst — ich hab's probirt und verdenke es meiner Frau Wimpel gar nicht, daß sie diesen nicht mehr ungewöhnlichen Weg verließ und sich auf den zu einer Heirathsvermittlerin machte. Madame Krausbart — Nr. 493 N. Clark Str. — ist eine jener gütigen Feen, die die beiden getrennten, im Aether umherflatternden Seelenhälften einfängt, und sie, zu einer Seele vereinigt, so lange zusammenhält, bis der Squire oder Priester den gesetzlichen Knoten ordnungsmäßig um sie schlingt.

Mit sachverständigem Blicke betrachtete die Madame Krausbart die eintretende Klientin und nickte zufrieden. Das war ein gangbarer Artikel, Mittelsorte, noch nicht zu alt und zu stark abgenützt, auch nicht zu jung, um mit großer Behutsamkeit behandelt werden zu müssen, gerade passend für alten Junggesellen oder jungen Wittwer mit Kindern! Klasse B. „Ich habe augenblicklich ein schönes Assortement passender Herren auf Lager," damit überreichte sie der Frau Wimpel ein Photographie-Album, und bat sie, ihre Auswahl zu treffen. Die Heiraths-Aspirantin blättert längere Zeit in dem Buche. Plötzlich stieß sie einen leisen Schrei aus. Die gnädige Frau kannte das. Der Blitz hat eingeschlagen, das erleichtert ihr das Anfachen der Flamme. — Das Verlieben in die Photographie seitens ihrer Kundinnen nahm ihr die halbe Arbeit ab. „Wer ist's?" fragte sie geschäftsmäßig.

„Wer ist's? wiederholte sie nach einer Weile. — „Wie kommt die Photographie dieses Herrn in diese Sammlung?" fragte Frau Wimpel, und wies mit dem Finger auf das wohlgelungene Konterfei des fahnenflüchtigen Doktors.

„O Pardon!" sagte die Fee, „das Bild hätte ich schon vor Monaten herausnehmen sollen, das ist eine erledigte Nummer!"

Frau Wimpel brannte vor Neugierde. Sie ließ sich aber nichts merken, denn nur durch geheuchelte Gleichgiltigkeit konnte sie die geriebene Vermittlerin zu einer kleinen Indiskretion verleiten.

„Erledigt? Was heißt das?" fragte sie mit gut erheuchelter Unschuld.

„Nun, erledigt", antwortete die Gefragte lächelnd, „daß heißt glücklich verheirathet!"

„Kennen Sie denn auch die Frau?" forschte die Kundin anscheinend gleichgiltig weiter.

„Nein, nicht persönlich, nur vom Bild her. Die Frau war bloß eine Extranummer."

„Was ist denn das?"

„Damit wir unsere Aufträge effektiren können; namentlich wenn der Bestand des Lagers ziemlich zusammengeschmolzen ist, lassen wir uns durch Agenten Adressen und Photographien von heirathsfähigen Nummern ohne deren Wissen besorgen. Das sind die Extranummern, von denen wir natürlich keine Kommission beziehen, da sie nie erfahren, daß sie durch unsere Bemühungen unter die Haube oder den Pantoffel gelangt sind.

In der Frau Wimpel kochte es. Mit Mühe unterdrückte sie ihre Erregung, und unter einem Vorwande und mit dem Versprechen, am nächsten Tage wieder zu kommen, verließ sie das Bureau. — „Warte, Du elender Glücksritter", murmelte sie, „Dir will ich's anstreichen, ehrsame Wittwen an der Nase zu führen und dann mit alten Kuppelweibern auf den Goldfischfang zu gehen!"

* * *

Die kleine Frau Doktor sitzt jetzt an ihrem Schreibtisch und weint. Sie hat wohl den ganzen Tag über schon geweint. Vor ihr liegt der Brief, der abscheuliche Brief, der ihr Glück zu zerstören droht. — Aber es kann ja gar nicht wahr sein, versuchte sie sich zu trösten, — so schlecht kann ihr Willie nicht sein. Nein, sie glaubt es nicht, kann es nicht glauben, was die gehässige Person da schreibt. Zum hundertsten Male wohl überfliegt sie die Zeilen: „Werthe Frau Doktor! Wenn Ihnen daran gelegen ist, zu erfahren, auf welche Weise Ihrem Gatten das Glück Ihrer Bekanntschaft vermittelt wurde, so erkundigen Sie sich gefälligst in dem Heirathsbureau von Mrs. Krausbart, Nr. 493 N. Clark Str. Dort werden Sie erfahren, daß Sie als Extranummer — das heißt ohne Ihr Wissen und Zuthun — an einen Mann verkauft sind, der nicht Sie, sondern nur Ihr Geld liebt. Eine Verrathene."

‚Eine Verrathene' ist der Brief unterzeichnet. Also um des lieben Mammons willen hat er einem liebenden, vertrauenden Wesen das Herz gebrochen! Mit falschen Eidschwüren hat er sie bethört, sie, die Ungeliebte, deren Geld seine Habsucht erregt hat! — Alles, Alles gab sie ihm hin im süßesten Vertrauen — und nun? — O, der Gedanke kann sie wahnsinnig machen! Aber es kann nicht sein! — Doch die Briefschreiberin weißt sie ja hin an den Platz, wo sie die ganze schreckliche Wahrheit erfahren soll. — In fieberhafter Angst kleidet sie sich zum Ausgang um; schon ist sie an der Hausthüre — aber sie öffnet sie nicht — sie preßt beide Hände in glühender Scham vor das Gesicht und stürzt nach dem Zimmer zurück. — Was hatte sie thun wollen? — An ihrem Manne zweifeln und auf der anonymen Verläumderin Veranlassung hinter seinem Rücken spioniren? — Nein, nein, sie vertraute ihm und von seinen Lippen selbst wollte sie die Zurückweisung dieser niedrigen Anschuldigung vernehmen. — In diesem Augenblicke trat der junge Doktor in's Zimmer. Hättie flog ihm entgegen. Ein lauter Aufschrei und sie lag an der Brust des Geliebten. — Der Doktor führte, erschreckt über diesen so plötzlichen leidenschaftlichen Ausbruch, die laut Schluchzende nach dem Kanapé und versuchte durch liebevollen Zuspruch sie zu beruhigen, ehe er sie nach dem Grunde ihrer Aufregung zu fragen wagte. Sie wurde allmählich ruhiger; dann nahm sie sanft seine Hand und küßte sie. — „Kannst Du mir verzeihen, Einziger?" — flehte sie — „ich habe Dich schwer in meinem Herzen gekränkt — ich habe an Deiner Liebe gezweifelt — und der Verläumderin geglaubt, die Dieses geschrieben!" —

Damit überreichte sie ihm den anonymen Brief! — Der Doktor warf einen Blick hinein — seine Augen blieben wie gebannt an den Worten hangen, alles Blut trat aus seinen Wangen, vergeblich versuchte er die bleichen Lippen zu öffnen, seine Hände fingen an zu zittern und das unselige Blatt fiel zu Boden.

Mit unsäglicher Angst gewahrte die junge Frau ihres Mannes grenzenlose Bestürzung; sie las in den entstellten Zügen das Bekenntniß der Schuld! — Sie wandte ihr Gesicht von ihm ab; sie konnte den Anblick des einst so geliebten Mannes mit dem Ausdrucke eines verurtheilten Verbrechers nicht ertragen, sie wollte ihn allein mit seinem Gewissen lassen und sich ihrem Schmerze hingeben.

Mit irrem, trostlosem Blick schaute er zu, wie sie sich umwandte und der Thür zu wankte; aber plötzlich, wie elektrisirt, warf er sich auf die Knie vor ihr, umklammerte ihre Hände und hielt sie zurück.

„Bleib' hier, hör' mich an, Theuerste!" flehte er.

„Wozu?" wehrte sie leise. „Es ist vorbei — Du hast mein Vertrauen getäuscht — Was ich für Liebe hielt . . ."

„War echte, treue Liebe, mein Herz!"

„Versuche nicht, mich abermals zu täuschen!"

„Ich schwöre Dir, daß ich Dich aus reiner, treuer Liebe zum Weibe genommen habe!"

„Sie schwöre, daß — sie hob das Blatt auf und hielt es ihm vor — schwöre, daß jedes Wort in diesem Briefe unwahr ist."

„Das kann ich nicht!"

„Dann war unsere Heirath also bloß ein Geschäft — herbeigeführt durch eine gewerbsmäßige Kupplerin — Deine Liebe kalte Berechnung, mein Vermögen zu ergattern — und ich — ich das elende Geschöpf, das die Liebkosungen ihres Galans mit Gold erkaufen muß. — Aus meinen Augen, Du elender Seelenkäufer! ....

„Höre mich, Geliebte, ehe Du mich verdammst! — ich bin nicht unschuldig, aber Dein Herz habe ich nicht betrogen — reiner, wahrer, treuer ist noch nie ein Weib geliebt worden, als Du."

„Das ist unerhört!" —

„Laß mich Dir Alles beichten. Wenn Du Alles weißt, wirst Du Alles verzeihen! Deine Liebe ...."

„Entweihe das Wort nicht mit Deinen gotteslästerlichen Lippen."

„Deine Liebe wird meine Fürsprecherin sein! Also höre: Das Weib, das diesen Brief geschrieben, ist mir bekannt. Der Wunsch nach Rache hat in ihr den Entschluß gezeitigt, Dein und mein Lebensglück zu zerstören. Sie glaubte sich von mir geliebt und ich will mich nicht von der Schuld freisprechen, sie zu diesem Glauben verleitet zu haben — ich erschrack, als ich diese Wahrnehmung machte, und als ich mich täglich mehr davon überzeugte, daß diese Frau in dem Wahne lebte, mein Weib zu werden — zog ich mich zurück. Aber sie verfolgte mich, und wußte durch ihre Machinationen die Anknüpfung anderer Beziehungen für mich unmöglich zu machen, so daß ich in meiner Verzweiflung mich an eine professionelle Vermittlerin wandte, um ihre Pläne zu durchkreuzen. —"

„Schrecklich," stöhnte die junge Frau, „sich an einem solchen Platze zu verkaufen."

„Urtheile nicht zu hart, Geliebte; unser modernes Leben hat dies Gewerbe gezeitigt, das trotz seiner Verwerflichkeit noch Segen stiften kann! Auch mir hätte nie geahnt, daß mir dort ein solch unverdientes, süßes Glück blühen könnte! — ich sah Dein Bild dort — aber ich sah es nicht zum ersten Male! Dein Bild lebte bereits wie ein Heiligthum in meinem Herzen. An einem wundervollen Frühlingsabend vor drei Jahren strich ich, damals noch Student, in der Nähe des Sees in den wilden Gebüschen von Rodgers Park, Kräuter und Pflanzen suchend umher und wollte gerade, zufrieden mit dem Ergebniß meines Ausflugs die Hauptstraße zum Heimweg aufsuchen, als plötzlich seltsame Töne an mein Ohr schlugen. Es klang wie ein leises Wimmern und ein sanftes Trösten; ist stand still und lauschte, vorsichtig trat ich dann näher. Das Bild, das sich mir bot, nahm meine Seele gefangen: es war mir mit einem Mal, als hörte ich meiner Mutter linde, beschwichtigende Stimme aus meiner frühen Jugendzeit. Ich wagte kaum zu athmen. Ein weinendes Kind hielt ein Hündchen im Arm; es hatte den Fuß gebrochen oder verstaucht und hob das verwundete Glied, wie um Mitleid flehend in die Höhe, während es vor Schmerzen leise wimmerte.

Vor dem weinenden Kinde aber kniete ein junges Mädchen, fast selbst noch ein Kind. Sie wand fürsorglich ihr zu Streifen gerissenes Taschentuch um das verwundete Glied und streichelte den Kopf des armen Hündchens. Dann küßte sie dem kleinen Mädchen die Thränen fort und tröstete sie mit Schmeichelworten, und Liebkosungen. Diese aber schlug ihre Hände um den Hals der Trösterin und stammelte: „Du bist ein Engel! . . . Flora wird für Dich beten!" — „Du bist ein Engel," wiederholte ich, und wie mit einem Heiligenschein umgossen die goldenen Strahlen der niedergehenden Sonne das Haupt des lieblichen Engels.

Dieses Bild lebte in meinem Herzen fort, immer und immer wieder mußte ich meiner Heiligen im Walde gedenken. Vermagst Du Dir nun vorzustellen, was ich empfand, als ich mein still verehrtes Ideal plötzlich im Bilde wieder vor mir sah? und kannst Du mir verzeihen, daß ich Dir jetzt erst Alles beichte, da mich die Umstände zwingen? Willst Du mir immer zürnen, mein Liebling?"

Hätties Köpfchen ruhte schon wieder an seiner Brust. Das Bewußtsein, geliebt zu sein, verzeiht Alles.

— Das stolze Pferd. — A.: „Das Pferd, das Sie gestern geritten haben, hatte ich auch schon einmal!" B.: „Drum, das hatte ich mir gleich gedacht!" — A.: „Warum denn?" — B.: „Nun, als ich Ihnen begegnete, schaute es Sie so von — oben herab an!"

— In der Gemäldeausstellung. — Sie: Lieber Edgar, findest Du die Nymphen nicht auch sehr anziehend? — Er (seufzend): Allerdings, doch heutzutage ist das anders geworden, da verlangen die Nymphen Geld zum Anziehen, wie Deine Schneiderinnen-Rechnungen ausweisen!

Unechte Diamanten.

(Von Otto Schilling.)

„Ich danke, ich steige in dieses Coupé, sagte Her Rentier Peereboom auf dem Bahnsteig des Brüsseler Zentralbahnhofs zu seiner ihm auf den Fersen folgenden Ehehälfte. Der kurzstummelige Herr umklammerte mit seinen rundgedrechselten, fleischigen Fingerchen den Thürgriff und zog sich keuchend zur Höhe des Coupés empor.

In dem Spalt der Thüröffnung wurde das Profil einer reizenden, jungen Dame sichtbar. Sie trug ein einfaches, aber hochelegantes Herbstkostüm.

Ueber der Nasenwurzel der Madame Peereboom kerbten sich zwei tiefe, senkrechte Runzeln.

„Ich denke, Du steigst hier ein, Louis", sagte sie in einem Ton, spitz wie eine Hutnadel. „Dies ist kein Coupé für Raucher."

Damit drängte sie ihn mit einem sanften Druck ihrer energischen Arme zur Seite.

„Wie Du meinst, Eleonore", sagte Herr Peereboom resignirt, und stieg in das Nebencoupé.

„Hier kannst Du es Dir bequem machen, Louis", fuhr sie fort. „Das Coupé ist ganz leer."

„Ganz leer", bestätigte Herr Peereboom mit einem nur halb unterdrückten Seufzer.

„Daß Du mir den Regenschirm nicht stehen läßt! Hörst Du, Louis? Er ist ganz neu — zwanzig Francs! Und daß Du mir in Paris nicht allein ausgehst! Es ist dort gefährlich — während der Weltausstellung. Halte Dich immer an Onkel Eduard, hörst Du? Er ist zuverlässig. Und vergiß nicht, in Jeumont Schwager Ricardot zu grüßen und ihm ein Päckchen Zigaretten zuzustecken. Du verstehst, wegen der Gepäckrevision — er ist Zollrevisor."

Gerade wollte sich der nach Paris bestimmte Zug in Bewegung setzen, als ein junger Mann auf das Coupé losstürzte, die Thür aufriß und mit einem Satze hereinsprang.

Der junge Mann warf sich nachläßig in eine Ecke. Alles an ihm verrieth den Pariser Boulevardier, der langgezwirbelte dichte Schnurrbart, der spitzgeschorene Kinnbart, der stark geschweifte chapeau haute forme, die eleganten Handschuhe, die schwarzen Lackschuhe, welche die schottisch karirten Strümpfe nur zum Theil bedeckten.

Herr Rentier Peereboom betrachtete den Fahrgast mit unverhohlener Bewunderung.

„Wenigstens eine kleine Entschädigung", dachte er, „für die entgangene Reiseunterhaltung im Nebencoupé."

„Vermuthlich ebenfalls nach Paris?" fragte er laut, um die Unterhaltung anzuknüpfen.

Als der Fremde bejahte, kam die Unterhaltung in Zug. Herr Peereboom hatte sich nicht getäuscht. Sein Reisegenosse war ein entzückender Causeur. Er kannte die neuesten Schnurren von den Boulevards und trug sie mit der allerliebsten Bonhomie des echten Parisers vor. Herr Peereboom war entzückt.

„Darf ich Ihnen eine Giranelli anbieten, mein Herr?" sagte er, indem er seinem Gegenüber einen großen Karton Zigaretten entgegenstreckte, den er nicht ohne Umständlichkeit seinem großen Koffer entnommen hatte.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden", sagte der Fremde verbindlich. Er ließ den dunkelblauen Rauch in langen Fäden langsam aus beiden Nüstern herauswirbeln.

„Echt!" sagte er mit der Entschiedenheit eines Kenners.

„Schade um den schweren Zoll an der Grenze. Diese Raffgier des Zollfiskus kann einem den ganzen Genuß verderben —"

„Fffft!" machte Herr Peereboom, durch die Zähne pfeifend.

Der Fremde sah überrascht auf.

„Sie wollen sagen, mein Herr . . .?"

„Fffft!" wiederholte Herr Peereboom. Dabei schlug er mit drei Fingern der linken Hand ein wirbelndes Schnippchen.

„Sie müssen wissen, mein Herr", sagte er mit vertraulicher Wichtigkeit, „mein Schwager ist Zollrevisor an der Grenzstation."

„Ah, so!" fiel der Pariser verständnißvoll ein.

Eben verlangsamte sich die Geschwindigkeit des Zuges. Man näherte sich einer Station.

„Famos! Famos! rief der Fremde mit einem lauten Lachen. „Sie schlagen dem Zollfiskus ein Schnippchen! Famos! Famos!"

Dabei klatschte er wie ein übermüthiges Kind mit beiden Händen. Der Zug hielt an.

In diesem Augenblick ertönte aus dem Nebencoupé ein ziemlich heftiger Wortwechsel herüber.

„Das ist ein Coupé für Nichtraucher", sagte eine tiefe, rasselnde Damenstimme.

„Das hindert nicht, daß man eine winzige Zigarette raucht", erwiderte eine etwas erregte, aber trotzdem sehr wohllautende weibliche Stimme.

Herr Peereboom horchte auf. Seine Augenbrauen zogen sich in die Höhe.

„Ich werde unter keinen Umständen erlauben, Madame, daß man in diesem Coupé raucht", kreischte die erste Stimme.

„Nun gut, Madame", erwiderte die zweite, „Sie zwingen mich also, die Höflichkeit, die ich hier unter Damen vermisse, im Nebencoupé bei den Herren zu suchen. Ich bin gewiß, sie dort zu finden."

Eine halbe Minute später hatte die junge Dame, die in Brüssel das Mißbehagen der Madame Peereboom erregt hatte, dem Herrn Peereboom gegenüber Platz genommen. Die beiden Herren bemühten sich um die Wette um den reizenden neuen Ankömmling. Nach kaum einer Viertelstunde hatte ein allerliebst geschwätziger Mund eine ganze Geschichte ausgeplaudert. Sie hieß Mademoiselle Thérèse. Sie war Schauspielerin vom Edentheater in Paris. Sie wohnte Rue Choiseul Nr. 40. Sie hatte eben ein Gastspiel am „Théâtre de la Monnaie" in Brüssel mit beispiellosem Erfolge absolvirt. Sie sollte noch an demselben Abend in einem imposanten Ausstattungsstück mitwirken.

Herr Peereboom konstatirte mit Vergnügen, daß sich sein anmuthiges Vis-à-vis mit Vorliebe an ihn wandte, ein Umstand, den sein Reisegenosse nicht ohne Verdruß zu bemerken schien.

Mademoiselle Thérèse war unermüdlich. In den kurzen Pausen ihres reizenden Geplauders paffte sie dunkelblaue, feingezirkelte Ringe zur Decke empor, während sie die Zigarette mit berechneter Unbeholfenheit zwischen den steif aufgestreckten Fingern hielt. Ein großer Brillant in kostbarer Fassung prasselte ein buntfarbiges Feuerwerk nach allen Seiten. Der Pariser konnte nicht umhin, seiner Bewunderung über den wundervollen Ring Ausdruck zu geben.

„Sie bewundern den Stein?" fragte sie selbstgefällig. „Sie thun recht daran, er ist allerdings prächtig. Aber — leider — unecht."

„Das wäre —", rief Herr Peereboom.

„Unmöglich!" protestirte sein Nachbar.

„Ich versichere Sie, meine Herren. Wir Schauspielerinnen haben das Privilegium, unechte Steine zu tragen. Uebrigens merkt es Niemand. Die Fabrikation hat enorme Fortschritte gemacht. Sehen Sie hier. Da habe ich zufällig eine kleine Kollektion von Steinen bei mir, die Jedermann für echt halten würde."

Sie zog einen unscheinbaren Karton aus der Kleidertasche und hob den Deckel ab. Einige zwanzig Steine, bohnengroß, in wundervollen Lichtern spielend, wurden sichtbar. Die beiden Herren konnten einen Auruf des Erstaunens nicht unterdrücken.

„Nicht wahr, entzückend!" fuhr sie fort. „Und doch unecht. Ich habe sie gestern bei Potin in Brüssel gekauft. 500 Francs, eine Bagatelle. Ich brauche sie für meine Rolle als chinesische Prinzessin in der Feerie heute Abend."

Sie umschmeichelte die Steine mit einem liebevollen Blicke. Sie rollte sie mit kindischem Behagen langsam hin und her. Sie rasselten durcheinander wie Murmeln, mit denen die Kinder spielen.

„Wenn sie echt wären", sagte sie wie zu sich selbst, „würden sie anderthalb Millionen werth sein."

„Zum mindesten", bestätigte Herr Peereboom, der sich in der Rolle eines Kenners gefiel.

„Ich sehe, Sie sind Kenner", sagte sie zu Herrn Peereboom. „Ich habe zu Hause eine ganze Sammlung. Wenn Sie mir das Vergnügen Ihres Besuches machen wollen . . ."

„Sie sind entzückend, mein Fräulein!" rief Herr Peereboom begeistert.

Der Zug macht Miene zu halten.

„Welche Station kommt jetzt?" fragte Mademoiselle Thérèse.

„Jeumont", sagte Herr Peereboom.

„Die erste französische Station", fügte der Pariser hinzu.

„Wo die Zollrevision stattfindet", ergänzte Herr Peereboom.

„Ihr armen Zigaretten!" sagte das Fräulein mitleidig.

„Keine Sorge — mein Schwager — der Zollrevisor . . . Sie verstehen." —

„Aber Ihre Steine, Mademoiselle!" sagte der Fremde mit Betonung.

„Bah! Sie sind ja unecht!"

„Aber sie sehen aus wie echte. Die Beamten könnten sich täuschen . . ."

„Was macht das?"

„Wenn man Sie hier zurückhielte, Mademoiselle! Bedenken Sie nur!"

"Mon Dieu!" rief sie verängstigt. „Wenn ich nicht zur Vorstellung käme . . ."

„Mademoiselle!" sagte Herr Peereboom, „keine Angst! Geben Sie mir die Steine. Bei mir sind sie sicher. Ich garantire Ihnen."

„Charmant!" rief sie freudestrahlend, „daß ich nicht daran dachte!"

Sie reichte ihm die Schachtel, die er sorgsam in der Brusttasche versenkte.

„Jeumont! Alles aussteigen! Bitte, zur Zollrevision!" tönte es draußen.

Während das Gepäck der anderen Reisenden durchsucht wurde, ging Herr Peereboom mit seinem Schwager, dem Zollrevisor, vor dem Zuge auf und ab. Herr Ricardot schmunzelte. Eben hatte er eine Schachtel „Echter" in seine Schoßtasche verschwinden lassen.

„Das Gepäck des Herrn Peereboom ist bereits revidirt", sagte er zu einem Beamten, der die Coupés durchsuchte.

Dieser legte grüßend die Hand an die Mütze.

„Die Revision dauert heute länger als gewöhnlich," sagte Herr Peereboom.

„Aus guten Gründen," versetzte Ricardot. „Wir haben Wind."

„Wind? Wovon?"

„Es befinden sich Mitglieder einer internationalen Schmugglerbande im Zuge. Angesichts der Boerenkriege und der Weltausstellung ist die Kontrebande mit Diamanten augenblicklich äußerst lohnend."

„Das ist begreiflich," versicherte Herr Peereboom mit Wichtigkeit.

Endlich war die Revision beendet. Die Reisenden hatten ihre Plätze wieder eingenommen. Kaum hatte sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt, als Mademoiselle Therese in ein unbändiges Gelächter ausbrach.

„Entzückend! Göttlich!" rief sie einmal über das andere. „Wenn Sie diese Gesichter gesehen hätten, mein Herr, als sie nicht für einen Sou fanden! Uebrigens bin ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet, mein Herr. Ohne Ihre Unterstützung . . ."

„Nicht der Rede werth, mein Fräulein," sagte Herr Peereboom. „Hier stelle ich Ihnen Ihren Schatz unversehrt zurück." —

Er reichte ihr die Schachtel. Ehe sie zulangen konnte, hatte sich der Fremde des Schatzes mit einem schnellen Griff bemächtigt.

„Verzeihen Sie," sagte er verbindlich, „wenn ich Ihr kostbares Eigenthum für den Rest der Reise in meine Obhut nehme. Man kann nicht wissen . . ."

„Sie sind äußerst liebenswürdig, mein Herr."

Die Fahrt bis Paris verlief in gesteigerter Heiterkeit. Herrn Peerebooms Glück schien den Gipfelpunkt zu erreichen, als sich der Fremde in St. Denis, der letzten Station vor Paris, ganz unerwartet empfahl und eilig ausstieg.

„Aber Ihre Diamanten!" sagte Herr Peereboom, als der Reisegefährte verschwunden war.

„Ah, lassen Sie nur," erwiderte sie mit einem ruhigen Lächeln. „Sie sind in guten Händen."

Der Zug näherte sich der Halle des Nordbahnhofs. Herr Peereboom ergriff die sammetweichen Hände der jungen Dame.

„Also Sie gestatten mir wirklich, Sie in Paris zu besuchen?" sagte er mit einem Tone, in den er allen Schmelz legte, dessen seine Stimme fähig war.

„Aber gewiß! Wir würden uns unendlich freuen."

„Wir? Wer, wir?"

„Nun, mein Mann und ich."

„Ihr . . Mann?! . . Sie sind . . verheirathet?!" stotterte Herr Peereboom. „Der junge Mann von vorhin..."

„Ist mein Gemahl. Nicht wahr, ich habe einen guten Geschmack. Er ist ebenso galant wie hübsch. Er wird sich sehr freuen, wenn Sie uns besuchen. Vergessen Sie nicht, Rue Choiseul Nr. 40. Er ist Ihnen zu großem Danke verpflichtet und wird nicht versäumen, Ihnen Revanche zu geben. Sie haben ihn 200,000 Franks verdienen lassen."

„200,000 Franks?!"

„Mindestens! Der Handel mit Diamanten ist heutzutage überaus gewinnbringend."

„Was? Ihre Diamanten waren . . ."

„Echt! Das haben Sie ja sofort gemerkt, mein Herr. Sie sind ja Kenner. — Uebrigens, wir sind am Ziel. Auf Wiedersehen, mein Herr! Rue Choiseul Nummer 40!"

Sie stieg behende aus. Herr Peereboom stand wie vom Schlage gerührt. Einen Augenblick war er keines Wortes fähig.

„Schmugglerbande!" rief er endlich mit heiserer Stimme. „Ich werde die Polizei benachrichtigen. Sofort!"

Sie drehte sich noch einmal nach ihm um.

„Und Ihre Zigaretten?" sagte sie mit einem kleinen moquanten Lächeln.

Dann trippelte sie eilig davon.

Ein zerstörtes Leben.

Ein Roman aus dem Leben eines Lehrers kam vor dem Schwurgericht in Mainz zum Abschluß. Der Lehrer hatte vor 17 Jahren in einem rheinhessischen Orte, wo er wirkte, seine Frau durch den Tod verloren. Seiner Schwester, die bei der Pflege aufopfernd thätig war, hatte er ein Konversations-Lexikon als Geschenk versprochen, und dies gab er bei der gerichtlichen, von ihm beschworenen Inventuraufnahme — die Frau war kinderlos gestorben — nicht an. Ein Kollege zeigte dies einige Zeit nachher an; der Lehrer wurde in eine Untersuchung verwickelt, der er sich, um allem aus dem Wege zu gehen, durch die Flucht nach Amerika entzog. Im Gefühle seiner Unschuld machte er wiederholt Eingaben um Niederschlagung des Verfahrens, aber erfolglos. Da ihn die Sehnsucht ins alte Vaterland trieb, erklärte er sich schließlich bereit, sich dem Gerichte zu stellen und bat um freies Geleit. Dies wurde ihm bewilligt, und nun stand er vor dem Schwurgericht wegen Falscheides. Das Ergebniß war ein Freispruch. Weil nun ein „Kollege" sich zum Denunzianten machte, mußte der Mann seine ganze Existenz aufgeben.

— Daß doch von grauer Theorie am meisten grüne Jungen reden.

Der Anstauberfriedl.

Roman von Fanny Kaltenhauser.

(3. Fortsetzung.)

Und wie leichthin sie ihr „Grüß Gott!" herüberrief. So, als wäre niemals zwischen ihnen etwas geschehen. Er ballte die Faust. „Zwischen uns zwei da giebt's kein Grüß Gott!" stieß er tonlos hervor. „Dich hat der Teufel verleitet, daß Dir Geld und Gut lieber gewesen ist wie ich — wie kannst da den Herrgott mir gegenüber in den Mund nehmen?" Und da sie stumm dastand mit ihrer freundlich lächelnden Miene, riß es ihn hinüber zu ihr. Dicht vor ihr hob er die Faust. „Ich rath' Dir's im Guten, red' mich nimmer an, wenn Du mich zu sehen kriegst! 's nächste Mal gäb' ich Dir da damit Deine Antwort! Und die träf' gut — schau' sie Dir an!"

Er schüttelte die Faust, drohend. Sie aber halte sich zusammengeduckt, als hätte die Faust sie schon getroffen; nun stand sie regungslos wie eine Bildsäule, mit lächelnd verzerrtem Mund, angstvollen Augen — und starrte dem davongehenden Burschen nach. Sie stand noch starr auf demselben Fleck, da er schon lange nicht mehr zu sehen war. Plötzlich warf sie den Zuber weit weg, drückte die Hände eine Weile vor's Gesicht und lief dann in's Haus zurück. Niemand sah sie, wie sie in ihre Schlafkammer rannte. Sie warf sich auf ihr Bett und biß mit den Zähnen in die Polster. Herrgott, so schön war der Friedl gewesen, da er dicht vor ihr gestanden — so schön! An dem hätte sie einen Gefallen gefunden, wie an keinem sonst, und gerade den hatte sie sich nicht nehmen können! Weil er nichts hatte! Weil er nichts hatte! Und das einsame Weib haderte mit Gott, daß der einen erschaffen wie eigens für sie — und ihm doch nichts dazu gegeben hatte zu seinem schönen Aussehen....

9.

Der Friedl war unterdessen weit gekommen; er lief beinahe. Wenn ihm eines begegnet wäre, hätte es sich entsetzen müssen über den wilden Ausdruck in seinem Gesicht. Er fühlte einen heftigen Zorn über sich selber. So dumm war doch keiner wie er! Das Weib anzugaffen, das ihn behandelt hatte wie ein Stück Holz — nein, ärger noch! Denn was war denn der Wald dort drüben wie Holz und wieder Holz? Und den hatte sie lieber gehabt wie ihn, um den hatte sie ihn aufgegeben!

Ah, zertreten — wenn er sie könnte, mitsammt dem, was ihr gehörte, was sie gern hatte! Aber nein, das war nichts; wenn er ihr einen Schaden am Leib oder an ihren Gütern zufügte, dann traf es ihn selber mit; dann war es auch sein eigner Schade. Und ein Zuchthäusler werden um ihretwillen, nein, nein! Hatte sie ihm so viel angethan und ihm 's Glück genommen, zum Zuchthäusler durfte sie ihn nicht machen. Aber peinigen möchte er sie, leiden machen, quälen, martern — ihr einen Schaden an der Seele zufügen! Das möchte er. Und ja, das durfte er, wenn er die Gewalt dazu in die Hände bekam; an der Seele schaden durfte er ihr, wenn auch nicht am Leib. Und an der Seele thut es weher, viel weher — das fühlte er selber.

Aber wie — wie? So lange er dastand wie jetzt, ohne Geld und Gut, so lange brachte er nichts zuwege, womit er sie treffen konnte. Er blieb plötzlich stehen, regungslos, und hielt den Athem an und schaute mit aufloderndem Blick in's Weite. Ein Gedanke, eine Vorstellung war durch seine Seele geflogen wie ein Blitz. Das — ja das! Ah, wenn das werden könnte, das wäre das Rechte!

Er zittert plötzlich an allen Gliedern und der Athem kommt heiß, stoßweise aus seiner Kehle hervor. Und dann dreht er sich um, in der Richtung dem Gute zu, das ihr gehört — und lacht auf, schneidend, grell, haßvoll. Ah, er hat ja die Macht in den Händen, die er benutzen muß, um das zu erreichen — ja, die hat er, wenn er nur will — wenn er nur will!

Und er will. Wenn er bisher noch zweifelhaft gewesen ist, ob er auf das Anerbieten des Löwenwirth eingehen soll oder nicht, jetzt schwankt er nimmer, jetzt weiß er's für gewiß, was er thun wird. Er will den Reichthum, der ihm die Macht gibt, Böses zu thun.

Ja, Böses zu thun! Der einen, die er haßt aus tiefstem Herzensgrund.

Und das hübsche Gesicht Friedls ist verzerrt von einem unguten Lächeln...

Wie er sich wieder herumwendet, tönt ein heller Schrei an sein Ohr, und gleich hinterher ein lautes, jammerndes: „Aber Vater — Vater!"

Die Stimme kennt er ja! Richtig, da ist ja der Reiserbauernhof — und das wird wohl die Nani sein, die da so schreit und jammert. Noch einmal tönt ihr lauter, klagender Ruf herüber: „Aber Vater!"

„Wär' es am End' wieder daran, daß der alte Bauer seine Tochter schlüge? Schand' und Spott das, für den Mann selber! So ein großes Dirndl schlägt man doch nimmer! Eiligen Schrittes geht der Friedl hinüber zum Hofthor, im instinktiven Drang, dem armen Dirndl zu helfen, beizustehen. Er kommt nicht dazu, den Hofraum zu betreten; das Thor wird jäh aufgestoßen und es läuft eines heraus: die Nani.

Wirr und zerzaust hängen die Haare um ihren Kopf, angstvoll blicken aus ihrem blassen, nach rückwärts gewendeten Gesicht die Augen in den Hofraum zurück. Unterm Hofthor erscheint jetzt ein alter Mann, in dessen aufgedunsenem, bläulich rothen Gesicht die hellen Augen in einer kalten Wuth funkeln; in der Rechten hält er ein großes Scheit Holz. Und wie die Nani eben beide Hände in die Höhe hebt, wie angstvoll abwehrend, da fliegt das Scheit auch schon nach ihr. Und die erhobenen Hände vermögen das Haupt nicht mehr so schnell zu schützen — das kantige Scheit trifft die Nani an der Stirn. Sie fällt zu Boden, klaglos, lautlos.

Der Friedl, der starr dasteht, voll Schrecken, sieht auf einmal Blut über das Gesicht der Daliegenden rinnen; mit einem Sprung ist er jetzt bei ihr. Heiliger Gott, das Dirndl hat es hart getroffen! Er reißt sein Sacktuch heraus und schlingt es schnell um den stark blutenden Kopf. Dann hebt er das bewußtlose Mädchen auf und trägt es in's Haus — an dem Vater vorüber, der jetzt dasteht wie verloren.

„Glaubst, weil es Dir gehört, 's arme Dirndl da, darfst es umbringen?" schreit er zornig den Mann an. Der folgt wie betäubt. Im Flur ist der Friedl einen Augenblick rathlos —, er weiß ja nicht, wo sich die Kammer des Dirndls befindet. Dann steigt er die Treppe hastig empor; da oben im Stockwerk wird ja gewiß eine Stube sein mit einem Bett. Und die erste Thür, die er aufstößt, ist die rechte — er sieht ein hochaufgeschichtetes Bett drinnen. Darauf legt er die Nani hin, sachte, sorgsam. Wie er sich umdreht, um Wasser zu holen, steht der Reiserbauer dicht hinter ihm.

„Bring mir Wasser; sonst verblutet sich Dein Dirndl noch!" Er ist auf einmal ruhig; wie er das dem alten Mann sagt, ist kein Zorn in der Stimme hörbar. Dann sieht er sich schnell in der Stube um und erblickt eine große Truhe. Darin sucht er jetzt hastig nach Leinwand.

Eine kleine Weile später liegt das Dirndl gut verbunden da, aber es regt sich nicht und rührt sich nicht; der Athem ist schier nicht zu hören, so leise dringt er zwischen den halbgeschlossenen Lippen hervor. Erbarmungsvoll sieht der Friedl auf das bleiche, stille, unschöne Gesicht nieder. Was kann denn die dafür, daß ihr der Herrgott kein ander Gesicht gegeben? Mit diesem Gesicht kann sie freilich keinen verlocken, es ist wahr; aber wer weiß, vielleicht ist nur das Gesicht so häßlich, und das Gemüth vom Dirndl ist ein viel besseres als wie das einer anderen, die ein viel schöneres Gesicht hat!

„Was hast mit ihr, daß Du so grob bist?" wendet er sich plötzlich an den Reiserbauern, der jetzt recht niedergeschlagen aussieht.

„Einen Zorn hab' ich, weil sie gar so viel nütz' ist, daß sie kein einziger mag vom ganzen Dorf!" ist die langsam gegebene Erwiderung. „Sohn hab' ich keinen, und 's einzig' Dirndl kann mir keinen Schwiegersohn in's Haus verschaffen! Keiner mag so ein schönes Gut und so ein schönes Stückl Geld, weil 's Dirndl so viel wild ist! Da käm' einem andern auch der Zorn!"

„So? Und machst es anders damit, wenn Du Dein Dirndl halb erschlägst?" sagte spottend der Friedl, um dann ernsthaft und besorgt hinzuzufügen: „Ich mein', Du dürfst um den Bader laufen — 's Dirndl kommt mir viel zu lang nicht zu sich."

Und der Alte läuft wie gejagt hinunter und läßt anspannen. Dann fährt er selber auf dem kleinen Wägelchen davon, in einer beinahe rasenden Eile — wie der Friedl vom Fenster aus ersieht. Da muß er also doch nicht ganz gefühllos sein gegen sein Kind; nur der Zorn, der Ingrimm übermannt ihn manchmal so heftig, daß er nichts mehr bedenkt.

Das Dirndl drüben hebt plötzlich den Kopf ein wenig in die Höhe. „Was giebt's denn?" sagt sie leise, kaum vernehmbar; dann tastet sie nach ihrem Kopf. Und während sie die nassen Tücher fühlt, weiß sie plötzlich, was ihr geschehen ist. Daß sie der Vater in seinem Zorn getroffen, denn es thut arg weh. Und sie sieht fast nicht aus den Augen, die sind wie verklebt. Da hört sie eines gutmüthig, fast weich sprechen.

„Bleib' nur ruhig liegen, Dirndl, damit nicht 's Bluten noch einmal anfängt. Ich hab' Deinen Vater um den Bader geschickt, weil Du so lang nicht zu Dir gekommen bist."

Gehorsam bleibt sie still liegen, obwohl die Stimme sie getroffen hat, daß sie jäh aufspringen und davon laufen möchte. Ihr Herz hämmert mit gewaltigem Schlag. „Wisch mir die Augen ab," sagte sie dann mit leiser, bittender Stimme. „Ich kann nicht schauen."

Sachte wischt der Friedl die Blutkrusten fort, welche die Augenlider bedecken, und als sie die Augen nun öffnen kann, trifft ihn ein Blick aus denselben, ein so warmer, herzlicher und dabei so trauriger Blick, daß er fast erschrickt davor. Und dann weiß er's auf einmal für gewiß: das Dirndl da hat ihn gern, über alles gern. Es befällt ihn wie ein Mitleid, ein heftiges, überströmendes Mitleid; er denkt daran, wie schwer es ist, wenn man eins gern hat, und dasjenige fühlt keine Lieb' zu einem.

Nach der braunen Hand des Dirndls greifend, fährt er leicht darüber hin. „Bist ein armes Dirndl!" sagt er.

Sie möchte nicken, unterläßt es aber, eingedenk seiner Worte, daß sie sich nicht rühren soll. „Ja, hätt' so viel Geld und bin doch so arm," sagt sie, und um die Lippen zieht es wie ein leises, schwermüthiges Lächeln. „Ich hab' keinen Frieden, keine Ruh'. Wenn ich schon kein saubers Gesicht hab', was thu' ich denn mit einem Mann, der nach einer andern schaut, die schön ist?! Ich könnt ja ganz gut allein hausen und hätt' so ein schönes Heimathl und genug zum Leben — aber der Vater — der Vater will nicht."

Der Friedl sieht schweigend zum Fenster hinaus. Da draußen weithin ziehen sich die Gründe des Reiserbauernhofes, prächtige, gute Gründe; er weiß es, das Reiserbauerngut ist eines der besten in der Gegend. Er wendet das Gesicht wieder zu dem Dirndl und nickt ihr zu. „Ja, ein schönes Heimathl hast, da hast recht! Eine richtige Herzensfreud' mußt fühlen, wenn Du danach schaust. Und da wundert's mich nur gerad', daß sich denn nicht doch einer findet, der Dich nähm'. Wart nur, ich mein', es kommt schon noch einer, dem das Gut so wohl gefällt und —" Er stockt plötzlich, er sieht einen heftigen Schmerzenszug in ihrem Gesicht, und nun hört er sie flüstern:

„Um des schönen Gutes willen! —"

Nun erst, wo er weiß, daß er ihr nur wehe gethan hat mit seinen Worten, fügt er langsam, herzlichen Tones hinzu! „Und Du selber bist ja ein gut's Dirndl — wenn Du auch nicht schön bist! Da mag Dich schon einer um Deinetwillen nehmen, mein' ich."

„Meinst! Ah, ich bin allen zu schiach — da sag mir nichts." Und etwas lebhafteren Tones, dennoch hin und wieder zögernd, fügt sie hinzu: „Der Vater weiß es nicht — aber da wär' ja einer, der — mich nähm'! — Er sagt wohl, ich wär' ihm nicht zuwider — aber ich weiß schon, was ihm nicht zuwider ist, das ist's Gut; um dessentwillen nähm' er mich; und da — da mag ich nicht! Da bleib' ich lieber allein." Verstummend faßt sie jäh nach seinen Händen, drückt dieselben und sagt dann bittend: „Aber sag dem Vater nichts davon — der weiß nichts. Ich hab' dem Hillmeier Peter gesagt — der ist's, weißt, ich könnt' ihn nicht leiden und darum möcht' ich ihn auch nicht. Weil er aber dann gemeint hat, er ginge doch zu meinem Vater, und mir würd' es dann gewiß auch recht werden, da hab' ich ihn angelogen und hab' gesagt, daß ich übrigens schon einen hätt' und der Vater wüßt' auch darum und wär' ihm recht, nur müßt' ich noch ein wenig warten mit der Heirath, verschiedener Umständ' halber."

Verwundert blickt der Friedl auf das Dirndl nieder. „Und warum hast Du ihn abgewiesen?" fragt er. „Ich mein', Du hätt'st ihn schon nehmen sollen, wegen Deinem Vater, damit der Dir einmal einen Fried' giebt."

„Meinst?" Die Nani lächelt sanft nach dem einen, leise hingeworfenen Wort. Dann schließt sie die Augen, noch immer das sanfte Lächeln auf den Lippen, und beginnt nun wie erzählend zu sprechen: „Ich will Dir was sagen, damit Du mich verstehst! Früher einmal wär' mir jeder recht gewesen, der mich genommen hätt', auch der, von dem ich auf's Genaueste gewußt hätt', daß er mich nur um des Gutes willen nähm'. Seither aber, seither" — das laute Erzählen wurde zu einem leisen, scheuen Flüstern — „weiß ich mir einen, der mir lieber ist wie die ganz' Welt!" Jetzt klang es jäh leidenschaftlich, in tiefem Schmerz und doch manchmal ein wonniges Empfinden durchlassend, durch die Stube: „Und weil ich den gern hab', mag ich keinen Bauern im Hof. Da lass' ich mich eher todtschlagen vom Vater, eh' ich mir einen nehm', den ich nicht mag."

Starr hatte der Friedl den Blick auf das Gesicht des Dirndls gerichtet. Er sah es, wie jetzt ein Zittern durch den schmächtigen Körper lief; die Augen blieben noch immer geschlossen. War denn wirklich er derjenige, den sie so gern hatte? So gern, daß sie sich lieber schlagen ließ, eh' sie einen andern nahm! Ach, wenn eine andere so gewesen wär' — eine andere! Wenn Sela so gesprochen hätte! Er sah sie vor sich — ihr schönes, lachendes Gesicht mit den wunderschönen Augen; was hätt' er thun mögen für diese Worte von ihrem Mund!

Er schloß die Augen, wie überwältigt von der Vorstellung. Im nächsten Moment öffnete er die Augen weit, und der bitterste, unauslöschlichste Haß stand darin. Ah, so viel er einst gethan hätte, um dieser Worte willen — so viel möcht' er jetzt thun, um sie vernichten zu können! O, viel mehr noch! Wenn es dabei auf die Kräfte seiner Arme angekommen wäre, die stärksten Bäume hätte er umgerissen mit seinen Händen, als wären sie innen morsch und faul. Bäume? Die Bäume jenes Waldes, den sie so gern hatte, vor dem sie einst gestanden, auf den sie hingewiesen und ihm gesagt hatte, daß sie ihn — Friedl — lassen wolle um dessentwillen. Jenes Waldes Bäume, ja, ja!

Ein Lächeln stahl sich plötzlich in Friedls Gesicht, ein Lächeln, wie das eines Menschen, der grausam sein will, mit einer höhnischen Freude grausam! Ah, es lag vielleicht einmal in seiner Macht, an jene Bäume zu rühren mit zerstörender Hand....

Der Friedl trat hastig zum Fenster, aber er sah nicht die von Schnee bedeckte Gegend da draußen, wie sie eben war —, er sah einen Wald dort drüben, einen herrlich frischen, grünen Wald, und sah Leute in demselben, geschäftige Leute; Leute, die hämmerten und sägten und laute Zurufe ertheilten; und dann hörte er es wie ächzende Schreie durch den Wald gehen, ein vielstimmiges Aechzen und Stöhnen, und dumpf erschallende Klagelaute; ihm aber war es ein Singen wie die schönste Musik — und wenn einer der kraftstrotzenden Riesen fiel, dann war's ein schmetternder Tusch, der ihm in's Herz klang wie ein heller Jubelruf.

Der Nani Stimme rief ihn auf einmal zurück aus seinem Sinnen, seinem Träumen — in die Wirklichkeit.

„Bist bei Deiner Mutter Leich' gewesen, gelt ja?" fragte sie. „Und willst 'leicht gar heut noch davonwandern? Ah nein, gelt?"

„Ja, ja." Er kam zurück zu ihr. „Was thät' ich denn da?"

„Magst nicht gern da sein? Ja, ich denk' mir das. Weil sie da ist. Kannst sie halt nicht vergessen, wenn sie auch falsch gewesen ist, gelt?" Die Nani deckte eine Hand über ihre Augen; ihre Stimme zitterte leise.

„Ja, was weißt denn Du davon?" Der Friedl fragte es erstaunt, betroffen, indem er sich hinabbog zu ihr. „Hat sie Dir was gesagt davon? Redest Du mit ihr?"

„Ah nein! Ich hab' Dich mit ihr einmal zusammen gesehen. Weißt, 's erste Mal, wie Du ihr gesagt hast, daß Du sie gern hast! Ich bin in der Näh' gewesen und hab' alles gehört — alles!"

So viel heiße, schmerzliche Sehnsucht tönte bei den letzten Worten aus der Stimme des Dirndls, daß es den Friedl jäh erfaßte, er beugte sich tiefer und löste ihre Hand von den Augen. „Und ist Dir weh geschehen dabei?" fragte er halblaut, mit bewegter Stimme. „Bin ich der, den Du so gern hast, Nani, wie Du vorhin gesagt hast? Um den Du Dich schlagen ließest — nur weil Du ihn nicht verdrängen lassen wolltest aus Deinem Herzen, Deinem Sinn?!"

Das Dirndl schwieg; es rührte kein Glied; die Züge des blassen Gesichts waren wie in Starrheit versunken. Unter den geschlossenen Augenlidern hervor aber quoll es plötzlich in großen Tropfen, und glitzernd rannen diese über die schmalen Wangen hinunter zu dem bräunlichen Hals.

So gern hatte ihn das Dirndl? Es war schade um so viel Lieb'! Die mußte nun vergehen wie ein Blümel, das hinterm Laub wächst — von Niemand gesehen, Niemand erfreuend. Mußte? Konnte er sich das Blümel nicht nehmen, wenn es auch nicht zu seiner Lust und Freud' emporgewachsen war?! Wenn er auch nach einem andern Blümel gesucht hatte, und dieses da nur auf seinem Weg gefunden hatte. Ja, er konnte es. Die Nani — der hob er ihr Herz in den Himmel, wenn er sie nahm — ihm selber war es gleich, war er dort oder da, für ihn lebte es sich überall gleich gut. Wenn auch die eine hier in der Nähe war, die er — ah, gerade deshalb, weil sie so nahe war, war es gut für ihn hier; denn wenn er sie treffen wollte, in ihr falsches Herz treffen, konnte er es nicht aus der Ferne; wenigstens nicht so leicht. Und — freilich, noch eins war gut für ihn. Da hing er nicht von jenem ab, der ihm einstmals sein ganzes Geld hinterlassen wollte. Er hatte eine Weile zuwarten wollen, ehe er einwilligte, daß ihn der Birngruber an Sohnesstatt annahm; er hatte erst sehen wollen, ob er es mit dem alten Mann aushielt; nun brauchte er sich nichts gefallen zu lassen, wenn derselbe etwa böse Launen oder einen andern Willen hatte wie er. Er konnte gehen, wann er wollte, wenn ihn das Zusammensein mit jenem verdroß oder um verschiedener Dinge willen nicht paßte. Ja, das vermochte er dann leichten Herzens; und das — das konnte noch eine Wohlthat werden für ihn.

„Nani, möchtest mich 'leicht haben — auch wo Du weißt, daß ich eine andere gern gehabt hab?" fragte er leise. „Ich kann Dir keine Lieb' versprechen, ich glaub', mein Herz ist so kalt geworden, daß es keine Wärm' mehr erwärmen kann! Aber daß ich Dich acht' und ehr' all mein Leben lang, daß Du kein unbeschaffnes Wort von mir hören wirst, das versprech ich Dir und das werd' ich auch halten."

Sie hob den Blick zu ihm; in ihren Augen funkelte es von Thränen, alles verschwamm ihr; ihre Lippen zuckten und zitterten, sie konnte nichts sagen, der rasende Herzschlag benahm ihr den Athem und versagte ihr die Sprache; das Blut stieg ihr zu Kopfe, wie ein rother, glühender Schein zitterte es durch die Thränen hindurch.

„Brauchst nichts zu sagen, Nani!" hörte sie ihn wieder sprechen. „Nur gerad' Deine Hand brauchst in die meine zu legen, wenn Du mich haben willst."

Da stahl sich ihre Rechte in die seine, die er hingehalten, und blieb darin liegen mit leisem Zittern.

Selbigen Tages wanderte der Friedl noch nicht heimwärts; er blieb bis zum nächsten Tag im Reiserbauernhof. Bis spät in die Nacht hinein saßen er und der alte Bauer beisammen und besprachen alles Nothwendige für die Hochzeit, die baldigst stattfinden sollte...

Als der Birngruber vernahm, der Friedl wolle heirathen, da freute ihn das nicht sonderlich; er hatte sich den Friedl als Sohn fast als eine einzuhandelnde Waare, mit der er dann schalten und walten könne, gedacht. Aber als ihm der Friedl sagte, er würde ihm schon die meiste Zeit zur Seite stehen, der Schwiegervater könne daheim ganz gut noch die Wirthschaft führen, da gab er sich zufrieden. Etwa ein Jahr später hielt er ein Kindlein des Friedl auf den Armen — und es durchrann ihn seltsam, während die kleinen, glänzenden Augen des Dirnleins zu ihm aufschauten. Er hatte sich bereits völlig in den Gedanken eingelebt, der Friedl wäre sein eigener Sohn. Die Nani bemerkte es, wie wunderlich der Alte das Kind anstarrte; und zum erstenmal empfand sie ein freundliches Gefühl für ihn; sie hatte ihn bisher nicht leiden mögen.

10.

Durch den dichten Staub, der auf der Straße lag, lief eine mit bloßen Füßen dahin, und augenscheinlich war sie voll Behagen darüber, daß die Füße bloß waren, denn sie schaute manchmal mit einem fröhlichen Ausdruck in den jungen Zügen an sich herab, und danach patschten die Füße um so lustiger darein.

Es war noch ein recht junges Dirndl, wohl kaum achtzehn Jahre alt. Aus dem blühenden Gesichtlein schauten die goldbraunen, strahlenden Augen wie zwei wundersam leuchtende Sternlein; um den purpurnen kleinen Mund zuckte es wie in eigner Schelmerei; der weiße Hals war unbedeckt und hob sich mit feinem Ansatz aus den zarten Schultern. Unbekümmert, ob Jemand es sehe, lief das Dirndl dahin; als es von dem grellen Sonnenschein in den kühlen Schatten gelangte, den ein hoher Fichtenwald auf die Straße warf, da wurde das Laufen zu einem eiligen Hinschreiten. Und mit heller, klar tönender Stimme fing das Dirndl jetzt zu singen an:

„Mei Bua, i sag' Dir's —
Und i hätt' Di kreuzgern,
Und i möcht' ja voll Freuden
Dei Weiberl glei' werd'n —
Aber der Vater sagt „na",
Und d' Mutter sagt „ja" —
Ein' jeden soll i folgen,
Mei Bua, was thua i da?

Und i hätt' schon ein Kitterl,
Und i hätt' schon ein' Kranz
Und i hätt' a Paar Schuh',
Schwarzsammten, zum Tanz.
Aber Du hast halt koa Häuserl
Und hast a koa Geld,
Ja ha, Bua, da giebts nix —
Die Sach', die geht g'fehlt."

„Bist Du eine Schmutzliese!" unterbrach jetzt mit einemmal eine Mannesstimme den Gesang. „Mitten in der Mulden gehst, statt daß Du Dir wie andere manierliche Leut' einen schöneren Weg fein sauber aussuchen thät'st."

Urplötzlich war das Mädchen stehen geblieben, mit zornigen Blitzen suchten die Augen nach dem Sprecher.

Am Waldrand lag unter den Bäumen ein junger Bursche, lang ausgestreckt, den Kopf auf eine Hand aufgestützt. Mit spöttischem Blick musterte er das Mädchen.

„Hast 'leicht Du was dreinzureden, Du Damian?" rief das junge Ding. „Mach' ja ich auch kein Wesen, wegen was Du so faul daliegst und unserm Herrgott seinen schönen Tag abstiehlst, wo doch die andern Leut' alle fleißig bei der Arbeit sind!"

Von drüben her klang ein munteres Lachen. „Jessas na, Dir pressirt's aber, daß sich andere Leut' die Finger abarbeiten, wenn nur Du selber Dein Vergnügen hast am Straßenstaub und mit Deiner Singerei! Jetzt, das muß ich sagen, so eine möcht' auch noch reden von andern Leuten ihren Fleiß!"

Das Dirndl droht mit erhobener Faust herüber. „Du Schwatzmaul Du! Was weißt denn Du von meinem Fleiß? 'leicht steckt in meinem kleinen Finger mehr drinnen als wie in Deiner ganzen, ungeschlachtigen Gestalt!"

Von den Lippen des Burschen kam es wieder wie ein Auflachen, ein fröhliches, belustigtes Auflachen. Wie von einem Pfeil emporgeschnellt, stand im nächsten Augenblick die schlanke Gestalt aufrecht da; für eine Sekunde lang reckten sich die Arme hoch in die Luft empor, dann ein Sprung — und der Bursch' stand dicht neben dem Mädchen. Er neigte sich ein wenig und sah in das Gesicht des Dirndls. „Kommst mir bekannt vor und weiß nicht, wo ich Dich hinthun soll, hilf mir auf den richtigen Weg!"

„Ich bin kein Wegweiser!" entgegnete schnippisch das Dirndl. „Ist gerad' genug, wenn ich selber weiß, wer ich bin."

„Du, ich mein' schier, wenn Du alleweil eine so ungute Weis' hast, dann verlangt sich auch keins was zu wissen von Dir!" meinte der Bursche nachdrücklich, und mit raschem Griff zufahrend, hielt er das im Davongehen begriffene Mädchen zurück. „Halt, halt Du, hab' ein Erbarmen! Ich bin schon so einer, den die Neugierd' in einem halben Stünderl verzehren thät'! Wenn ich Dich recht schön bitten thu', gelt, dann sagst es halt doch?!"

Das Dirndl lachte, während es den Burschen von der Seite anguckte. „Na, halt ja, weil Du so schön bitten kannst: meinem Vater seine Tochter und meiner Mutter ihr Kind bin ich! Und wenn Du eine Weil' rathen magst, dann kannst es auch erfahren, wer ich für die andern Leut' bin!" In das plötzlich verdrossen erscheinende Gesicht des Burschen mit glänzendem Blick schauend, lachte sie hellauf; ein sonderbar weiches, wie schmeichelndes Lachen war ihr eigen — Laute, die sich in's Herz schlichen und den Sinn bethörten wie eine süße, traute Musik. Auf einmal aber legte sie eine Hand auf des Burschen Arm und sagte freundlich: „Nani heiß' ich — und dort drüben auf dem Abhang steht meines Vaters Haus. Du aber bist dem Weghofer sein Sohn, gelt?"

Jäh, wie erschlafft, sank der Arm des Burschen nieder. Ueber sein Gesicht glitt es seltsam hin, ein unfaßbarer Ausdruck — fast wie Grauen erschien es. Dann trat er einen Schritt zurück. „So, die Reiserbauern-Nani bist?" sagte er langsam. „Na ja, na ja, 's wird schon richtig sein, ich besinn' mich schon auf Dein Gesicht. Viel säuberer bist halt geworden, als Du dazumal gewesen bist —, das macht es, daß ich Dich nicht gleich gekannt hab'."

Die plötzliche Veränderung im Gesicht und im Wesen des Burschen mußte von dem Dirndl bemerkt worden sein; als hätte eins mit der Hand über ihr Antlitz gewischt, so mit einemmal wurde es still in den soeben noch schelmisch bewegten Zügen. Mit ernstem Geschau hingen ihre Augen an dem etwas blassen Gesicht des Burschen. „Bist noch bei der Studie, Franz?" fragte sie.

Mit leichtem Kopfschütteln erwiderte der Bursche: „Schon ein Jahr lang nimmer! Es hat mich nicht gefreut, geistlich zu werden; ich hab' es ja nie im Sinn gehabt; nur weil's die Mutter so gern gehabt hätt', hab' ich erst eingewilligt. Aber wie's ernst hätt' werden sollen, konnt' ich nachher doch nicht."

„Da war aber Deine Mutter gewiß recht bös darüber!" meinte die Nani.

„Das schon. Ich hab' gar nicht heim dürfen, sie hat mich nicht sehen wollen. Da bin ich seither beim Aehnl im Ischlerischen gewesen, und dort ist aus dem „kopfhängerischen Franzl" — wie sie mich genannt haben — wieder ein lustiger Gesell geworden; bei der Bauernarbeit, die mir in's Herz gewachsen ist. Neulich aber hat mir die Mutter geschrieben, ich möcht' kommen, sie thäten mich brauchen. Ich glaub', jetzt hat sie's vergessen, daß sie einen Herrn Pfarrer in mir verhofft hat."

„Da bist froh darüber, gelt? Im Heimatl, wo man aufgewachsen ist, da ist's doch am schönsten."

In herzlichem Ton klangen die Worte; die Antwort des Burschen aber war nur ein kurzes: „Ja, ja!" Dann fügte er rasch hinzu: „Jetzt aber muß ich gehen — und du wohl auch." Er hatte sich abgewandt und wollte zu dem Baum zurückschreiten, wo sein Bündel lag.

„Ich auch, ja! Muß den Vater vom Feld heimholen; da wartet einer", sagte das Mädchen, aber ehe es einen Schritt that, faßte es hastig den Burschen am Rock; und mit trauriger Stimme fragte es: „Du, was hast jetzt gegen mich? Seit du weißt, wer ich bin, bist ganz anders! Die andern alle sind auch so. Wegen meinem Vater, gelt? Die Leut' nennen ihn einen Anstauber; ich weiß nicht recht, was das bedeutet, nur das weiß ich, daß er Geld ausleiht, das er oft recht schwer hereinbringt. Seinetwegen ist's, gelt?"

Der Bursche nickte wortlos.

„In der Schul' ist's schon so gewesen —, 's Anstauberdirndl haben sie mich geheißen und haben mich gemieden, als wie wenn ich im Zuchthaus gesessen wär'. Keine Kameradin hab' ich gehabt, immer bin ich allein gewesen. Das hat mir oft so weh gethan, ich hab' ja keinem Menschen was gethan, nicht einmal einem Thierl —"; die tonlose Stimme des Dirndls versagte; es schluchzte ein paarmal heftig auf, mit einem brennenden Glanz starrten die Augen ins Weite.

Den Burschen faßte es in tiefem Mitleid. Er schaute eine Weile unverwandt in das erblaßte Gesicht der Nani, und da war es ihm plötzlich, als wäre ihm selber zuleid geschehen, was man ihr angethan. Er griff nach ihrer Rechten und streichelte dieselbe sänftiglich. „Mußt's nicht so hart nehmen, du, hörst? Die Leut' haben halt ein ungut's Gemüth. Schau — schau, ich versprech' dir's, ich werd' künftighin sein, wie — ja, wie ich halt sein soll, wie du's haben willst! Gerad' so."

Das blasse Gesichtlein wurde aber nicht freudenvoller. „Ich dank' dir schön!" sagte die Nani leise, drückte seine Hand und ging dann schnell davon, das feingeformte, braunhaarige Köpfchen auf die heftig athmende Brust gesenkt.

Sie ging nicht mehr weit. Wie der Wald zu Ende war, dehnte sich ein weites Feld vor ihrem Blick hin. Und auf dem ganzen, großen Feld wuchs Weizen — goldgelber Weizen, hoch in die Halme geschlossen, aber dennoch mit fruchtschweren Häuptern, die leise schwankten im sachten Lüftchen.

Das Dirndl stand und schaute nach dem Getreide, und dann blickte es hin zum unteren Ende des Feldes. Ein leiser Seufzer flog von den jungen Lippen. Dort unten standen Männer und Weiber in langen Reihen und schnitten den Weizen. Schad', daß ihre Freude jetzt so bald ein Ende hatte — all' Tage war sie in der letzten Zeit hierher gegangen und hatte die schöne Frucht betrachtet.

Sie streckte die Hand aus und fuhr damit hinein zwischen die wogenden Halme; es durchrieselte sie dabei ein seltsam wohliges Gefühl. Dann schritt sie endlich hin ans untere Ende. Mitten unter den Arbeitern stand ihr Vater, der Reiserbauer.

Er hieß nicht so unter den Leuten; der einzige Name, mit dem ihn alle nannten, wenn sie ihn nicht direkt ansprachen, war: „Der Anstauberfriedl". Seitdem der Löwenwirth todt war — das mochte etwa zehn Jahre her sein —, seitdem hieß er so. Hatte bis dahin der Löwenwirth alle größeren Geschäfte selbst gemacht, die kleineren selber zum Abschluß gebracht, und mußte der Friedl bis dahin trotz alles werkthätigen Beistandes, den er dem Alten leistete, mehr im Hinterhalt bleiben — so fiel nun mit einemmal alle Arbeit, alles Große und Kleine, ihm zu. Er that sich jedoch nicht schwer dabei. Er war in einer zu guten Schule gewesen bei dem alten Mann.

Und eine Hoffnung der Bauern wurde zu nicht. Man hatte bei dem jüngeren Mann auf ein milderes Herz gehofft, bald aber sah man, daß er genau so gut und viel zu rechnen wußte wie sein Lehrmeister. Dabei konnten seine Dienstleute indeß nicht sagen, er wäre ein ungerechter, harter oder neidiger Herr. Er vergönnte ihnen, was sie brauchten, forderte freilich auch bei der Arbeit angestrengte Kräfte. Er sprach niemals viel, nur was er mußte; es war, als hätte er keine Freude am Reden. Die Leute gehorchten auch so; sie wußten es alle: nur ein einziges, ungehöriges Wort, und man durfte sich für selbige Nacht noch eine andere Unterkunft suchen.

Auch jetzt stand er stillschweigend da, sah bald dahin, bald dorthin. Es wurde alles seinen Anordnungen nach verrichtet, er sah es, aber kein Schimmern von Zufriedenheit breitete sich auf seinem Gesicht aus. Das erschien kalt und stolz, von beinahe hochfahrendem Ausdruck. Die Augen hatten noch ihr schönes, tiefes Dunkel wie einst, aber ein seltsames, fast starres Geschaue war ihnen eigen, so, als wandre der Mann einem Ziele zu, das noch fern lag, seinen Augen aber schon sichtbar war.

„Vater —" sagte plötzlich die Nani dicht neben ihm. „Vater, sollst heimkommen! Es ist einer da, der mit dir reden will."

„So?" Gleichgültig sagte er es — er weiß schon, das wird der Holbacher sein, der um eine letzte Frist bitten wird. Aber die soll er nicht mehr haben. Der Holzhändler, der Meierhuber, drängt wegen der Holzlieferung; bis zum Winter muß alles geschlagen sein. Und der Holbacher hat einen gar prächtigen Wald. Fast so schön wie dieser da vorne, der zum Weghofergut gehört. Die dunkeln Mannesaugen schauen eine Weile still nach vorn zu den hohen, tiefgrünen Bäumen, dann flammen sie auf, jäh; wie in von Zugluft emporgejagten Flammen lodert es in ihnen. Der Wald da — ah, wenn er sein eigen sein wird! Und die Zeit wird kommen, muß kommen. So nahe schon ist er herangerückt, bis an den Rand des mächtigen Waldes, so viel hat er schon erobert — all die Aecker und Wiesen da herum hat er gewonnen, eines nach dem andern, in vielen Jahren hindurch; seit zwei Jahren ist auch das große, schöne Feld da sein Eigenthum; weiter, weiter! Und er kommt ja weiter — den Weghofer hat der Spielteufel zu fest in den Krallen! In ein paar Jahren — ah, gewiß, er schreitet mit Riesenschritten dem Ziele zu.

Und er lacht — ein kaum merkliches, fast unhörbares Lachen, bei dem die Lippen sich sachte theilen und die blitzenden Zähne ein wenig hervorschimmern.

Die Nani steht noch immer neben ihm. „Kommst?" fragt sie jetzt. „Oder soll man den Mann da heraus schicken?"

Da nickt er ihr zu. „Geh nur zu, ich bin gleich daheim." Dann sieht er auf einmal die nackten Füße der Nani. „Ja, was ist denn das mit dir, Dirndl? Hast 'leicht keine Schuh' daheim, die zum Anziehen sind? Weil bloßfüßig herumläufst wie 's ärmste Dirndl! Soll es 'leicht heißen: „der reich' Reiserbauer vergönnt seinem Dirndl nicht einmal ein Paar gute Schuh'?!" Hast es nicht schon einmal gehört, daß ich's nicht leiden mag, so ein Herumlaufen?!" Er rief es ihr zornig zu, in heftigem Ton.

Das Dirndl hatte beschämt den Kopf gesenkt, nun hob es denselben wieder und sah dem Vater freimüthig in die Augen. „Schau, mir ist halt gar so wohl, wenn ich so geh' — und daß dich die Leut' für neidisch verschreien könnten, dafür bin ich am Sonntag viel zu schön beisammen!"

Er sprach jetzt nicht mehr so heftig wie vorhin, dennoch aber in einem bestimmten Ton, der wie ein Gebot lautete: „Aber ich mag's nicht leiden, und so thust es auch nicht mehr."

„Nein, Vater." Sie ging davon, er aber wendete sich den Arbeitern zu, sagte ihnen einiges über ihre Arbeit und ging dann erst ganz langsam heimwärts. Ein leises Singen ging durch das Weizenfeld neben ihm; die Grillen zirpten, im Walde klangen süße, sanfte Vogelstimmen; er aber hörte nichts von diesen Stimmen der Natur, er lauschte auf die innere Stimme, die ihm immer wieder von dem sprach, was sein Sehnen war, vom Triumphiren über einen Mann und ein Weib, die er beide haßte.

Als er daheim in die Stube trat, saß einer auf der Ofenbank wie in sich versunken.

Als der Reiserbauer in der Mitte der Stube stehen blieb und nach dem Manne sah, hob dieser endlich das Haupt; wie ermüdet erschien das Gesicht, so still waren die Züge, so ausdruckslos und unbewegt; die Augen hatten einen erloschenen Blick.

Einen Augenblick blieb der Mann stumm, ohne Bewegung, dann neigte er sich plötzlich vorwärts und sagte leise, unruhigen Tones: „Bist gekommen? Ich hab' hart gewartet. Ja. Kennen thu' ich dich als einen harten Gläubiger, aber hoffen thu' ich doch, 's Hoffen stirbt eben nicht aus. Wenn ich halt doch ein gutes Neichtl treffen thät' bei dir — und bliebst nicht ganz hart gegen mich. Ah, nur ein wenig was laß mir, mein Häuserl und meinen Wald!" Die Stimme klang plötzlich schier gellend im Schmerz: „A[illegible], meinen Wald, meinen schönen Wald! Wenn nachher der nimmer mir gehört, ich weiß nicht, was ich thu'! Den Wald laß mir, hörst? Machst dich mit dem andern bezahlt genug, gewiß, mit den schönen Aeckern und Wiesen! All's nimm dir, all's, aber nur mein Häuserl und meinen Wald laß mir! Nur gerad' das!"

Leidenschaftlich flehend klang zuletzt der Ton, der Reiserbauer aber hatte nur ein stummes Kopfschütteln. Hätte der um sein Haus allein gebeten, das hätt' er ihm ja vielleicht zugestanden — aber der Wald, den er brauchte des Holzes wegen, nein, da war alles Reden umsonst! Da ihm der Alte jetzt die gefalteten Hände entgegenstreckte mit einer jähen, ungestümen Bewegung, da schüttelte er abermals den Kopf.

„Ist alles Reden umsonst deinerseits. Ich muß mein Geld haben, was ich dir gegeben hab', oder ich kann dir nicht helfen."

„Bist du so hartherzig?" sagte der Bauer müden, schweren Tones. „Dir muß ja ein steinern Herz in der Brust stecken. Könntest mir ja überhaupt zuwarten, die paar Jahr', die ich zu leben hab'! Was wär' es für dich? Alt bin ich, der Kummer frißt mit einem scharfen Zahn —, da magst die Tag' zählen, die ich noch vor mir hab'. Nach meinem Tod magst es ja an dich reißen, 's Gütl mitsammt dem schönen Wald! Da laß mich doch jetzt drauf!" Und ungestüm herausfahrend, mit einem kreischenden Schmerzensruf: „Um Gott's willen bitt' ich dich, laß mich drauf!"

Der Reiserbauer aber war an ein Fenster getreten; er trommelte leise mit den Fingern gegen die Scheiben. Ueber seine Schulter hinweg fiel der Sonnenschein in die Stube herein.

Der Holbacher sah von seinem Sitz aus in den grellen Sonnenschein hin, der sich auf der Diele in breitem Streifen hinzog. Sprach denn der dort nichts? Hatte der etwa nicht einmal seine Worte vernommen, weil er sich gar nicht rührte und kein Zeichen gab? Der Mund des Mannes verzog sich schmerzhaft; es war ja schade, von dem dort Gnade zu erhoffen; noch keiner hatte sie erlangt, über Elend und Noth schritt der dort hin mit leichten Füßen.

Und jetzt, da — eine flüchtige Sekunde lang saust und braust es in den Ohren des Bauers, dann hört er, was jener spricht: „Gerad' schad' ist's um den ganz' Reden — ich kann nicht warten, ich brauch' mein Geld!"

Da ging er, der Holbacher.

Der Friedl hörte langsame, müde Tritte, dann ein Niederdrücken der Klinke und wieder Tritte. Als er sich umsah, war er allein in der Stube; die Thür stand weit offen, der Mann hatte auf das Schließen derselben vergessen. Da ging er und drückte die Thür zu; hierauf kehrte er wieder ans Fenster zurück. Und wieder trommelte er auf die Scheiben, trommelte und trommelte immer stärker, als wolle er damit et-

was verscheuchen oder übertönen, was laut und immer lauter erklang.

Und das laute, tiefe Tönen war in ihm, er wußte es; wie eine häßliche Musik klang es vor seinem Herzen herauf an sein Ohr; aber was es bedeuten sollte, dies Tönen, darauf mochte er nicht hören. Er mochte nicht, es würde schon wieder aufhören.

Unter den tiefgesenkten Lidern hervor schauten die Augen des Mannes mit dunklem, starrem Bick zum Fenster hinaus. Dort draußen schritt im Sonnenglanz ein gebeugter Mann dahin; die langen Arme hingen schlaff zur Seite nieder und pendelten leise hin und her; der Kopf hing vornüber, als hätte er keinen Halt im Genick, die Füße aber traten zögernd, unsicher vorwärts zu einem seltsam strauchelnden Gang — so, als gingen sie einen stark holperigen Pfad mühselig dahin.

* * *

Es war zwei Tage später, als der Weghofer Franz eilig der Kirche zuschritt. Er hatte sich daheim ein wenig verspätet und fand nun schon die Bauern und Burschen auf dem Kirchenplatz versammelt. Einige davon begrüßte er, dann begann schon das Zusammenläuten, welches die Leute in die Kirche rief.

Still saß der junge Bursch' in seinem Stuhl und schaute unverwandt nach vorwärts; jedoch sprach aus dem Blick seiner Augen keine innige, fromme Andacht, sondern ein verwundert still Schauen. Da vorne in den Weiberstühlen saß eine, von der er neulich gar nicht so gemerkt hatte, wie besonders schön sie sei. Jetzt, wo durch das hohe Kirchenfenster beim Hauptaltar vorn die Sonne in so breitem Strahl hereinfiel und gerade um das braunhaarige Köpfchen dort einen so gleißenden Glanz wob, jetzt sah er es erst, wie weiß das Gesichtlein war, wie hellrosig das Blut durch die feine Haut der Wangen schimmerte. Die Augen aber, die sich manchmal nach dem Seitenaltar da hinüber wandten, die hatten ein so eigenes, tiefes Leuchten, als schimmere ein goldiger Grund von einem klaren Gewässer herauf.

Aufseufzend wandte der Franz endlich den Blick von dem bildsauberen Dirndl hinweg. Schad' um das liebe Dirndl! Sie fand ja doch keinen Anwerth — als ihres Vaters Tochter! Wenn sie eine andere wär' — ah, eine andere, an die einer denken konnte mit heißem Wunsch und Willen, mit ehrlichem Begehren! Aber um die konnte ja nur einer kommen, dem es um ihr Geld zu thun war, der selber zu wenig rechtschaffen war, als daß er sich viel um den unrechtschaffenen Erwerb des Geldes gekümmert hätte. Und dafür war das liebe Dirndl zu gut, viel zu gut und viel zu sauber.

Wieder — wie neulich im Walde — stieg ein übermächtiges, heißes Mitleid mit dem Mädchen in der Seele des jungen Burschen auf. Das Herz schlug ihm auf einmal stark und schnell, und ein so seltsames Empfinden hatte er dabei — er wußte nicht, geschah ihm weh oder wohl oder beides zugleich. . .

Auf dem Heimweg vom Hochamt gesellte sich ein junger Bursch' — der Höllerer Lippl — zu Franz. Andere, die denselben Heimweg hatten, hatten sich lieber vorerst auf eine Weile ins Wirthshaus gesetzt, eh' sie heimgingen; und so schritten nur ein paar Weibsleute mit flinken Füßen und noch flinkeren Zungen vor den beiden Burschen dahin.

„Hast ihn gesehen, unsern Grafen im Land?" fragte der Höllerer Lippl auf einmal, nachdem er eine Weile stumm dahingegangen. „Ich glaub', du bist gerad' bei der Kirchenthür gestanden, wie er herausgegangen ist."

„Wen meinst? " Zögernd fragte es der Franz. „Den Reiserbauern 'leicht?"

„Ja, den! Den Teufel in menschlicher G'stalt! Den Blutsauger! Den der Herrgott verdammen mög'!" Bei den zornig hervorgestoßenen Worten hob der Lippl den Arm und drohte mit der Faust in der Richtung gegen das Reiserbauerngut hin.

„He du, he du!" sagte der Franz erschrocken. „Wer wird denn einen verdammen! Hat er dir denn so arg viel angethan, daß du wie ein Wüthender thust?"

„Mir?" Der Lippl lächelte. „Mir hat er sonst nichts gethan, als daß ich meinen Bruder, der 's Vaternhaus hat, schon zweimal hab' loskaufen müssen von ihm. Zweimal hat er ihm tausend Gulden geliehen, jed'mal ist's beinah auf zweitausend Gulden angewachsen unter ein paar Jahren. Das hab' ich jed'smal gezahlt. Jetzt ist schon mein ganzes Gerstel, 's Ersparte von fünf Jahren und mein Erbtheil, zu End'. Wenn's noch einmal sein sollt', das Loskaufen, dann — ja, dann muß ich halt 's Elternhaus dahingehen lassen, wo's eben hin mag. Und wenn's in die Donau laufen sollt', ich könnt' es nimmer aufhalten."

Es hatte zuletzt wie ein Aufschluchzen aus der Stimme geklungen; nun lachte der Bursche kurz auf, warf sein Hütlein, das er bisher in der Hand getragen, jäh in die Höhe, und während er es wieder auffing, fügte er spottenden Tones hinzu: „Ei was, da kann ich ja nachher mitlaufen ins Wasser, wenn ich schon gar so dranhäng' an dem Häusl, und kann mich nimmer trennen." Nun fuhr der braune Filzhut jäh einmal über die Augen hin — diese aber sahen danach genau mit demselben verrätherischen Glanz wie vorher ins Weite. Mit einer energischen Bewegung aber wendete sich der Lippl jetzt dem Franz zu. Du, was ich dir aber sagen will: du hast ihn auch zu fürchten, den dort drüben. Das ist einer, der überall Eingang findet! Wenn es noch nicht weißt: die Weghofergründ' sind schon seinige. Jetzt ist er schon beim Wald. Aber der mag ihn aufhalten, wenn dein Vater gescheit ist. Verstehst? Freilich auch mußt ihn anspannen, deinen Alten. Der ist auf gut Bruderschaft mit dem Spielteufel, und — und da könnt' auch 'leicht der Wald nichts helfen. Hörst, Franz?"

Der nickte. „Ja, ja, ich dank' dir schön."

„So — und jetzt b'hüt' dich Gott!" rief der Lippl und schritt nun auf einem schmalen Weglein, das ihn heimwärts führte, davon.

Wortlos, mit fahlem Gesicht, schritt der Franz weiter. . .

11.

Die Weghoferin befand sich in ihrer Schlafkammer, als Franz den Hofraum des väterlichen Gutes betrat. Sie zupfte eben welke Blättlein von den Blumenstöcken an ihrem Fenster, als sie ihn ersah. Er bemerkte sie und nickte ihr zu, aber mit einem gar ernsten, seltsamen Ausdruck in den Zügen. Was hatte denn der Franz, daß er so sonderbar dareinschaute? — Die glänzenden Augen des Weibes hafteten forschend am Antlitz des Sohnes. Der da war ihr schöner Bub', der sah ihr ähnlich; der andere dort, der eben aus der Scheune heraustrat, war gerad' so häßlich wie sein Vater. Sie mochte ihn nicht so gut leiden, ihren Jüngeren; der sollte einmal, wie es Brauch war, seines Vaters Gut übernehmen.

Dem da, dem schönen, schlanken Burschen, hätte sie es viel lieber gegönnt; der wäre ein fescher Bauer geworden, der sich von weit und breit eine aussuchen konnte, der dem Hof hätte aufhelfen können mit einem einzigen Schlag. Mit dem andern, da ging es noch lange hin, bis er heirathen konnte, und — der mochte dann auch eine Weile suchen und zuletzt erst noch froh sein, wenn ihn eine nahm, die nicht viel hatte. Einer, dessen Gut so abwärts gekommen, und der dazu so ein häßliches Aussehen hatte, der konnte keine Ansprüche machen. Das hätte der Franz thun können, und er wäre überall gern aufgenommen worden. Der Helfer in Nöthen hätte er sein können. Statt dessen aber mußte er daneben stehen, mußte ein Knecht werden auf seines Vaters Gut oder irgendwo anders. Schad' um ihn.

Das sinnende, noch immer schöne Weib sank auf die Truhe nieder, neben der es gestanden, und seufzte tief auf. Ja, wenn der Franz nicht so halsstarrig gewesen wäre und hätte auf einen Geistlichen studirt — wie es ihr Wunsch von jeher war — das wäre schon am besten für ihn gewesen. Als „hochwürdiger Herr" hätte er doch ein schönes Leben führen können, hätte nicht als ein armer Knecht sein Leben hinbringen müssen. Ah, sie hatte sich genug geärgert, als sie es für gewiß hatte, daß ihr Wunsch nicht erfüllt werden sollte! Jetzt freilich, jetzt mußte sie froh sein, daß das Weghofergut an ihm einen Knecht bekam, den man nicht zu bezahlen brauchte. Deshalb hatte er heim müssen; es hieß sparen auf dem Weghofergut.

Die Bäuerin fuhr erschrocken in die Höhe. Nun hatte sie draußen im Flur niemand gehen gehört und jetzt riß einer ihre Thür auf. — Ah, der Franz war es! Freundlich schauten ihre Augen auf den Sohn. „Was willst haben, daß du da heraufkommst zu mir?" fragte sie.

Schwer athmend stand der Sohn vor ihr. „Muatter, es hat mir eben einer was verzählt, was ich schier nicht glauben kann! Stehen wir schlecht — wär' das die Wahrheit?"

Da nickte sie; ihre Augen schauten plötzlich finster. „Die Hälft' Gründ' sind weg, ja."

Der junge Bursch' schüttelte den Kopf. „Bei so einem schönen, großen Gut, wie das war, abzuwirthschaften! Wie ist das möglich? Gelt, meine Studi' hat doch nicht so arg viel gekostet?"

„Nein, das nicht." Nach der kurzen, nachdrücklich gegebenen Erwiderung erhob sich die Weghoferin, trat wieder ans Fenster und schaute hinaus. Nach einer Weile fügte sie, ohne sich umzuwenden, harten Tones hinzu: „Der Bauer braucht viel — das ist's."

Nach einer Weile sah sie sich um. „Hast ihn nicht gehört gestern, wie spät er heimgekommen ist, der Bauer?! 's Wirthshaussitzen ist ihm lieber wie 's Heimbleiben — dort kann er fleißig trinken und spielen." Sie zuckte die Achseln und sprach in einem erzwungen gleichmüthigen Ton weiter: „Es geht dahin. Da war ein paar Jahr' hindurch eine schlechte oder verdorbene Ernt', schier keine Einnahmen; der Bauer hat Schulden gemacht, hat nicht abzahlen können, da sind die ersten Grundstück' fortgeflogen. Seither ist der Bauer anders. Ich denk' mir, er hat wohl gemeint, im Spiel was gewinnen zu können, aber er hat wohl kein Glück. Es geht ein Grundstück ums andere. Er aber kommt immer mehr ins Spielen und Trinken. Und er hat keine Ruh'; daheim geht er den ganzen Tag herum wie einer, der was verloren hat und kann's nicht finden. Die ganze Anschafferei liegt auf mir. Und der letzte Knecht, der hat uns ordentlich betrogen; ich kann ja auch nicht meine Augen überall haben. Darum hast du heim müssen; ich brauch' keinen Knecht zu bezahlen und brauch' mich nicht zu fürchten, daß uns auf die Weis' was abhanden kommt. Jetzt weißt es, Franz! Und kannst mir helfen, das Gut zu erhalten. Freilich — für einen andern!"

Sie sagte die letzten Worte in einer Bitterkeit, als wäre dieser andere nicht ihr Sohn. Und plötzlich neben dem Sohn stehend, legte sie eine Hand auf seine Schulter und sagte leise, in zärtlichem Ton: „Das ist das eins, was mir am schwersten fällt; daß du nicht der Bauer wirst, Franz! Das wär' mir 's liebste gewesen, und da hätt' das Gut wieder so werden können, wie's einst war."

Aufmerksam hatte der Franz zugehört. „Wenn der Peter einmal heirathet, wird er ja auch ein schönes Stückl Geld ins Haus bringen," sagte er jetzt. „Und bis dahin — wenn wir in Nöthen sind, hilft uns der Wald."

Starr schaute ihn die Bäuerin an. „Der Wald? Was willst denn sagen damit?"

„Ja, davon läßt sich ein Teil um den andern schlagbar machen; und wenn wir gleich wieder aufforsten, schadet es dem Wald nicht."

„Nein." Harten Tones sprach die Bäuerin, und ihre Augen blitzten auf einmal im Zorn. „Nein. Der Wald bleibt stehen, wie er ist! Das weiß dein Vater, daß er mir an den Wald nicht rühren darf. An meine schönen Bäum'! Er thut's auch nicht, der Bauer."

Der Franz schüttelte den Kopf, als fände er sich nicht zurecht in dem Willen der Mutter. „Aber wenn uns das doch die nöthige Hilf' bringt, Muatter! Da wären wir ja doch dumm!"

Die Augen der Weghoferin schauten noch immer zornig. „Dumm oder nicht! Den Wald dürft ihr mir nicht verschandeln, der muß so schön bleiben, wie er ist! Sonst verlier' ich alle Freud'! Der Bauer soll sich auf andere Weis' helfen, wenn er sich wieder so hineingeritten hat! Mit seinem Spielen. Da sollt' ich meinen Wald hergeben, damit er's Geld wieder verthun könnt' im Spielen, nein!" Sie sprach auf einmal still, traurig — als erlösche eben etwas, was ihr Gemüth froh gemacht hatte.

„Aber an dem Wald wird nichts verdorben, wenn man ihn Stück für Stück schlagbar macht und immerfort gleich wieder aufforstet", versetzte der Franz eindringlich. „Hat doch die Mutter ein Einsehen! Der Wald hat Bäum' wie Riesen, die tragen ein schönes Stückl Geld, und das könnt' uns einmal heraushelfen!"

Aber sie schüttelte den Kopf. „Weißt du's für gewiß? Ich mein', da ging' mir langsam mein schöner Wald dahin — 's Geld dafür aber ging' den alten Weg! Und wir kämen ans End'. So aber" — sie trat plötzlich ganz dicht heran an den Sohn und schaute ihm mit klarem, klugem Blick in die Augen — „schau, Franz, ich mein' halt, so wird es am End' wieder besser! Siehst, bis zum Wald her sind alle Wiesen und Aecker weg — wenn aber der Bauer sieht, weiter darf er nimmer, am Wald da steht er an — wenn er das erkennt, daß er nichts mehr hergeben kann und darf, nachher hört er am End' mit dem Spielen und Trinken auf; nachher kommt er etwa zur Einsicht, daß sein jetziges Leben nimmer länger so fortdauern kann. Und wenn wir sparen, Franz, und der Bauer verthut nichts mehr, dann vermögen wir uns wohl auf dem Gütl zu erhalten, bis. . ." Sie verstummte jäh, und es glitt dunkel über ihr Gesicht hin. Sie hatte sagen wollen: „Bis du zum Heirathen kommst!" — aber da war ihr auch schon wieder eingefallen, daß der Peter einst Bauer wurde und nicht der da.

Seufzend wandte sie sich ab und that ein paar Schritte hinweg; seit sie ihren ältesten Buben wieder gesehen, seither war es ihr immer wieder, als müsse derselbige der Bauer werden und nicht der andre. So ein fescher, frischer und dabei so ernster und gescheiter Bub' war der! Der hätte ja einen Bauern abgegeben, wie weit und breit keiner war.

Sie stand drüben bei der Kommode und zog langsam eine Lade heraus. Was sie darin suchen wollte, das wußte sie nicht. „Geh nur, geh nur zu!" sagte sie in hastigem, leisem, zitterndem Ton.

Und Franz ging hinaus, mit gesenktem Kopf, sinnend. — Als der Weghofer an diesem Tage vom Wirthshaus heim kam — und das geschah in später Nachtzeit —, da wartete in seiner Kammer der Franz auf ihn. Er wollte mit dem Vater reden, ihm vorstellen, daß er durch seine Spielleidenschaft das Gut sicherlich auf die Gant bringen würde. Aber als die kleine Flamme des Kerzenlichtes mit schwachem, flackerndem Schein über das Gesicht des Bauers hinglitt, da stand der junge Bursche seufzend auf. Mit dem Vater war heute nichts zu reden; das sah er an dem rothen, aufgedunsenen Gesicht, an dem stieren Geschaue.

Als der Franz schweigend die Kammer verließ, da brummte der Bauer Unverständliches hinterher; soviel faßte er, daß der Sohn mit ihm hatte reden wollen, aber zu einer richtigen Frage vermochte er sich in seiner Trunkenheit nicht aufzuraffen.

12.

Die Zeit lief mit ehernem Schritt. Sie tänzelte dahin, schier wie eine lustige Maid, und trat doch so fest auf, daß sie überall deutliche Spuren hinterließ.

Einer schien sie überholen zu wollen, die ewig Fliehende, die Zeit — der Anstauberfriedl. Denn er zerstörte mit eifriger Hand, was sie seit langem geschaffen, und sie vermochte nimmer so schnell aufzurichten, wie rasch er vernichtete.

Er war nun schon wieder daran, an eine Vernichtung zu gehen. Gestern war das Holbachergut versteigert worden, und er hatte es erstanden. Um ein Drittel des eigentlichen Werthes. Es war niemand dagewesen, der mitsteigern konnte. Die anwesend waren, hatten kein Geld, ein so großes Gut zukaufen; manche davon waren froh, wenn sie sich auf dem eigenen erhalten konnten in Mühen und Sorgen. Die waren nur gekommen, mit anzusehen, mit anzuhören, wie die Versteigerung verlaufe. Damit die Stube voll war, und der Exekutor nicht bloß einen einzigen Mann anzuschreien brauchte. Denn gelten konnte ja nur der einzige Mann; die andern waren Nullen, so breitspurig sie auch dastanden, oder so gravitätisch sie auch auf ihren Stühlen saßen. Keiner von ihnen bot mit. Ein Stückchen Grund, ja — aber ein ganzes Gut? Es war ja billig, freilich — ah, es war eine Sünd' und eine Schand', so ein geringer Preis! — aber wenn man es nicht dazu hatte, mußte man nachsehen.

Der Friedl, während er eben eilfertig dahinschritt auf der schmalen Dorfstraße, lächelte in sich hinein; er dachte an die vielen Gesichter, die gestern mit einer so unguten Miene dareinschauten, während sein Handel richtig gemacht wurde. Eh' er völlig fertig war, hatten sich alle bis auf den letzten Mann aus der Stube entfernt.

Freilich: heute oder morgen würde ja einer oder der andere kommen und ihn aufsuchen. Man wollte doch zu guter Letzt nicht ganz leer ausgehen bei der ganzen Sache. Es wäre ja schade, wenn man gar nichts davon hätte! So weit man eben den Geldbeutel aufthun konnte, mußte man ihn auch aufthun, wenn es zum eigenen Nutzen war.

Und — ja wahrhaftig, da vorne kam schon ein solcher, der ein paar Groschen in der Tasche hatte, mit denen er an ein Profitchen denken konnte. Der Grundwieser — der war es. Und während er dem Manne immer näher kam, dachte er darüber nach, an welches Grundstück sich derselbe wohl wagen konnte.

„Grüß Gott, Reiserbauer!" rief der Grundwieser, da er noch fünf Schritte entfernt war. „Hast mir einen Weg zu dir erspart, weil gerad' daherkommst! Halt ja!" Und er bot dem andern die Hand.

Der Reiserbauer aber nahm sie nicht. Er war mit keinem so kameradschaftlich, daß er ihm ohne inneres Widerstreben die Hand hätte reichen können. Ah — jeder auf seine eigene Weis'! Mochte ein anderer nicht selig werden, wenn er nicht dem und jenem mit süßer Miene die Hand drückte, obgleich er dabei den andern nach Thunlichkeit übervortheilen wollte, — er selber bethörte ihnen den Sinn nicht mit falschem, schönem Wesen. Nein, sie wußten sich von ihm nichts Gutes zu versehen, also mochten sie sich auch hüten vor ihm!

„Was willst haben von mir?" fragt er kurzhin den Grundwieser.

Der räuspert sich, bewegt den Kopf ein wenig hin und her, als fühle er den Halskragen sonderbar eng, sieht dann den Reiserbauern an, wie völlig aus den gesunden Sinnen gebracht — so rathlos, schier in Verzweiflung —, dann sagt er mit einemmal ganz ruhig: „Laß mich halt ein wenig nebenher gehen — gelt? Derweilen reden wir zusammen über die Sach'. — Ich hab' heut so einen Gedanken gehabt! Daß ich dich frag': was machst denn mit dem Holbachergut? Verkaufst es? Mit allem, was dazu gehört? Oder giebst was ab davon? Schau, weil mir halt gerad' so ein Stückl Grund recht gelegsam wär', darum frag' ich. Wie ich heut auf meinem Erdäpfelacker steh', denk' ich mir: „Schau, Mörtl, das Stückl Kornfeld neben deinem Acker da, das thät' dir gut passen —, wenn es haben könnt'st!" Und gleich darauf denk' ich mir: „'leicht giebt der Reiserbauer das Stückl her. Frag ihn!" Und weil man bei einer Sach', die man ernstlich will, am besten gleich dazuschaut, da hab' ich mich nicht lang' besonnen und hab' mich angezogen nach dem Essen und bin daher gegangen. Und da bleibt mir jetzt noch dazu der halbe Weg erspart! Hm, was meinst? Könnt' ich ihn haben, den Grund?"

„Wenn ihn gut zahlst, warum nicht?" erwiderte der Reiserbauer. „'s Gut hab' ich einmal, behalten mag ich's nicht — und ob ganz oder kleinweis', das ist mir schließlich eine Sach'. Gerad' mein Geld muß ich herausschlagen!"

Der Grundwieser — durch die Zusage höchlich erfreut — rieb sich heftig die Hände. Ein schlaues Lächeln trat in seine Züge. Er blinzelte den Reiserbauer unter halbgesenkten Lidern hervor an. „Ja, dein Geld — und ein schönes Profitchen auch noch dazu!"

Der Reiserbauer sah ihm gerade ins Gesicht, mit klarem, kaltem Blick. „Ohne einen Nutzen thut kein Mensch was! Ich auch nicht. Und der mir keinen lassen will, braucht nur wegzubleiben — ich lauf' keinem nach und dräng' ihm was auf!"

„Ja, ja." Der andere seufzte. „'s Geld lauft dir nach; du hast schon 's Glück dazu. Und mancher ist froh, daß du da bist — weil er was braucht von dir!"

Es war so anerkennend, beinahe schmeichelnd gesprochen; insgeheim dachte sich aber der Sprecher: „Hinterher reut's einen jeden, daß er den Leuteschinder gebraucht hat."

Der Reiserbauer ging plötzlich mit weit ausgreifenden Schritten dahin. In seinem Gesicht waren die Züge wie steinern, die Augen leuchteten in einem harten, flimmernden Glanz. Brauchte der da schön zu thun mit ihm? Er wußte schon, was er von den Leuten allen zu halten hatte —, und es kümmerte ihn nichts, wenn sie ihn haßten. Brauchte der da nun zu schmeicheln?

Der Grundwieser kannte den Anstauberfriedl viel zu wenig; im Gedanken, daß er durch billige Schmeicheleien den Preis des Grundstücks erniedrigen könne, that er noch ein paar kurze, dahinzielende Reden. Er erschrak fast, als ihn mitten in eine solche Rede hinein der Reiserbauer plötzlich anfuhr: „Laß das — das Feld, wenn es willst, kostet per Klafter acht Gulden. Anders nicht."

Der betreffende Grund war ein guter, erträglicher, aber der Preis für die Gegend ein wenig hoch gegriffen. Freilich versah man sich bei dem Anstauberfriedl im vorhinein keiner zu billigen Preise, und so hatte sich denn auch der Grundwieser, als er sich auf den Weg gemacht, den Preis ein bischen höher gedacht als wie er sonst üblich war. Seit er mit dem Reiserbauer zusammengetroffen war, hatte er indeß gehofft, einen geringen Preis erstreben zu können, nun sah er, daß er sich getäuscht, daß schöne Worte hier verloren waren. Und da lag ihm nur noch eines zu Sinne: zu handeln, mit kalten, klugen Worten den Preis niederzudrücken. Er stellte die Abgelegenheit des Grundstücks vom eigentlichen Gute dar — ihm selber, seinem eigenen Gehöfte, liege das Feld viel näher; dasselbe sei auch unbequem zu erreichen, nur von seinen Gründen aus liefe der Weg geradeaus hin, und dieser Weg gehöre ihm, andern könne er denselben verbieten — was er auch thun würde, wenn ein anderer das Feld haben wolle. Da zahle ihm ein anderer gewiß nicht den Preis, auf den er sich einlassen wolle. Und da sei es gewiß ein annehmbarer Preis, wenn er für die Klafter fünf Gulden gebe.

Da lachte der Reiserbauer auf, verachtend. „Mag einem andern, der Umständlichkeiten hat mit dem Weg und dem „Weitdavonsein", acht Gulden für die Klafter zu viel sein, für dich, dem das Feld so bequem liegt und der einen so schönen Weg hat dazu, ist's ein geringer Preis. Und daher bleibt es dabei."

„Sechs Gulden!" bot der andere.

Wortlos schritt der Reiserbauer dahin.

„Hörst? Sechs Gulden! Na, na, gieb doch eine Antwort! Setz einen Preis, einen räsonnablen, der dir und mir recht ist! Hörst? — Na also, sieben Gulden geb' ich, mehr nicht! Sieben Gulden ist's gerad' werth, das Feld, mehr nicht. Wenn nicht willst, geben, magst es behalten."

Da stand der Reiserbauer plötzlich still und maß den andern von unten bis oben. Die Spottlust leuchtete aus seinen Augen. „Geh heim!" sagte er. „Ich brauch' dich ja nicht. Entweder du nimmst das Feld um acht Gulden oder ein anderer nimmt es um den gleichen Preis, oder möglicherweis' auch billiger. Du hast eben den meisten Vortheil dabei, da kann ich den meisten Nutzen ziehen. Beschwert's dich aber, so geh heim — da haben sie wohl den Bauer nöthiger als wie ich auf meinem Weg."

Er ließ ihn stehen, den Grundwieser. Der besann sich eine kleine Weile, war aber gleich darauf wieder neben ihm. „Du bist halt einer! Vergönnst einem andern nicht einmal ein Bröserl Brot, wenn auch selber ein ganzes Stück hast. Laß mir halt doch einen halben Gulden nach bei der Klafter, wenn schon nicht anders willst."

Stumm schritt der Anstauberfriedl dahin.

Da seufzte der andere tief auf! da vorne wurde schon das Wirthshaus „zum Dörfel" sichtbar — er wußte, dort saßen drei oder vier Bauern, die warteten den Reiserbauern ab, um mit ihm über Grundstücke des Holbachergutes zu verhandeln. Wenn er jetzt nicht flink bei der Sache war, kam ihm dieselbe aus den Händen. „Ja, so muß ich halt deinen Preis zahlen, weil mir einen meinigen nicht zulaßt!" sagte er mit süßsaurem Lächeln. „Aber das bitt' ich mir aus: was nicht an eine Klafter langt beim Feld, das fallt mir umsonsten zu. Und jetzt schlag ein, daß der Kauf ein Gelten hat."

Nun war's richtig. Der Reiserbauer schlug ein; er wußte: einen besseren Verkaufspreis konnte er nicht erzielen, da das Feld wirklich dem Grundwieser am besten lag. Und — eines hatte er gehabt bei dem alten Birngruber: daß dem kein Wort galt, daß der immer wieder einen früheren, mündlichen Kaufvertrag rückgängig machte, wenn ihm eine höhere Kaufssumme angeboten wurde, daß er, sobald der eine zu dem geforderten Preis einwilligte, plötzlich denselben steigerte. So ein Hinterher gab es bei ihm nicht. „Die Sach' ist fix", sagte er zum Grundwieser. „Uebermorgen hab' ich Zeit, da machen wir's rechtsgültig." Und dem Bauer kurzhin zunickend, schritt er rasch seinen Weg weiter, während der Grundwieser auf einen Pfad hinüberbog, der am nächsten zu seinem Gut führte.

An dem kleinen Fenster der Wirthsstube wurden ein paar Gesichter sichtbar, als eben der Reisenbauer an dem Häuschen vorbeischritt. Da fuhren die Gesichter auch schon zurück, wie sie den Mann ersahen — im nächsten Moment stand einer draußen unter der Hausthür und schrie aus voller Stimme: „Reiserbauer! Reiserbauer!" Und als sich der Angerufene, der auch einen weniger lauten Ruf leicht vernommen hätte auf die paar Schritte Entfernung, herumdrehte, da winkte der unter der Thür Stehende, der Winkleder, mit beiden Händen. „Geh, geh doch und komm ein bißl herein! Wir sitzen unser fünf beisammen und wollen was reden mit dir."

Der Reiserbauer wußte schon was, und ihm kam es recht. Mit seinem unbeweglich ernsten Gesicht trat er in die niedere Wirthsstube.

Da saß der Zulehner — ein kleines, mageres Männchen —, der ein pfiffiges Gesicht hatte und dank seiner Pfiffigkeit aus seinem vordem kleinen Gütchen schon ein mittleres Gut gemacht hatte; freilich in langen zwanzig Jahren und durch zwei Heirathen, bei denen er sich jedesmal nicht in seine Braut verschaut hatte, sondern in deren wohlgefüllten Geldsack. Neben ihm lümmelte einer auf dem Tisch, der den Namen „Flegelhuber" besser verdient hätte als wie seinen richtigen: Schönhuber, ein so ungeschlachter Mensch war der, mit einem feisten, rothen Gesicht, das derbe Züge aufwies. Bei Tisch brauchte der immer einen Platz für zwei, so breit und uneben lehnte er sich auf den Tisch. Mit seiner groben, lauten Stimme rief er dem Reiserbauer das erste „Grüß Gott!" zu.

Der Eintretende nickte. „Grüß euch Gott!" sagte er, und dann zu einem mittelgroßen, hageren Mann, der auf ihn zuhastete, als hätte er etwas zu versäumen: „Du bist auch da, Brücklbauer? So, so!"

Der etwas wunderlich aussehende Brücklbauer — er trug an seinem hageren Körper eine mächtig weite Joppe, die ihm wegen ihrer Größe nicht auf den stark abfallenden, mageren Schultern haftete, sondern mit dem Schultertheil weit auf den Oberarm herabhing; die Hose hingegen war viel zu kurz, und so blieb sie wieder nicht in den hohen Röhrenstiefeln haften, sondern stand all Eck' und Enden aus den Schäften heraus; und zu all dem auf der höckerigen Nase ein paar Augengläser, die aber nur als Zierde dort zu haften schienen, denn die Augen schauten unbeirrt davon in einemfort darüber hinweg; — der Brücklbauer nun hob augenblicks eine gelle, zeternde Rede an. „Na, vielleicht, was meinst denn? Sollt' ich 'leicht nicht da sein? Sollt' ich etwa daheim sitzen bleiben in meiner Stub' und die andern machen lassen, was sie wollen? Daß mir einer um den andern 's schönste Stückl wegfischen thät', und ich säß' da beim Wasser und hätt' 's Nachsehen! Meinst 'leicht das? Da irrst dich aber! Unsereins laßt sich nichts einreden und hält auch mit den andern, wenn die was wollen! Ja so; und darum bin ich halt auch da, und wennn mir schon nichts zukommen lassen willst, so weiß ich halt doch, daß b' ein Neidiger bist auf deinen besten Nachbarn! Ja, das weiß ich halt dann jetzt und —"

Das schallende Gelächter der andern unterbrach den Sprecher. „Jetzt, da hört's den Brücklbauer!" schrie dann einer. „Na, so einer! Weiß der Reiserbauer noch nicht einmal, was wir haben wollen von ihm, und der da schreit schon seinen Zorn darüber aus, daß ihm der Reiserbauer nichts zukommen lassen will. Du bist mir der rechte! Da rennt uns am End' der Reiserbauer unverrichteter Sach' wieder davon, weil er meint, wir sind auf einmal nicht recht gescheit! Geh, Reiserbauer, geh, setz dich her da zu mir! Ich hab' ein Platzl übrig für dich."

Der so sprach, rückte eifrig, mit Beflissenheit auf seiner Wandbank zur Seite und schob auch sein Bierglas weit hinüber; er war ein noch junger, vierschrötiger Bursch — seit vier Wochen Waldbauer und mit einer Müllerstochter aus dem nächsten Dorf verheirathet; und weil ihm sein Weib einige tausend Gulden in die Ehe mitgebracht hatte, da war der junge Waldbauer der Meinung, daß er — wie man so hierzulande sagt — alles zusammenreißen könne.

Der Reiserbauer setzte sich neben ihn und bestellte ein „Viertel" Wein. Er stellte keine Frage, was man von ihm eigentlich wolle; nachdem er eine Weile dagesessen und einen Schluck Wein getrunken, hob er den gesenkten Kopf und schaute den Winkleder an.

Der verstand, daß das Anschauen als eine Frage gelten sollte; er räusperte sich, spuckte auf den Boden, sog ein paarmal hastig an seiner kurzen Pfeife und dann sich in Positur setzend, hub er zu sprechen an: „Ich mein', du kannst schier einen Gedanken haben, wegen was wir da sind. Wir haben's gewußt, daß du heut' in die Stadt willst und daß du darum da vorbeikommen wirst; da haben wir nun schon seit zwei Stunden gewartet."

Der Reiserbauer lächelte und verscheuchte eine Fliege, die auf dem Rand seines Glases herumtorkelte. „Da hättet ihr ja den Handel viel billiger haben können!" sagte er. „Ich mein', es weiß jeder von euch, wo ich daheim bin. Und eingesperrt — daß niemand zu mir könnt' — hab' ich mich auch noch niemals!"

Er schaute in plötzlich recht verlegene Gesichter; der Brücklbauer hustete geräuschvoll; — konnte ihm denn einer sagen, daß keiner zu ihm gehen wollte auf sein eigen Gut? Den Anstauberfriedl traf man im Wirthshaus und verkehrte mit ihm, wenn man ihn brauchte, sonst aber hütete man sich vor ihm; der Reiserbauer war eben einer, der außer ihrer Zusammengehörigkeit stand.

„Mein, im Wirthshaus redete man sich leichter!" sagte endlich der Winkleder. „Und auf einen Kauf trinkt man gern ein Halbel Bier!"

Ihr trinkt's aber schon im vorhinein", meinte der Reiserbauer noch immer lächelnd.

Da flegelte sich der Schönhuber noch tiefer in den Tisch hinein. „Eh, ein guter Kauf vertragt auch zwei Halbel! Und daß der Kauf richtig wird, dasselb' war uns gewiß — weil nicht auf zwei Gütern zugleich sitzen kannst, da!"

Der Reiserbauer hob den Kopf höher. „So will mir einer wohl 's Gut abkaufen?" fragte er. Er wußte aber, daß keiner, wie sie dasaßen, so viel übriges Geld hatte.

„Das wär' schon gut, wenn's ging'!" versetzte der Zulehner.

Der Waldbauer aber rief prahlerisch: „Ja, 's ist gerad' schad' darum, daß das Holbachergut nicht um ein Jahrl später zu haben war! Da hätt' ich's genommen, wie's liegt und steht."

Ueber das Angesicht des Reiserbauern leuchtete es hin wie ein Blitz. Er wandte den Blick zur Decke empor, trommelte mit den Fingern leise auf die Tischplatte und sagte trockenen Tones: „Mich ziemt, da machen wir zwei den größten Handel miteinander. Ich hab' mir nämlich fest vorgenommen, außer zwei Wiesen, die ich schon versprochen hab', die ganzen Grundstück nur an einen Käufer abzugeben, nichts voneinand' zu reißen. Das wird dir gerad' recht sein, mein' ich! Ist wohl ein schönes Stück Geld, das für die vielen Gründ', aber du hast's ja dazu!" Und jäh den Blick in die Augen des andern bohrend, fügte er fragend hinzu: „Wann meinst denn, daß du Zeit hast, damit wir den Kauf gültig machen? Mir ging es übermorgen am besten aus."

Der Waldbauer saß völlig starr da; er war blaß geworden; wie tödtlich erschreckt sah er aus. Jetzt regte er die Lippen, als wolle er sprechen, aber man verstand nichts. Da stand der Schönhuber auf und schlug ihn auf den Rücken, daß es klatschte — und wieder und nochmals, gerade so wie bei einem Kinde, dem etwas im Schlunde stecken geblieben. „Komm' gerad' zu dir, ich bitt' dich! Jetzt hast ihn erschreckt, Reiserbauer; wie ein Kind ist er, dem man die Suppen genommen hat. Siehst, jetzt ist er in Verlegenheit, in was für eine Tasch' er greifen soll, um seine große Banknoten herauszukriegen! Am End' soll ich dir suchen helfen, Waldbäuerl, wo es hast, dein groß' Geld?! Und laß dir eins sagen — wenn am End' der Reiserbauer den Preis zu hoch taxirt und deine große Banknoten möcht' nicht langen, nachher tröst' dich, mit einem Zwanziger oder zwei mag ich dir schon noch aushelfen!"

Und dem so Verhöhnten zuletzt noch einen tüchtigen Klaps auf den Rücken gebend, brach der Schönhuber in ein schallendes Gelächter aus, griff dann nach seinem vollen Glase und trank es in einem Zug leer.

Das Gesicht des Waldbauers war dunkelroth geworden; der Ingrimm stand deutlich in seinen Zügen, leuchtete aus seinen funkelnden Augen. Er schlug mit der Faust mitten auf den Tisch hin und stieß in dumpfem, zornigem Ton hervor: „Brauchst kein so weites Maul zu haben! Dich kauf' ich auch noch aus auf deinem Batzenhäusl! So einer wie du, der seine Sach' im Bier verthut, und der mit seinen Leuten umgeht, als wären sie Dreschflegel, die er bald da-, bald dorthin schupfen muß. Gieb nur gerad' acht, du, 'leicht schupf' ich dich noch einmal aus deinem Häusl, und 's gehört mir!"

Der Schönhuber pflegelte sich wieder weiter in den Tisch hinein und lachte gell auf. „Bah, du kaufst auch noch einmal dem Kaiser seine Burg mit zwei luckrige Kreuzer! Es wär' schon danach mit dir, daß dich einer zu fürchten hätt'. Schad' nur gerad', daß mich kein Grausen angeht! Und wenn dir meine Leut' erbarmen, magst sie jeden Tag zu dir nehmen und auffsparen, bis du sie brauchst zu meinem Gütl, zum Bewirthschaften, wenn's dir gehört!"

Der Waldbauer war im Begriff, eine „springgiftige" Antwort zu geben, da fuhr der Zulehner dazwischen: „Leutl, Leutl, ihr verderbt uns ja noch den ganzen Handel! Zum Anhören eurer Schimpfereien haben wir ja den Reiserbauern nicht hereingeladen! Gebt's einen Fried'." Und sich zum Reiserbauern wendend, sagte er: „Dasselbige vom Nichtauseinandergeben der Gründ' ist wohl nicht im Ernst aufzunehmen, gelt? Wir wollen halt jeder ein Stückl oder zwei. Das ist's! Alles zusammen könnt' keiner von uns kaufen. Ich halt, ich möcht' die Wief' am obern Waldrand. Wenn die hergiebst."

„Ist recht", versetzte der Reiserbauer. „Da kostet der Klafter, ohne zu handeln, sag' ich dir aber, neun Gulden."

Der Zulehner schaute den Reiserbauer starr an; dann zuckte es ein wenig über sein Gesicht hin, er schluckte ein paar Mal, als würge ihn etwas, dann sagte er aber ganz ruhig: „Is wohl ein bißl viel verlangt; aber ich möcht' gerad' die Wief' gern, und so sollst es haben, was verlangst. Und —"

Der Brücklbauer unterbrach ihn mit seiner gellen, heiseren Stimme: „Jetzt laß mir auch mein Theil, Zulehner! Den deinen hast schon. Glaubst, ich wär' hergegangen und zwei Stunden da sitzen geblieben, wenn ich nachher zusehen sollt', was ihr mir übrig laßt? Reiserbauer, das Weizenfeld und den Erdäpfelacker nächst dem Mühlbacher möcht' ich haben. Stell aber gleich einen Preis, den ich annehmen kann. Weißt, mir wächst 's Geld nicht in der Taschen als wie die Rüben auf dem Acker."

Der Reiserbauer lächelte; ein kaltes Lächeln. „Wie es dir halt paßt — 's Annehmen oder 's Stehenlassen! Mir ist's ein Wesen. Vom Weizenfeld kostet die Klafter neun Gulden fünfzig Kreuzer, vom Acker sieben Gulden."

Den Brücklbauer riß es stracks in die Höhe; mit seinen beiden Händen fuhr er sich gäh, wie wild in die Haare. „Herrgott, noch einmal! Mensch, du bist ein —" Er stockte jäh.

Der Reiserbauer hatte sein kaltes Lächeln noch immer nicht verloren. „Ein Räuber!" vollendete er den Satz des andern. „Dasselbig' hab' ich schon manchmal gehört; aber mag's ja jeder stehen lassen, was er nicht haben will. Ich dräng' keinem was auf!"

Mit seinem wüthendsten Gesicht rannte der Brücklbauer in der Stube herum; er fuchtelte mit den Armen in der Luft herum, wobei auf komische Weise die Aermel seiner weiten Joppe sich bald über die Schultern schoben, bald die Schultertheile tief auf den Oberarm herunter rutschten; dazu brummte er Unverständliches vor sich hin. Als der Schönhuber, sich gerade setzend, nun zu reden anfing darüber, was er selber haben wolle, da fuhr der Brücklbauer wie ein zorniger Gockelhahn dazwischen. Er schoß zum Tisch hin und faßte den Schönhuber an den Schultern, diese mit seinen dürren Fingern fest umklammernd. „Na, he du, rennt dir 'leicht den Stückl Grund davon, daß du's so pressant hast und laßt mich nicht einmal zuvor ausreden. Daß ihm's ein anderer abschwatzt, was ich haben will — dem Reiserbauern!" Und sich zu diesem wendend, sagte er grollend: „Die eine Klafter nehm' ich um sieben Gulden, die andre aber mußt herunter thun um die fünfzig Kreuzer, sonst laß ich dir allbeid' stehen. Und wenn gescheit bist, nachher weißt, daß dir's ein anderer auch nicht theurer nimmt!"

(Fortsetzung folgt.)

— Die beste Quelle. „Ich möchte wirklich einmal wissen, wie viel Vermögen ich besitze." „Da brauchst Du nur Deinen Verehrer, den Assessor, zu fragen, der bei Euch im Hause verkehrt — der kann Dir's gewiß sagen!"

(Für die „Sonntagpost.")

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Carrie Watsons erfolgreiche Laufbahn. — War eine stadtbekannte Persönlichkeit. — Fing klein an und brachte es durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem großen Vermögen. — Eine Andere, der's weniger gut geworden ist. — Etwas für Zangwill. — Wie Moses Kupinsky und Ray Saltzmann beinahe ein Paar geworden wären.

In der eleganten Wohnung am Michigan Boulevard, nahe 55. Straße, wo sie sich vor zwei Jahren eingemiethet hatte, ist zu Anfang letzter Woche, etwa 65 Jahre alt, „Frau Ed Storms" gestorben. Es kann leider nicht behauptet werden, daß dieses Ereigniß von der Nachbarschaft sonderlich beklagt, daß der Tod der stattlichen alten Frau von den Hausgenossen derselben — wenn man von der Dienerschaft der Verblichenen absieht, die um ihre guten Plätze kommt — als ein schmerzlicher Verlust empfunden wird. — Mit der „Frau Storms" hatte es nämlich eine eigene Bewandtniß. Als sie seiner Zeit einzog in das Haus, hat man das in dem eleganten Viertel nicht gewußt, als man's später erfuhr, waren die Entrüstung und das Entsetzen groß, aber die Alte hatte ihren Miethskontrakt in den Händen und sie verstand es aus dem Grunde, auf ihrem Schein zu bestehen. Daß man ihr fortan bei zufälligem Begegnen auf dem Hausflur drei Schritte aus dem Wege ging, focht sie wenig an, und sie schlug die Augen nicht nieder vor den sie musternden Blicken. In starre Seide gekleidet, mit Goldschmuck und kostbaren Steinen behangen, als väre sie ein wanderndes Reklameschild einer Juwelier-Firma, so rauschte sie hoch erhobenen Hauptes an den Damen aus den anderen „Flats" vorbei — die Herren pflegte sie jeweils mit einem raschen Blitz aus ihren scharfen, stahlgrauen Augen zu mustern und nicht selten flog dann ein kurzes, ganz kurzes Zwinkern des Erkennens hinüber und herüber, des Erkennens und des Einverständnisses, die gegenseitige Bekanntschaft als Geheimniß zu hüten.

Auf das Hüten von Geheimnissen verstand sich die „Frau Storms" ganz besonders. Daß am Michigan Boulevard ihr eigenes Geheimniß so rasch gelichtet wurde, daß man so bald erfuhr, daß sie gar nicht Frau Storms war, sondern Carrie Watson, die notorische Carrie Watson — das war nicht ihre Schuld. Was sie anbetraf, sie hätte schweigen können....

Carrie Watson ... Der Name hat in Chicago Jahrzehnte lang einen Klang gehabt, ähnlich dem, welcher in „Nana" liegt, seit Emile Zola die Pariser Halbwelt in sein Panorama des gesellschaftlichen Lebens im heutigen Frankreich eingefügt hat. Hätte die alte Frau, deren Leiche seit Donnerstag in dem Gewölbe der Greenwood Friedhofs-Gesellschaft ihrer weiteren Bestimmung harrt, je derartige Neigungen besessen, sie hätte ein Dutzend Romanschriftsteller und Dramendichter der Pariser Schule auf Lebenszeit mit „Stoffen" füttern können, um die sie ihre Kollegen hätten beneiden müssen. Aber Carrie Watson's Liebhabereien gingen nicht in die literarische Richtung, sondern sind allzeit rein geschäftlicher Art gewesen. Wer aus ihren Erlebnissen der angedeuteten Art Nutzen ziehen will, der wird sich das nöthige Material schon aus den Annalen der Polizei und der Kriminalgerichte zusammensuchen und den inneren Zusammenhang der einzelnen Vorkommnisse sich zurechtlegen müssen, so gut er mag und kann.

* * *

Auch Carrie Watson war, wie's in dem rührsamen plattdeutschen Gedichte von der alten Wäscherin heißt: „eens jung un schön." Ihre Eltern waren, soweit man's zu ermitteln vermocht hat, einfache Bauersleute, die erst in Canada ansässig waren, später jedoch nach Illinois, in die Nähe von Chicago übersiedelten. Es gibt denn hier auch noch einige alte Herren, die sich deutlich entsinnen wollen, wie Carrie seiner Zeit mit ihrem Vater auf dem Gemüsewagen zu Markte gekommen ist, und wie dann kein anderer Wagen auch nur annähernd so schnell seiner Ladung ledig wurde, wie der der schönen Carrie. Natürlich fehlte es der feschen Gärtnerin nicht an Verehrern, und es heißt, sie hätte einem davon, einem handfesten Fleischer, auch die Hand zum Ehebunde gereicht. Einige Jahre lang soll sie an der Seite dieses Mannes gelebt haben — dann war's plötzlich aus. Wie das gekommen war, darüber fehlen nähere Mittheilungen. Historisch, wenn man sich so ausdrücken darf, ist nur, daß „Mrs. Carrie Watson" Ausgangs der Sechsziger Jahre an der Wells Straße ein Haus einrichtete und führte, vor dem der Anstand, wenn er zufällig 'mal vorbeiging, sein Haupt zu verhüllen pflegte, während die fromme Sitte sich nur auf der anderen Seite der Straße daran vorbeiwagte und auch dann noch, der Sicherheit halber, drei Kreuze machte.

Als im Herbst 1871 der große Brand über Chicago fegte, fiel ihm auch die unheilige Herberge der Watson zum Opfer. Was aber auch sonst an der vielgerühmten reinigenden Wirkung des Feuers seine Richtigkeit haben mag, die moralische Atmosphäre unserer Stadt hat durch die „wabernde Lohe", welche diese in jenen schicksalsschweren Oktobertagen zum größten Theile zerstörte, keine Verbesserung erfahren. Zu den zahlreichen Geschäftsleuten, die — wie's in der Lokalchronik rühmend heißt: „kaum abwarteten, bis die Trümmer sich einigermaßen abgekühlt hatten, um mit frischem Muthe daran zu gehen, das Verlorene wieder einzuholen," zu diesen unternehmenden Geschäftsleuten gehörte auch Carrie Watson. Nachdem sie sich mit ihrem Hausstande vorübergehend irgendwo anders eingerichtet, so gut es hatte gehen mögen, siedelte sie nach der Clark Str. über in den Platz, welcher noch heute unter ihrer, man kann fast sagen renommirten Firma forgeführt wird, obgleich sie seine Leitung schon vor einiger Zeit aus den Händen gegeben. Mit der Uebernahme dieses Geschäftes durch sie waren im Jahre 1872 eigenartige Umstände verknüpft gewesen. Ihre Vorgängerin im Reich hatte das Haus auf eigene Rechnung bauen und ausstatten lassen. Als es eben fertig geworden, kam es einer unbezahlten Rechnung wegen zwischen der Dame und einem Konstabler zu einem erregten Auftritt, welcher damit endete, daß die Hausherrin den Beamten über den Haufen schoß. Die Frau soll dabei nicht ganz im Unrecht gewesen sein, der Vorfall bewirkte aber immerhin, daß dieselbe ihr Geschäft aufgeben mußte, und so ging dasselbe in die Hände der Watson über. Das war dann, um einen auch sonst vielfach mißbrauchten Ausdruck anzuwenden, die rechte Person am richtigen Platze. Die Watson hatte in dem unschönen Berufe, den sie sich erkoren, frühzeitig einsehen gelernt, daß man mächtigen Schutzes benöthigt, um darin erfolgreich zu sein, um nicht des Geldgewinnes, der darin gemacht werden kann, durch Erpressung und Ausbeutung aller Art wieder verlustig zu gehen. Und sie wußte, wie keine zweite, sich solchen Schutz zu sichern. Wie sie's fertig brachte, mag dahingestellt bleiben, Thatsache ist: so oft in Chicago im Laufe der Zeit auch die Machthaber in der Stadtverwaltung gewechselt haben, dieWatson selber hat, so viele Jahre sie auch im „Geschäfte" gewesen, selber nie offiziell mit der Polizei und mit der Staatsanwaltschaft zu thun gehabt. Und es ist in ihrem Geschäftsbetrieb — zeitweilig stand sie fünf bis sechs Lokalen gleichzeitig vor — keineswegs immer so still zugegangen, daß die Oeffentlichkeit darauf nicht hätte aufmerksam zu werden brauchen. Ganz im Gegentheil—deshalb wurde oben ja auf die vielen Romanstoffe angespielt, welche die nun Verblichene mit sich in die Grube nimmt.

* * *

Aus dem Hause der Watson hatte sich seiner Zeit jenes junge Mädchen auf den Weg nach dem Palmer House gemacht, um daselbst dem Börsenmakler Stiles mit einer Unze Blei den Dank dafür zu zahlen, daß er sie dorthin gebracht. — Nicht lange darauf wurden unter dem Dache der Watson Charles Clowes mit einer Gefährtin erschossen vorgefunden. Es blieb unermittelt, wie die Beiden zu ihrem Tode gekommen waren: ob Clowes sich und das Weib, ob das Weib sich und Clowes erschossen hatte, oder ob Beide einem Racheakte seitens eines oder einer Dritten zum Opfer gefallen waren. — Aus dem Hause der Watson wurde vor einigen Jahren, mit einer tödtlichen Schußwunde in der Brust, der einzige Sohn eines bekannten Bankpräsidenten in die elterliche Wohnung nach Lake View geschafft. Einige Tage später starb der junge Mann. Den näheren Umständen unter welchen seine Verwundung erfolgt war, ist nicht nachgeforscht worden, der Bankier aber hat das betrübliche Ende seines einzigen Jungen nicht lange überlebt. — Im Hause der Watson wurde „die Diamanten-Anna" von dem Desperado Pat Crowe um ihren Schmuck beraubt. Von den Polizisten, welche auf das Geschrei des Frauenzimmers dem Räuber nachsetzten, schoß dieser zwei nieder. — Im Hause der Watson endlich endete, nach einer Orgie, die sie dort gefeiert hatte, an einer zu starken Dosis Chloral die junge und schöne Mabel Powell, die sich in Begleitung einer verbummelten Wittwe heimlich in dem Platze zu amüsiren gepflegt hatte. — Und so könnte die Liste beliebig fortgesetzt werden, wenn es irgend welchen Zweck hätte.

Die Watson hat sich bei alle Dem sehr gut gestanden, und da sie bei der Anlegung ihrer Kapitalien im Allgemeinen vorsichtig war und den Weisungen kluger Rathgeber folgte, so würde sie vielleicht als Millionärin gestorben sein, wenn ihre Vorliebe für den Rennsport sie nicht sehr viel Geld gekostet hätte. Sie pflegte selber stets eine Anzahl von Rennpferden zu halten, die ihr aber wenig eingebracht haben. Immerhin wird das von der Frau hinterlassene Vermögen auf etwa $300,000 veranschlagt. Dasselbe wird nun den zwei Kindern zufallen, welche der Ehe Carries mit jenem Fleischhändler entsprossen sind. Die Mutter hat dieselben unter anderem Namen fern von Chicago erziehen lassen, und es heißt, daß sie gegenwärtig irgendwo an der Pacific-Küste ansässig sind.

* * *

Wie vor vielen Jahren Carrie Watson, so kam vor wenig Monden auch Mary Johns vom Lande nach der großen Stadt, um hier ihrGlück zu suchen. Mary war das bescheidene Kind bescheidener Leute in dem Flecken Van Wert, O., und für's Erste vollkommen damit zufrieden, hier in einer Fabrik Beschäftigung zu finden. Unterstand wurde ihr bei einer Tante von ihr, der Nr. 840 Garfield Boulevard wohnhaften Frau Fritter, und so schien die Maid wohl versorgt und gut aufgehoben zu sein. Aber wie's nun einmal so geht in unserer besten allerWelten. Das junge Blut begehrt bald noch mehr, als Kleidung, Nahrung und Herberge. Mary wurde mit einem stattlichen jungen Manne bekannt, einem Weichensteller Namens John Allman. Er gefiel ihr, sie gefiel ihm. Das würde nun ganz in der Ordnung gewesen sein, wenn John noch frei gewesen wäre. Er hatte das Mädchen glauben lassen, dem sei so, die Tante aber, welcher die zwischen den Beiden herrschenden Beziehungen nicht verborgen blieben,stellte Nachforschungen an und ermittelte, daß Allman nicht nur bereits verheirathet war, sondern daß außer seiner derzeitigen Gattin noch eine Frau da war, die sich von ihm hatte scheiden lassen. Als Frau Fritter ihrer Nichte von diesen Verhältnissen Mittheilung machte, war natürlich der Jammer groß und groß auch der Zorn über den verrätherischen John. Nachdem sie aber eine Unterredung mit diesem gehabt, schien Mary sich zu beruhigen. Aber am 22. August verließ sie das Haus ihrer Tante, um nicht wieder zurückzukehren. Auch in der Fabrik ließ sie sich von genanntem Datum an nicht mehr blicken, obgleich sie dort noch einen Lohnrückstand hätte fordern können. Die Verwandten des Mädchens forschten dem Verbleib desselben natürlich nach, und es gelang ihnen schließlich, von Allman die verlangte Auskunft zu erhalten. Dieselbe war traurig genug. Mary war aus der Wohnung ihrerTante zunächst nach der des Allman übergesiedelt, der sie seiner Gattin gegenüber für seine Schwester ausgegeben hatte. Am 23. August schon hatte Allman das Mädchen, welches schwer erkrankt war, nach dem Englewood Union-Hospital gebracht, wo er sie als sein Weib bezeichnete. Drei Tage später ist die Unglückliche in demKrankenhause gestorben, und am 27. August wurde sie als „Frau John Allman" auf dem Greenwood Friedhofe beerdigt. Seit diese Umstände bekannt geworden, sind der Vater und ein Bruder Marys nach Chicago gekommen, haben die Leiche der Armen ausgraben lassen und sie mit sich genommen, um sie nun in der Heimath neu zu betten, in der Annahme, daß es sich dort weicher liege.

Von allgemeinem Interesse ist das Schicksal Marys deshalb, weil daraus ersichtlich, wie leicht es unterUmständen ist, hier Jemanden spurlos verschwinden zu lassen, auch wenn Einem, wie dem Weichensteller Allman, dazu nur geringe Hilfsmittel zur Verfügung stehen.

* * *

Wie eine von Zangwills Ghetto-Geschichten hört sich der Inhalt einer Klageschrift an, die vorgestern beim hiesigen Kreisgericht eingereicht worden ist. Es handelt sich um eine Schadenersatzklage. Als Klägerin tritt Ray Kupinsky, geborene Saltzmann, auf, Tochter von Louis Saltzmann, Nr. 167 Barber Straße. Ray ist am Tage der Klageeinreichung gerade sechszehn Jahre alt geworden, der Vater scheint ihr somit die Einleitung des Scheidungsprozesses zum Geburtstagsgeschenk gemacht zu haben. Daß das nöthig geworden, ist so gekommen: Ray ist von klein auf mit einem Nachbarssohn befreundet gewesen, der sich Moses Kupinsky nennt. Moses hat, sobald er dazu die nöthige Reife erlangte, sich dem Handelsstande gewidmet. Gegenwärtig ist er einundzwanzig Jahre alt und bei einem Trödler an der State nahe 22. Straße beschäftigt, der ihm seineDienstleistungen mit einem Wochenlohn von $3.50 vergütet. Am 7. Juni sind Moses und Ray übereingekommen, daß sie ein Paar werden wollten. Sie sind dann nach der Stadt hinuntergefahren, wo Moses einen Heirathsschein löste und von dem für solche Zwecke stets auf der Lauer liegenden Kadi Murphy auch sofort die Trauung vornehmen ließ. Als die jungen Eheleute das Gerichtsgebäude verließen, bestandRay darauf, daß Moses ihr als Hochzeitsangebinde etwas Kaugummi kaufen solle. Moses war aber dazu nicht geneigt, theils weil er ein prinzipieller Gegner des Gummikauens ist, theils weil er nicht bei Kasse war, seine Mittel reichten eben noch aus zur Bestreitung der Rückreise nach der Barber Straße. Er schalt seine junge Frau also eine Verschwenderin und schlug ihre Bitte ab. Darüber kam es zu einem gewaltigen Zank zwischen Beiden, der damit endete, daß Ray ihren Moses stehen ließ und allein nach Hause fuhr, zur Mama natürlich. Dort ist sie bisher geblieben und jetzt verlangt sie die Scheidung, wobei sie erklärt, sie hätte überhaupt nicht gewußt, daß der vorbesagte Murphy den Handel gleich fest gemacht hätte. Sie hätte die von diesem vollzogene Trauung für eine Verlobungs-Zeremonie gehalten. —ss.

„Fleisch zu Fuß."

In Paris ist kürzlich Mgr. Augonard, der muthige Bischof vom Umbangi im französischen Kongogebiete, eingetroffen, der nicht weniger als 23 Jahre lang sein Apostelamt im innersten Afrika ausgeübt hat. Er erzählt u. A.: Abgesehen von dem Klima, dem nur wenige zu widerstehen vermögen, laufen wir ständigGefahr, getödtet und selbst — gegessen zu werden. Die Schwarzen vom Ubangi sind außerordentlich lüstern nach Menschenfleisch. Sie tödten uns nicht etwa aus Bosheit, sondern sie thun es lediglich um des „guten Bissens" willen. Sie haben ein sehr hübsches Wort „Nyama", mit dem sie ihre Opfer bezeichnen; es bedeutet „Fleisch zu Fuß". Wenn man in dem Gebiet des oberen Ubangi reist und in seiner Nähe dieses Wort aussprechen hört, so weiß man wenigstens was einem zugedacht ist. So ging es kürzlich einem Mitgliede unserer Mission, das nur einige Schritte weit gegangen war, um Wasser zu holen. Glücklicherweise war es bewaffnet, und ein einziger Flintenschuß genügt, um eine ganze Bande von Liebhabern von „Fleisch zu Fuß" zu verjagen. Vor zwei Jahren wohnte ich dem Begräbniß eines Kindes bei. Ein Gefährte hielt sich mit dem Gewehr in der Hand in der Nähe des Sarges. Der Kirchhof war nur zwanzig Meter von der Kirche entfernt, die Vorsicht erschien jedoch nicht unnütz, da dasFleisch von Kinderleichen für die Neger vom Ubangi besonders schmackhaft ist. Indessen verschmähen sie auch die Erwachsenen nicht. Der Frankreich befreundete Sultan Bargassu, ein Freund, der uns so sehr liebt, daß er uns bei Gelegenheit auffißt, gab unlängst einen großen Festschmaus, bei dem er seinenGästen dreihundert Leichen von Erwachsenen servirte. Man glaube nicht, daß ich übertreibe. Wenn die Kannibalen den Körper eines Mannes, einer Frau oder eines Kindes gegessen haben, werfen sie den Kopf achtlos in einen Winkel, als ob es sich um ganz gewöhnliche Speisereste handelte. Ich habe die dreihundert Köpfe von der Gasterei des Bangassu, die auf einem ungeheuren Tisch aufgehäuft lagen, photographirt und mir diese Photographie und daneben die desBangassu selbst aufbewahrt; der Sultan hat ein Gesicht, als befände er sich in glücklichster Verdauungsstimmung. In den von Europäern bewohnten Zentren ist der Kannibalismus fast vollständig verschwunden. In Brazzaville sind die Zeiten vorüber, wo der berüchtigte Makoko bei Gelegenheit des Todes eines Häuptlings eine Hekatombe von Menschenopfern anordnete und für den Festschmaus, der natürlich dem Hinschlachten folgte, die Zehen und Finger der Leichen für sich zurückbehalten ließ.

— Ausgleich.—A.: „Na, Ihre Frau hat Ihnen wohl einen heißen Empfang bereitet als Sie gestern Nacht so spät heimkamen?"—B.: „Allerdings, dafür aber behandelt Sie mich heute sehr kalt."

— Ein Geschäftsmann. — Herr: Sie, Kutscher, wie komme ich hier am schnellsten zum Bahnhof. — Kutscher: Na nu! Ja, mit meinem Wagen, lieber Herr!

— Frech. — Richter (zum mehrfach bestraften Zuchthäusler): Ich habe die Hoffnung, daß Sie doch noch einmal gebessert werden! — Sind Sie aber ein Optimist, Herr Amtsrichter!



(Von Albert Weiße.)

Kulike: Yes, yes, Lehmann, Du bist reit, es ist die Truth, daß viele Boßе ihre Workingmen forßen, in die Prosperitie-Paräd' mitzumarschiren. Was meine Sisler-in-Lah ihre Servänt-Görl ihr Swietharț ist, der Buckbeinder mit die sozialistische Eidiäs, dem sein Boß hat ihm dieklährt: Ihder martschst Du behind den fullen Dinnerbucket in die Paräd' oder Du martschst aus meinem Tschopp. — — —

Quabbe: Wenn das wirklich wahr sein sollte, so handeln solche Arbeitgeber nicht im Auftrage der großen alten republikanischen Partei, die es wahrhaftig nicht nöthig hat, sich so niedriger Mittel, wie Zwang oder Einschüchterung, zu bedienen.

Grieshuber: Bei der Wahl ihrer Mittel scheeren sich Republikaner oder Demokraten den Teufel darum, ob sie dabei Recht oder Unrecht thun. Lügen, verläumden, falsch schwören, Drohen — ganz einerlei: der Zweck heiligt das Mittel.

Lehmann: Ja, sojar an sein relijiöses Feinjefiehl wird der Stimmjeber jekitzelt, und die Fahne der Unduldsamkeit wird wie'n blutijet Hemde von den strenggleibijen Doje der Ortorität entfaltet!

Charlie (der Wirth): Was in aller Welt willst Du mit dem haarsträubenden Blödsinn sagen?

Lehm.: Det so wat 'ne Jemeinheit is, nämlich wat for Tricks sich die Politikers von wejen den Alschuler in unserem Judenviertel jejenseitig spielen. — Als die Demokraten ihn ufjestellt haben, haben se in den jauner-jiddischen Jargon mit ächte mosaische Schriftzeichen jedruckte Pamfleters rumjeschickt, von wejen die jroße Ehre, was is passirt den zwölf Stämmen Israel, weil wird werden een ächter, koscherer Jehude Governor von unserem Staat! Ob se ihn wählen werden? Natürlich, die alten, armen Leut', wo noch von Rußland eene heilije Scheu vor so eenem Governor haben, haben das for 'ne jroße Ehr' jehalten und haben jeschrien: „Stuß! Werden wir doch wählen keinen Andern, ist er doch ‚Einer von unsere Leit!'" — Natierlich hat det die Republikaner niederträchtig jewurmt. Was haben die jethan? Die haben ooch Pamfleters drucken lassen und haben geschrieben: Wie heißt Alschuller?— Soll er heißen Machuller!*) Wißt Ihr Jieden, was er hat jethan? Schmatten**) hat er sich lassen, ä Goy***) ist er jeworden, und ßweimal is er jewesen in 'ne Kirch! — Wollt Ihr den Chasserkopp****) wählen? — Da haben die Juden jeschrien: Jras soll wachsen vor seiner Thür' — wir wählen Yates!

Kul.: Nu bin ich dschößt so schmart wie vorher. Ist er denn nu ein Dschuh oder ein Dschenteil?

Lehm.: Det haben se'n ooch neilich in 'ne politische Versammlung jefragt, und weeßt Du, wat er jeantwortet hat?

Kul.: Nee.

Lehm.: Jck bin ein Demokrat!

Gr.: Das war die richtige Antwort. Religion braucht nicht in die Politik hineingezogen werden.

Lehm.: Eijentlich in die jraue Theejorie hast Du janz Recht, denn die Politik theilt der Mensch mit die Höllenjeister, wohinjejen ihm die Relijion in die Jemeinschaft von die himmlischen Jeister bringen soll, aber in die Praxis, weeßt Du, macht sich det doch anders, und etwas zur Schau jetrajene Frömmigkeit kann keenen Menschen nie nichts schaden. Gloobst Du denn, det so een Schandkerl, wie der Loveleß, der mit eenen Fuß als Prifungs-Kommissär in die Zivil-Service-Kommission und mit den andern als Schlepper in die Bauernfänger-Firma von die „Protective-Assocciäschen" steht, jemals die Nomination for'n Kongreß von die Temperenzler jekriegt hätte, wenn ihm nich die Frömmigkeit ellenlang aus'n Halse hängen dähte!

Qu.: Wenn sich alle die Anschuldigungen gegen den Civil-Service-Kommissär Ludwig, den genannten Loveleß, und die Chicago Credit Company als wahr erweisen, so ist das die größteSchmach für unserGemeinwesen.

Lehm.: Die janze Jeschichte is sozusagen die reene Jronie det Schicksals oder vielmehr det Wirken eener sehr wenig poetischen Jerechtigkeit, indem nämlich der Polizifte als Fänger von die Bauernfägner nu selbst von noch viel jrößere Bauernfänger, die Herren Weber und Kanter, Loveleß und Ludwig, gefangen wird.

Kul.: Und die sind jetzt nun wieder von der Lah gekätscht.

Gr.: Aber das Gesetz hat erst von der Miß Knabjohann mit der Nase auf den Fall gestoßen werden müssen.

Qu.: Das heißt wieder: Cherchez la femme! —

Kul.: Was ist denn die Miening davon?

Lehm.: Det heeßt: Keen Vergnüjen ohne Damens! — und is een juristischer Jrundsatz, det seit den Sindenfall in'n Paradies keene Jesetzesiebertretung nich stattjefunden hat, ohne det eene Frau darin vermangolirt is.

Gr.: Das ist eine sehr richtige Theorie. Selbst in dem großen Verbrechen gegen das Völkerrecht, das in China begangen, hat eine Frau, die Kaiserin-Wittwe, eine bedeutende Rolle gespielt.

Qu.: Aber ihre Rolle wird wohl bald ausgespielt sein, denn sie liegt auf dem Todtenbette.

Lehm.: Nach die neiesten Nachrichten is se schon wieder so jesund, wie'n Fisch in't Wasser. — Der Kaiser hat den ollen Drachen endlich doch dick jekriegt und is nach Pekinng retour jejangen. Sie is aber in Siangfu jeblieben und will nu 'ne eijene Rejierung jejen dem Kaiser uffsetzen.

Gr.: Die Geschichte wird ja immer verwickelter. Schließlich weiß ja kein Mensch nich, wer Koch und wer Kellner ist. Mit wem sollen denn schließlich die Verbündeten in Unterhandlung treten?

Lehm.: Ein Ding is nu man sicher for mir. Wenn sie sich mit der Erklärung des chinesischen Kaisers begnüjen, det ihm die Jeschichte leid thut, denn können se mir Alle zusammen leid thun.

Kul.: In meiner Opinien wird die ganze tscheinieß Kwestschen auf einem korrekten Weg gesettelt werden, biekohs Dschermeniä und Jngland sind jetzt an friendliche Terms in diesen Riehspekt.

Qu.: Das hat nicht viel zu bedeuten. Heute intriguirt Rußland mit Frankreich gegen Deutschland, morgen Deutschland mit Rußland gegen England. Das augenblickliche Interesse entscheidet, mit welcher oder gegen welche Macht man operirt.

Kul.: Das is eksättlie so wie beim Skatgehm. Jetzt pläh ich mit dem Lehmann gegen den Quabbe, und nachher der Quabbe mit den Lehmann gegen mir.

Qu.: Wer den Skat aufnimmt, gegen den spielen die beiden Andern. — Sobald eine Macht Etwas für sich allein erhaschen möchte, machen sämmtliche Anderen gegen sie Front.

Gr.: So? Aber Rußland hat sich ganz schön die Mandschurei genommen, und da hat kein Hahn danach gekräht.

Lehm.: Det is et ja eben, weil die Mandschelei so'n erbärmlichet Land is, det ieberhaupt keen Hahn da nich krähen thut, derowejen haben die Verbindeten die Oojen zujekniffen.

Qu.: Aus der ganzen Geschichte wird nicht viel herauskommen, denn der Waldersee soll ja schon gesagt haben, daß er denKrieg für beendigt hält.

Gr.: Darauf ist gepfiffen! Zu Ende! — Das ist bald gesagt. Wenn heutzutage ein Krieg für beendigt erklärt wird, dann geht's erst recht los. — Der Roberts hat schon vor Monaten erklärt, daß der Krieg in Südafrika zu Ende ist, und dabei hauen sie sich da unten, daß die Hunde Blut lecken.

Qu.: Daran, daß die Boers ihren wahnsinnigen Widerstand nicht aufgeben, daran ist einzig und allein die demokratische Partei schuld.

Lehm.: Na nu wird's Tag!

Qu.: So? Das können Sie nicht begreifen? Zieht der Bryan und seine Helfershelfer nicht im Lande umher und machen die gegenwärtige Administration unseres erlauchten Präsidenten schlecht? Erklären sie nicht öffentlich, daß wenn sie am Ruder wären, England niemals so hätte mit dem Transvaal umspringen können. Das muß den Boeren natürlich Hoffnung machen, und sie wollen wenigstens bis zu unserer Wahl aushalten, vielleicht daß ihnen von einer demokratischen Regierung Hilfe kommt, denken sie. — Uebrigens sollen sie bedeutend zum demokratischen Wahlfonds beigetragen haben.

Gr.: Wer hat Ihnen denn wieder das Märchen aufgebunden?

Qu.: Märchen? So! Na, dann glauben Sie auch wohl nicht, daß der Philippinen-Aufstand längst unterdrückt wäre, wenn die hochverrätherischen Reden von Bryan und Konsorten die armen Teufel von Rebellen nicht bethörten und sie zum Ausharren im Widerstande ermuthigen würden.

Gr.: Famose Idee! Sagen Sie 'mal, Quabbe, die Filipinos haben wohl auch Etwas zum demokratischen Wahlfonds beigetragen?

Qu.: Ganz gewiß!

Lehm.: Warum ooch nich! Die republikanische Administration bezahlt den Sultan der Sulus dafor, det wir unsere Flagge über dem Harem uffhissen dürfen, warum sollen die Philippiner sich diese Landesverräther, diese Demokraten, nicht ooch koofen, det die das Sternenbanner herunterreißen thun und uff den Kapitol die Philippinerflagge uffpflanzen. Nich wahr, Quabbe, so ungefähr denkt Ihr Jingos Euch das.

Charlie (der Wirth): Lehmann, willst Du hier mit Gewalt Streit anfangen? Paß auf, daß ich mir nächstens Dich nicht kaufe!

Gr.: Dry up, Gasthaus, und bring' die Karten!

*) Bankerottmacher.
**) Taufen.
***) Christ.
****) Unreiner Mensch.
(Das hier Mitgetheilte ist Thatsache. Verfasser hat die Pamphlete selbst gesehen.)

Für die Küche.

— Zu empfehlende Suppe mit Fleischextrakt für 8 Personen. Es wird hierbei für jede Person auf ½ Pint Suppe gerechnet und zum Verkochen 1 Pint Wasser zugesetzt. Man bringe also 3 Quart und 1 Pint Wasser in einem Blechtopf zum Kochen, lege ein Pfund gewaschenes, gutes Rindfleisch, ohne Knochen, hinein und nehme den Schaum sorgfältig ab. Darnach thue man eine ganz fein geschnittene Zwiebel, den vierten Theil einer dicken Sellerieknolle (andernfalls eine halbe) und 4 etwas gehäufte Eßlöffel feine weißkochende Graupen hinzu und lasse die Suppe bei späterem Hinzufügen von Salz 2½ Stunden, fest zugedeckt, ununterbrochen, weder zu schwach noch zu stark kochen.

Beim Anrichten gebe man ein sehr reinschmeckendes Eidotter, nach Belieben etwas Muskat und einen gestrichenen Theelöffel Fleischextrakt in die Terrine und fülle unter starkem Rühren die Suppe nach und nach hinzu, so daß das Ei nicht gerinne.

— Escalopps für 8 Personen. Ein Pfund Kalbfleisch (sollte es nicht zu haben sein, so kann Rindfleisch genommen werden) wird mit ¼ Pfund Speck oder gewässertem Nierenfett zusammen so fein als möglich gehackt. Dazu für 2 Cents abgeschälte, in kaltem Wasser ausgedrückte Semmel, 2 Eidotter, etwas Salz und Pfeffer, gehörig vermengt, flache, thalergroße Escalopps geformt und in vollem heißem Fett in der Pfannkuchenpfanne rasch gelb gebacken und herausgenommen. Dann wird ein Eßlöffel Mehl in dem Fett geschwitzt, eine Handvoll Kräuter, als Schnittlauch, Petersilie und etwas Dragon hinzugegeben, mit Bouillon und etwas saurer Sahne abgerührt, so daß es eine dickliche Sauce bildet, welche kochend über die Escalopps gefüllt wird. Nach der Suppe mit abgekochten Kartoffeln oder Abends als Ragout gegeben.

— Gedämpfter Hammelschlegel (Keule) mit Gurken. Ein nicht zu frischer Schlegel wird recht mürbe geklopft, mit Pfeffer und Salz eingerieben, in einen Bratentopf gelegt und mit einem Quart Wasser so lange gekocht, bis das Wasser eingekocht und das Fleisch auf beiden Seiten gelb gebraten ist. Inzwischen schält man 3—4 Gurken, nimmt die Kerne heraus und schneidet das Uebrige in kleine Würfel. Sollte das Fleisch zu viel Fett haben, so wird davon abgegossen; nun wird über das Fleisch 1 Eßlöffel Mehl gestreut, die geschnittenen Gurken und eine geschnittene Zwiebel werden dazugethan, nebst einem Schöpflöffel Fleischbrühe und 3 Eßlöffel Essig. Dann wird Alles fest zugedeckt und noch 1 Stunde gekocht. Beim Anrichten der Sauce wird das Fett abgeschöpft.

— Rebhühner, Fasanen, Wachteln und Prairie-Hühner zu braten. Alle Schrotkörner werden sorgsam herausgeschnitten, die Vögel werden, nachdem sie gerupft oder abgehäutet sind, gut, aber rasch gewaschen, mit etwas Soda im Wasser, dann noch einmal abgespült und abgetrocknet. Die Brust wird sodann mit dünnen Scheiben von fettem, gesalzenem Speck belegt, darauf werden sie in den Backofen gestellt, mit Pfeffer und Salz bestreut, wenn sie beinahe gar sind, und mit Butter und Wasser begossen. Man kann auch den Speck weglassen und nur Butter gebrauchen. — Diese Vögel schmecken auch sehr gut, wenn die fleischigen Theile der Brust geröstet werden, nachdem man sie im Rücken gespalten hat. Bei Prairiehühnern röstet man die Brusttheile allein und verwendet das Uebrige zum Dämpfen oder zu Ragout.

— Froschschenkel-Ragout. Hierzu werden die Froschschenkel mit Wasser, Essig und Salz in ein Gefäß gelegt, mit einemBesen gepeitscht und tüchtig gewaschen. Dann läßt man einen Stich Butter zergehen, legt sie nebst einigen Schalotten und etwas Salz hinein und dämpft sie, gut zugedeckt, beinahe gar. Darnach stäubt man etwas Mehl darüber hin, gibt kräftige Bouillon, Muskatblüthe und einige Zitronenscheiben hinzu, läßt die Froschschenkel vollends weich werden und rührt die Sauce mit Eidottern ab. Auch kann das Ragout mit in Bouillon oder gesalzenem Wasser gekochten Fleisch- oder Weißbrodklößchen umlegt werden. — Die Frösche werden durch einen schweren Hammerschlag auf den Kopf getödtet und denselben darnach die Schenkel abgeschnitten.

— Mince-Pie. Das folgende ist ein ausgezeichnetes Rezept für Mince-Pie, wenn man sich genau nach der Vorschrift richtet. 4 Pfund gesottenes, mageres Rindfleisch, fein gehackt, zweimal so viel gehackte grüne Aepfel, 1 Pfund gehacktes Nierenfett, 3 Pfund entkernte Rosinen, 2 Pfund ausgelesene, gereinigte Korinthen, ½ Pfund feingeschnittenes Zitronat, 1 Pfund brauner Zucker, 1 Quart Koch-Molasses (Art Syrup), 2 Quart süßen Apfelwein, 1 Pint gekochter Apfelwein, 1 Eßlöffel Salz, 1 Eßlöffel Pfeffer und ebenso viel Muskatblüthe, 1 Eßlöffel Nelkenpfeffer, 1 Eßlöffel feine Nelken, 4 Eßlöffel Zimmet, 4 geriebene Muskatnüsse. Die Masse wird gut gemischt und auf den Herd gestellt bis durchhitzt, dann nimmt man sie vom Feuer und, wenn beinahe erkaltet, gibt man 1 Pint guten Brandy und 1 Pint Sherry daran, verwahrt die Mischung in einem gut verschlossenen Topfe an einem nicht dem Frost ausgesetzten, kalten Platze, wo sie sich Monate lang gut erhalten wird.

— Austern-Pastetchen. Es wird ein reichliches Stück Krebsbutter, in Ermangelung derselben frische Butter, zu Sahne gerührt, verhältnißmäßig hinzugefügt 2—3 Eidotter, etwas Zitronensaft, Muskatblüthe und Salz, die Brühe von den hierzu bestimmten Austern (man rechnet auf die Person 3—4 Stück), ferner gehackte Champignons, Kapern, etwas gestoßener Zwieback und feingehackter Kalbsbraten mit guter Bratensauce. Zuletzt rührt man die Hälfte des zu Schaum geschlagenen Eiweißes durch. Sollte die Füllung zu steif sein, so gibt man etwas saure Sahne oder kräftige Bouillon oder weißen Wein hinzu, füllt vor dem Backen hiermit die Pastetchen und legt, nachdem sie 10 Minuten bei einer Mittelhitze gebacken haben, auf jedes 3—4 Austern, welche mit Zitronensaft und Eidottern bestrichen und mit etwas sehr feingestoßenem Zwieback bestreut sind, und stellt sie darauf noch 5 Minuten in den Ofen.

Aus den Anfängen der Oper.

Am 6. Oktober 1600 fand anläßlich der Vermählungsfeier der Maria von Medici, Königin von Frankreich und Navarra, die erste Aufführung der Oper „L'Euridice" statt. Das nach Rinuccinis Dichtung von Jacopo Peri komponirte Werk und die Vertonung desselben Textbuches durch Giulio Caccini sind die ältesten uns durch den Druck überlieferten Tondramen, die eigentlichen Anfänge unserer heutigen Oper. Ueber die vorbereitenden Versuche, die diesen zielbewußten Schöpfungen vorangingen, wissen wir kaum mehr, als das in zeitgenössischen Berichten Erwähnte, denn wenig ist von jenen Arbeiten erhalten geblieben.

Zu Beginn des sechszehnten Jahrhunderts hatte, von Florenz ausgehend, die Bewegung gegen die damalige Alleinherrschaft des Kontrapunkts weiterer Ausdehnung gewonnen. Zuerst waren es kunstsinnige Edelleute, Philosophen und Literaten, die für die Umgestaltung der Tonkunst eintraten. Aus Platons und Aristoteles Schriften suchten sie zu belegen, daß nur durch innige Verbindung von Wort und Ton der Musik erhöhte Ausdrucksfähigkeit verliehen werden könne. Allgemein verglich man das Geranke kontrapunktischer Stimmführung mit den vielfach verschlungenen Linien, gothischer Baukunst, die, ebenfalls aus dem Norden stammend, in Italien nie völlig heimisch geworden war. Wie im Zeitalter der Renaissance auf Grund der Antike die bildenden Künste eine Wiedergeburt gefeiert hatten, so sollte nun auch die jüngste der Künste, die Musik, zu neuem Leben erstehen. Bis dahin war diese eine Kunst für sich gewesen; ihr hatte das Wort nur als Vorwand, die Dichtkunst als untergeordnete Dienerin gegolten. Neue Ausdrucksgebiete sollten der Musik jetzt erschlossen werden. Nicht die Schönheit des Klanges allein war ferner ihr Endzweck; subjektives Empfinden mußte sie wiederspiegeln und die innersten Regungen der Menschenseele offenbaren lernen. Durch völlige Verschmelzung mit den Schwesterkünsten Poesie und Darstellung wurde sie berufen zur Vermittlerin höchsten dramatischen Ausdrucks.

Daß der Musik im antiken Drama eine ähnliche Rolle angewiesen war, glaubte man annehmen zu müssen. In der Absicht, die griechische Tragödie zu rekonstruiren, entstanden die ersten Vorläufer der Oper, die wir in den bereits Sprachgesang anstrebenden Versuchen Cavalieris, Galileis und der anderen Pfadfinder auf dem Gebiete des rezitirenden Stils erblicken. Graf Bardi, in dessen Haus durch die Camerata-Gesellschaft die neuen Ideen begeistert verfochten wurden, wußte nun für seine Pläne auch den Dichter Rinuccini zu gewinnen; bald schlossen sich der Bewegung bedeutende Musiker an. Als erste ausgedehntere Probe dessen, „was der Gesang unserer Zeit vermag," wird uns das Peri-Rinuccini'sche Pastoral „Dafne" bezeichnet, das, wiederholt in engerem Kreise aufgeführt, sich großen Beifalls erfreute. Ihm folgten nach einigen Jahren als erste umfangreiche Werke die oben erwähnten Musikdramen „L'Euridice". Beide Tondichtungen wurden im Jahre 1600 gedruckt; sie sind uns als erste wirkliche Opern erhalten geblieben.

Besonderes Interesse gewährt gerade anläßlich des dreihundertjährigen Bestehens dieser Tondramen ein Blick auf die Wandlungen, welche die Oper seit ihren Anfängen erfahren hat. Man ersieht, daß die Lehrsätze der Florentiner Musikreformatoren schon die Theorien der späteren Bahnbrecher auf dem Gebiet der Oper im Keime enthalten. Was Gluck, was Wagner in ihren Werken vertreten, es war einst auch die treibende Kraft bei der Entstehung der frühesten „musikalischen Dramen". Wiederholt entfernte sich zwar die Tonkunst von den anfänglich geltenden Prinzipien; sie gerieth auf Abwege und wurde in der Oper wieder Selbstzweck. Die Rückkehr zum Natürlichen wird dann stets als erste Bedingung für den Wandel zum Besseren angesehen; und fast wörtlich sprechen Gluck und Wagner das aus, was einst zur Zeit der musikalischen Renaissance verlangt wurde. „Ich habe in meinen Werken stets mich bestrebt," — so schrieb schon vor dreihundert Jahren Caccini — „nur den Gehalt der Worte durch die Musik wiederzugeben". Gluck, der dieselben Wege weiter wandelte, die einst die Florentiner Meister beschritten, sagt in der Widmung von „Paride ed Elena" (1770): „Ich war der Ansicht, daß der Gesang in der Oper nur der Stellvertreter der Deklamation sei." — „Die Tonsprache ist Anfang und Ende der Wortsprache" lautet ein Ausspruch Richard Wagners. Galilei, der Vater Galileos, verlangt in seinem 1581 erschienenen Dialogo: „Man soll auf die Betonung des Einzelnen achten, wie die Worte accentuirt, schnell oder langsam ausgesprochen werden, wie beispielsweise der Fürst mit den Vasallen oder den ihn Anflehenden, wie der Zornige, wie der Eilfertige, wie die Matrone, wie das Mädchen redet, wie der Liebende zur Geliebten, wie der Klagende, der Schreier, der Furchtsame sich ausdrückt." Dem gegenüberzustellen ist Glucks „Ich war überzeugt, daß der Gesang, wenn er durchaus von der Farbe der Empfindungen, die er auszudrücken hat, gesättigt ist, sich gestalten müsse wie diese und ebenso verschiedene Accente anzunehmen habe, als jene verschiedene Schattirungen hatten; kurz, daß die Stimme, die Instrumente, alle Töne, selbst die Pausen auf dasselbe Ziel losgehen, welches der Ausdruck ist, und daß die Vereinigung zwischen den Worten und dem Gesange so streng sein müsse, daß das Gedicht nicht minder auf die Musik gemacht erscheint, als die Musik auf das Gedicht." Dasselbe gilt auch Wagner für unerläßlich, denn er sagt: „Die Musik hat sich naturgemäß immer nur auf das zu beziehen, was sie ausdrücken soll; in der Oper ist sie ganz entschieden die Empfindung des Redenden und Darstellenden. — In der Melodie des Dichters ist die Harmonie, nur gleichsam unausgesprochen, schon mitenthalten." Auch folgende Sätze lassen sich in Verbindung bringen: „Ist es also einWunder, wenn die göttlichen antiken Musiker mit tiefem Verständniß der Natur die Geister ihrer Hörer leiteten, wohin sie wollten?" (Graf Bardi.) „Die Nachahmung der Natur ist das anerkannte Ziel, das man sich stecken muß. Ihm strebe ich zu: stets einfach und natürlich, so viel es mir möglich ist, sucht meine Musik die größte Ausdrucksfähigkeit, die Verstärkung des Wortes der Dichtung." (Gluck.) — „Woher sollen wir nun die Kraft schöpfen im Zustande tiefster Entkräftigung? Wo der gelehrte Arzt kein Mittel mehr weiß, da wenden wir uns endlich verzweifelnd wieder an — die Natur." (Wagner, „Das Kunstwerk der Zukunft".)

Gar Vieles ließe sich noch erwähnen, das die geistige Verwandtschaft der Reformatoren der Oper beweist, denn auch der jüngste und bedeutendste derselben, Richard Wagner, drang nur weiter, viel weiter vor auf einer Bahn, die Andere schon vor ihm erfolgreich betreten; er strebte denselben Zielen zu, die frühere Meister einst mit gleicher Ueberzeugungstreue und mit ähnlichem über das Niveau zeitgenössischen Schaffens sich erhebendem Können zu erreichen suchten.

Die Aufgaben, die sich die dramatische Tonkunst stellt, sind naturgemäß immer gewaltigere geworden. Doch, wohin wir auch ferner steuern, stets wird das zuRecht bestehen, was vor drei Jahrhunderten schon erstrebt wurde: Tiefe und Wahrheit des Ausdrucks. Nur die Mittel, diese zu erreichen, werden wechsenlde sein.

Unterhaltungen mit Tolstoi.

In seinem in Leipzig erschienenen Buche über Tolstoi erzählt Sergejenko interessante Einzelheiten aus dem Leben des Apostels von Jasnaja Poljana. Tolstois Lieblingsschriftsteller seien Sokrates (!), Epiktet, Pascal, Rousseau, Viktor Hugo und Dickens. Die „Confessions" von Rousseau haben auf ihn einen großen Einfluß ausgeübt. Ich war in meiner Jugend entzückt von diesem Philosophen, sagte er. „Ich verehrte ihn wie einen Gott. Ich trug sein Bild auf meiner Brust, in meinem Medaillon, in welchem sich schon ein Heiligenbild befand." Der erste literarische Versuch des Grafen Tolstoi "and aber nicht untner dem Einflusse Rousseaus, sondern unter dem Einflusse Sternes. Einem jungen Manne, der ihn fragte: „In welchem Alter haben Sie zu schreiben angefangen?" erwiderteTolstoi lächelnd: „Sie fürchten wahrscheinlich, junger Freund, dieses Alter überschritten zu haben. Ihre Furcht ist begründet; ich schrieb mein erstes Werk mit 16 Jahren. Es war eine philosophische Abhandlung, eine Nachahmung Sternes." Eines Abends kam in Jasnaja Poljana die Rede auf Taine, seine Methode, seinen Werth. Ein Student sprach mit Begeisterung von den großen Diensten, die der Verfasser der „Englischen Literatur" der philosophischen und historischenWissenschaft geleistet habe. Tolstoi ließ diesen Redestrom ruhig vorüberziehen: dann sagte er nur: „Ach was, Taine war nur ein mittelmäßiger Kopf." Der Student erhob Einspruch: „Sie wollen wahrscheinlich sagen," sprach er, „daß Taine nicht alle Fragen ganz unparteiisch behandelt hat? Das gebe ich zu." — „Ich will das sagen, was ich gesagt habe," erwiderte Graf Tolstoi aufbrausend, denn er ist leicht erzürnbar. „Taine ist in jeder Beziehung ein unfähiger Kopf. Anders kann ich seine Anmaßung, den Einfluß des Menschen in der Geschichte der Menschheit auf Null zu reduziren, und die Hauptrolle leblosen Faktoren, wie Wasser, Erdschlamm usw., zuzuschreiben, mir nicht erklären. Ist seine Theorie nicht der reine Wahnsinn? Haben Buddha und Christus nicht das Dasein von Grund aus umgewandelt und das neue Leben von Millionen und Millionen Menschen begründet? Wasser und Erdschlamm können nichts beleben. Nur der Geist, der belebende Geist des Menschen übt seinen Einfluß auf die nacheinander folgenden Generationen und bis in die fernste Zukunft aus." Unter den zahlreichen Franzosen, die den Grafen Tolstoi besucht haben, befand sich auch Paul Déroulède. Der Dichter der Revanche war nach Jasnaja mit der ausgesprochenen Absicht gekommen, den Apostel des Weltfriedens zu bekehren. Das ließ sich natürlich nicht machen. Zwischen den beiden Männern von so entgegengesetztem Temperament kam es mehrere Tage hintereinander zu sehr lebhaften Diskussionen. Graf Tolstoi, der Fremden gegenüber gewöhnlich gastfreundlich und höflich ist, war nach diesen Unterhaltungen mit Déroulède jedes Mal ganz verzweifelt und erbittert. Eines Tages wurde er so zornig, daß er davonlief und die Thür seines Zimmers mit Getöse hinter sich schloß. Als Déroulède seinem Gastgeber wieder gegenübersaß, begann er seine kriegerische Predigt von Neuem, schließlich verstieg er sich zu der Behauptung: „Ich bin sicher, daß der erste beste Bauer über den Krieg und die franko-russische Allianz gesündere Ansichten hat als Sie!" — „Glauben Sie?" fragte Graf Tolstoi. „Schön! Kommen Sie ein wenig mit mir spazieren. Wir wollen den ersten Bauern fragen." Und der Friedensengel und der Kriegsengel gingen hinaus aufs Feld. Ein Bauer kam ihnen entgegen. Tolstoi sprach ihn an. Er erklärte ihm den Revanche-Plan und die Eroberungsgedanken des Herrn Déroulède. „Was hältst Du davon?" fragte er endlich. Der Bauer kratzte sich den Kopf, dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Ich denke, daß es das Beste wäre, wenn die Franzosen arbeiteten, und wenn die Russen abeiteten, wenn dann unsere Arbeit fertig ist, trinken wir in der Schenke zusammen ein Glas und nehmen den Deutschen auch mit." Graf Tolstoi lächelte mit triumphirender Miene. Paul Déroulède aber, der durch diese vulgäre Sprache in seiner heroischen Seele verwundet war, verließ noch am selben Tage Jasnaja Poljana.

— Die größte Stärke und die größte Schwäche begegnen sich im Verzichten.



Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. Nach langem Leiden ist hier der Kammergerichtsrath Otto Harmuth gestorben. Er war am 20. März 1880 Gerichtsassessor geworden, kam 1882 als Amtsrichter nach Zielenzig und von dort 1887 nach Berlin zum Amtsgericht I. 1894 erfolgte seine Beförderung zum Landgerichtsrath. Kammergerichtsrath war er seit 24. Mai 1897. — In Folge Herzschlages starb der 60jährige Rentner Albert Blume von hier, als er mit seiner Frau von Heiligenblut aus den Groß-Glockner bestieg. — Seine Diamant-Hochzeit beging das Strelitzerstraße 35 wohnhafte Müller'sche Ehepaar. Der Ehemann ist pensionirter Lehrer und Cantor; seine beiden Söhne sind hier als städtische Lehrer angestellt und bekleiden nebenbei kommunale Ehrenämter. — Ueberfahren und tödtlich verletzt worden ist die 78jährige Wittwe Wilhelmine Müller, geb. Traugott, aus der Steinstraße No. 17. — Beim Kahnfahren ertrunken ist der 28 Jahre alte Arbeiter Hermann Pielert in der Nähe der Eisenbahnbrücke zu Treptow. Pielert und drei Bekannte, die mit ihm fuhren, waren angezecht. — Erhängt hat sich auf dem Boden des Hauses Frobenstraße No. 37 der 38 Jahre alte ledige Arbeiter Paul Ruder. Er war krank und arbeitslos.

Bietikow. Feuer zerstörte den Gutshof, die Kirche, sowie mehrere Bauerngehöfte.

Köpenick. Spurlos verschwunden ist der Gerichtsvollzieher Kluge. Derselbe hat sich eine größere Anzahl Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen.

Groß-Lichterfelde. Staatsminister a. D. Hobrecht feierte mit seiner Gattin das Fest der goldenen Hochzeit.

Glienicke. Kaufmann und Fabrikant Carl Zurth kann mit seiner Frau Anna, geb. Hausotter, auf eine 50jährige glückliche Ehe zurückblicken.

Grünau. Selbstmord verübte der hiesige Förster Riebiger durch einen Sturz aus dem Fenster des dritten Stockwerks eines Berliner Hotels. Riebiger stand im 30. Lebensjahre; er war stark verschuldet.

Pichelsdorf. Seinen Verletzungen in Peking erlegen ist der von hier stammende Seesoldat Berger, der zur Schutzwache der deutschen Gesandtschaft in Peking während der chinesischen Belagerung gehörte. Berger hatte bei den Kämpfen eine schwere Kopfverletzung davongetragen.

Provinz Ostpreußen.

Allenstein. Wegen Unterschlagung erhielt der Handlungsgehilfe Carl Pestahl aus Paulsguth 8 Monate Gefängniß.

Angerburg. Kaufmann Moritz Silberberg befindet sich im Concurs.

Insterburg. Auf dem Sterbebette bekannte der Maschinenbauer Gutt seinem Bruder, daß er seit längerer Zeit die Falschmünzerei betrieben habe. Aus Reue darüber möchte er dieses der Behörde zur Kenntniß bringen. In der Wohnung des Verstorbenen wurden denn auch nicht nur die verschiedensten Werkzeuge zur Herstellung falscher Münzen, sondern auch mehrere falsche 10- und 20 Markstücke vorgefunden.

Korschen. Aus Lebensüberdruß machte der 65jährige ehemalige Gutsschmied Plaumann seinem Leben durch Erhängen ein Ende.

Provinz Westpreußen.

Dirschau. Der Bürgermeister Dembski, dessen 12jährige Amtsperiode abgelaufen war, erhielt eine Wiederwahl auf weitere 12 Jahre.

Marienwerder. Zum Rathsherrn erwählten die Stadtverordneten Kaufmann Ernst Siebert.

Mocker. Feuer legte das Anwesen des Besitzers Christian Wiese in Asche.

Pomlau. Bis auf die Umfassungsmauern niedergebrannt ist das Familienhaus des Besitzers Schwertfeger.

Rehwalde. Bei einem Brande, der das Einwohnerhaus des Gastwirths Naß zerstörte, erlitt der Chausseearbeiter Templin derartige Verletzungen, daß der Tod nach wenigen Stunden eintrat.

Zoppot. Nachts brannte hier das Hotel „Kaiserhof" in der Seestraße, in welchem sich auch das Zoppoter Kurtheater befand, vollständig nieder. Der Theaterdirektor Oswald Harnier hat bei dem Feuer all sein Hab und Gut verloren.

Provinz Pommern.

Stettin. Vor nunmehr 50 Jahren ist Geh. Regierungsrath Oberbürgermeister Haken nach Ablegung der ersten juristischen Prüfung als junger Auskultator vereidet worden und in den Staatsdienst eingetreten.

Ahlbeck. Hotelbesitzer Karl Jürgen meldete den Concurs an.

Altenwalde. Im Kanal ertränkte sich der Arbeiter Friedrich Köppe.

Belgard. Wegen eines Nervenleidens hat Regierungsbaumeister Ambrosius seine Stellung niedergelegt.

Gollnow. Der Förster Vollbrecht in Vasentin wurde mit einer Schußwunde im Kopfe in seinem Revier todt aufgefunden. Nach der Schußwunde zu schließen, liegt ein Unglücksfall vor.

Grünewald. Die Rettungsmedaille am Bande ist dem Landwirth Hans Jauer verliehen worden.

Lauenburg. Als Stadtverordneter wurde für den verstorbenen Ziegeleibesitzer Hoppe gewählt der Dampfschneidemühlenbesitzer Ladwig.

Stralsund. Man plant hier die Errichtung einer Werft zur Erbauung eiserner Schiffe.

Stuhlenberg. Aus Liebesgram erschoß sich der Lehrer Dähne.

Polczen. Gelegentlich eines hier abgehaltenen Waldfestes entstanden zwischen dem Arbeiter Thomas Träber aus Jellentsch und dem Molkereipächter Hoppe Streitigkeiten, die zu einer Schlägerei ausarteten, wobei der hiesige Rechnungsführer Lerch, der völlig unbetheiligt war, schwer verletzt wurde.

Provinz Schleswig-Holstein.

Altona. Gestorben ist im Alter von 70 Jahren der älteste Buchdruckereibesitzer am Platz, Marcus, in Firma Bonn Gebr. — Aus Furcht vor einer ihm wegen Veruntreuungen drohenden Strafe machte der Commis Adolf Lange seinem Leben durch Erhängen ein Ende. — Durch einen Festact im Schulgebäude wurde das 50jährige Dienstjubiläum des Rectors an der fünften Knaben-Volksschule, H. W. S. Keller, gefeiert.

Garding. Durch einen Sturz von einem Gerüst zog sich der Dachdecker P. L. Peters erhebliche Verletzungen zu.

Hattstedt. Unter großer Betheiligung wurde der im 67. Lebensjahre verstorbene frühere Amtsvorsteher Johannes Jensen zur letzten Ruhe bestattet.

Kellinghusen. In der Holzmehlfabrik der Gebr. Karstens entstand ein Feuer; der Mittelbau brannte vollständig aus.

Kiel. Der hier immatrikulirte Stud. jur. Reinhard Friedrich wurde im Düsternbrooker Gehölz erschossen aufgefunden. — Die hiesige Strafkammer sprach den Rechtsanwalt Dr. Friedrichs von der Anklage des Betruges frei. Der Staatsanwalt hatte 15 Monate Gefängniß beantragt.

Kollmar. Hauptlehrer J. Möller feierte sein 25jähriges Dienstjubiläum.

Landkirchen. In der Scheune des Gastwirths Kröger fand man die Leiche des 45jährigen Arbeiters Heinrich Wetters aus Unde, dessen Tod infolge übermäßigen Schnapsgenusses eingetreten war.

Provinz Schlesien.

Lauban. Musketier Kahl vom hiesigen Bataillon wurde nach Besuch eines Tanzlocals in Berthelsdorf von jungen Burschen überfallen und in den Queis geworfen, wo er ertrank.

Liegnitz. Ein Wagen der elektrischen Straßenbahn fuhr in eine militärische Ablösung des Postens vor der Fahne bei Generalmajor v. Eichhorn hinein. Füsilier Walter wurde schwer verwundet; er erlag im Lazareth seinen Verletzungen. Grenadier Zabel erlitt leichtere Verletzungen.

Larischau. Auf dem Wege von Larischau nach Jägerndorf wurde die 17jährige Tochter des Kräutereibesitzers Niemietz von hier ermordet und beraubt. Vom Thäter fehlt jede Spur.

Lähn. Polizeisergeant Schmidt hatte sich Abends mit einer brennenden Cigarre im Munde zu Bett gelegt und war dann während des Rauchens derselben vor Müdigkeit eingeschlafen. Hierbei entfiel ihm die Cigarre und setzte das Bett in Flammen, so daß der Bedauernswerthe den Verbrennungstod fand.

Märzdorf bei Ohlau. Die Lauterbach'sche Besitzung ist Nachts infolge Brandstiftung in Flammen aufgegangen. Die 19jährige Tochter erlitt lebensgefährliche Brandwunden.

Moisdorf. Im Mühlteich ertrank der 3jährige Sohn des Müllers Rösner.

Neuforge. Von einem wüthend gewordenen Bullen getödtet wurde der Bauergutsbesitzer Joseph Scholz. Frau und sieben Kinder beweinen ihren Ernährer.

Neumarkt. Zum Rathsherrn wählten die Stadtverordneten den Kaufmann Stach.

Provinz Posen

Bromberg. Der Bau eines neuen Volksschulgebäudes in der Cichorienstraße wurde in einer Stadtverordnetensitzung genehmigt. Die Kosten werden sich auf 218,000 Mark belaufen. Das Gebäude wird mit Centralheizung und Bädern versehen sein.

Danischin. In einer Scheune brach Feuer aus, welches sich in kurzer Zeit über das halbe Dorf verbreitete und zwölf Wohnhäuser, sieben Scheunen nebst Getreidevorräthen und einige Stallungen vollständig einäscherte. Zehn Familien sind obdachlos. Die Leute waren nur sehr gering oder gar nicht versichert. Einigen Leuten sind auch Baarbeträge von 100 bis 200 Mark verbrannt. Die Frau des Withes Krentz hat sich bei den Rettungsarbeiten schwer verletzt.

Fordon. Feuer zerstörte die Gebäude des Schornsteinfegermeisters Beetz und Bauunternehmers Vogt.

Fraustadt. Auf der Strecke Lissa-Fraustadt wurde der Hilfsbahnwärter Ueberfeld von dem Abends hier eintreffenden Zuge überfahren. Der Verunglückte, der 38 Jahre alt, verheirathet und Vater von sechs Kindern war, starb auf dem Transport nach dem hiesigen Bahnhof.

Geiersdorf. Zum Bau einer katholischen Schule stiftete Rittergutsbesitzer Lürmann 5000 Mark.

Görchen. Mehrere Gebäude und ein gefüllter Speicher des Kaufmanns Bromberger brannten vollständig nieder.

Wisniewo. Gefährliche Verletzungen zog sich ein dreijähriges Kind des Landwirths Semmler durch den Fall in einen mit kochenden Wasser gefüllten Behälter zu.

Provinz Sachsen.

Erfurt. Furchtbare Schicksalsschläge sind über die Familie des Inhabers der weltberühmten Firma J. C. Schmidt, genannt „Blumenschmidt", hereingebrochen. Um Weihnachten nahm sich der älteste Sohn des Besitzers Ernst Müller im Alter von etwa 16 Jahren das Leben, indem er sich von einem Zuge überfahren ließ. Und nunmehr ist auch der Vater selbst, kaum 44 Jahre alt, nach kurzer Krankheit gestorben.

Mühlberg. Auf der Hofraithe des Edelhofes gingen mehrere Gebäude in Flammen auf.

Salzwedel. Der an dem Töpfermeister Werner verübte Raubmord hat zur Verhaftung des Arbeiters Müller von hier geführt. Er leugnet hartnäckig, auch sind die dem Ermordeten geraubten Gegenstände, Uhr und Portemonnaie, bei ihm nicht gefunden worden. Trotzdem erscheint Müller derart belastet, daß das Anklageverfahren gegen ihn eröffnet worden ist.

Sangerhausen. Spaziergänger fanden den seit einiger Zeit vermißten Schriftsetzer B. Völkening in der Engelsburg in einem Gebüsch erhängt auf.

Provinz Hannover.

Hannover. Der Prokurist Erich Schweer von der Lindener Zündhütchen- und Thonwaarenfabrik hat große Defraudationen begangen und ist flüchtig. — Der Kaufmann Eugen Salomon, Inhaber eines größeren Geschäfts der Bekleidungsbranche, hat ebenfalls das Weite gesucht und hinterläßt zahlreiche Gläubiger.

Hann. Münden. In dem Dorfe Börbel ist das Gehöft des Gemeindevorstehers Baumbach niedergebrannt. Da das Feuer an den großen Strohvorräthen reichlich Nahrung fand, breitete es sich so schnell aus, daß das Vieh nur mit knapper Noth gerettet werden konnte.

Lüdingworth. Der Hellwege'sche Hof im angrenzenden Westermoor-Lüdingworth ist niedergebrannt. Unter dem Verdachte der Brandstiftung ist der Besitzer verhaftet worden.

Osnabrück. Der Arbeiter Blomeyer wurde im Stahlwerk von einem schweren Modellstück erschlagen.

Sarstedt. Der auf der Domäne Ruthe beschäftigte Aufseher Fr. Gohlke, der wegen eines Sittlichkeitsverbrechens in Untersuchungshaft abgeführt werden sollte, machte seinem Leben durch Erhängen ein Ende.

Westerholt. An einem Stück Fleisch erstickt ist hier der Schreinermeister Schäfer. Beim Abendessen war ihm das Stück im Halse stecken geblieben. Alle Anstrengungen, ihn zu retten, waren vergeblich; er war nach wenigen Minuten eine Leiche.

Provinz Westfalen.

Münster. Bei der Station Hiltrup wurde der Kürassier Reinke der 2. Eskadron des hiesigen Kürassierregiments von Driesen von einem Zuge überfahren und getödtet. — Bis auf den Grund niedergebrannt ist das Gehöft des Kolons Wegmann.

Arnsberg. Nach längerem Leiden starb, 65 Jahre alt, der Direktor des Gymnasiums, Dr. Franz Jos. Scherer. Ueber 20 Jahre war der Verstorbene Leiter des Gymnasiums.

Annen. Auf der Zeche „Hamburg" stürzten die Bergleute Rüßmann und Schulte in den Schacht hinab; beide blieben todt liegen.

Assinghausen. Unter ein Fuhrwerk gerieth ein älterer Mann Namens Stratmann; derselbe erlag seinen Verletzungen.

Beckum. Gänzlich niedergebrannt ist das Wohnhaus des Kötters Blomenskötter.

Bielefeld. In Concurs gerathen ist Tischlermeister B. Böggemann.

Bilstein. Vikar Wrede beging unter allgemeiner Theilnahme das goldene Priesterjubiläum.

Bocholt. Während eines Gewitters schlug der Blitz in das am Bahnhof belegene Holzsägewerk der Gebrüder Fehlings. Der Lagerraum mit Holzvorräthen, Comptoir, Remise und Pferderaum sind vom Feuer zerstört worden. Der Schaden wird auf 50,000 Mark geschätzt.

Rheinprovinz.

Köln. Sein sechszigjähriges Priesterjubiläum feierte der Pfarrer von St. Mauritius, Ehrendomherr und Stadtdechant Adolf Thomas, der dieser Pfarre seit 47 Jahren angehörte und der älteste Geistliche der Erzdiözese ist.

Barmen. In Concurs geriethen die Firma Regeniter und Schemmann und Kaufmann Max Frowein.

Duisburg. Arbeiter Korbach und seine Schwester erstickten in ihrer Wohnung durch ausströmendes Gas.

Höhscheid. Wohnhaus und Stallung des Besitzers Ohligschläger brannten nieder.

Koblenz. Beim Feldartillerie-Regiment No. 23 sind 20 Mann an Typhus erkrankt. Der Einjährige Castenholz ist gestorben. Vier Mann sind noch in Lebensgefahr.

Trier. Das arme Hochwalddörfchen Höfchen ist nahezu zur Hälfte einer großen Feuersbrunst zum Opfer gefallen. Das Großfeuer zerstörte neun Wohnhäuser mit allen Wirthschaftsgebäuden.

Witzhelden. Die Eheleute Friedrich Wilhelm Thier und Henriette geb. Bruch feierten ihre diamantene Hochzeit.

Provinz Hessen-Nassau.

Kassel. An Herzlähmung ist im Alter von 64 Jahren der hiesige Erste Staatsanwalt Geheime Justizrath Moritz Klingelhöffer gestorben. — An dem neuen Kursus der hiesigen Kriegsschule wird auch eine asiatische Fürstlichkeit theilnehmen, Prinz Paribaton, ein Sohn des Königs von Siam.

Dotzheim. Der Maurermeister Roffel hat sich an einem Zwetschenbaume erhängt.

Hudensberg. Der Blitz schlug in das Gehöft des Gutsbesitzers Nöll dahier und die Oekonomie-Gebäude brannten nieder.

Hünfeld. Durch ein Großfeuer wurden die sämmtlichen Gebäude des Gutes Gethsemane mit Ausschluß des Wohnhauses in Asche gelegt. Mehrere hundert Hühner, Gänse und Enten, viele Rinder und Schweine sind mitverbrannt. Der Schaden beläuft sich schätzungsweise auf 100,000 Mark.

Neukirchen. Bürgermeister Hammer aus Hilperhausen rettete hier das 11jährige Töchterchen des Bauern Johann Ruppel, welches in den Brunnen gefallen war, vom Tode des Ertrinkens.

Mitteldeutsche Staaten.

Arolsen. Ueber der hiesigen Gegend gingen schwere Gewitter nieder. Der Schaden durch Blitzschläge ist bedeutend.

Braunschweig. Aus dem Leben schied, 78 Jahre alt, Waisenhaus-

Bündheim. Erhängt hat sich der Dachdecker Schwemmler.

Eischott. Arbeiter Hermann Betke gerieth mit dem Unterschenkel in die Trommel einer Dreschmaschine; das Glied wurde ihm völlig abgequetscht.

Hasselfelde. In der Scheune des Vollspänners Fritz Heydecke (Bergstraße) brach Feuer aus, welches in kurzer Zeit auch die Hintergebäude des Oekonomen Daniel Fessel, des Zimmermanns Wilh. Junge und des Handarbeiters Karl Heise ergriff. Der angestrengten Thätigkeit der Feuerwehr gelang es, das weitere Umsichgreifen des Feuers zu verhindern.

Helmstedt. Auf dem Kaliwerke erlitt der Arbeiter Hänel dadurch schwere Verletzungen, daß sich ein vorspringender Theil einer Wand, auf dem er arbeitend stand, plötzlich löste und mit ihm ungefähr 50 Fuß abwärts fiel.

Steinach. Ein mit Mehl beladenes Geschirr der Firma Treiber & Co., Kunstmühle in Köppelsdorf, passirte hier gerade den wenig mehr als 100 Meter vom Bahnhof entfernten Uebergang, als ein Zug von Lauscha heranbraufte und das Geschirr überfuhr. Der Geschirrführer Johann Fischer von Köppelsdorf wurde sofort getödtet, der Wagen zertrümmert.

Waltershausen. In der Polack'schen Fabrik suchte der 24jährige, erst jungverheirathete Arbeiter Wilhelm über einen Benzinbehälter gebeugt, nach seinem Portemonnaie, das in denselben gefallen war. Durch die ausströmenden Gase zog er sich eine Vergiftung zu, an der er starb.

Zella. Mit einer Axt versetzte der 17jährige Rohrmacherlehrling Mertens seiner Meisterin im Keller einen wuchtigen Schlag über den Kopf, nachdem er der schon bejahrten Frau unter Vorspiegelung falscher Thatsachen 30 Mark entlockt hatte.

Sachsen.

Dresden. Hofkantor a. D. Friedrich August Lorenz verschied nach kurzem Krankenlager. — Otto Thieme, der Balletmeister der Dresdner Hofoper, der schon längere Zeit infolge einer Gemüthskrankheit seinem Berufe entzogen war, ist im Alter von 46 Jahren gestorben.

Auerbach. Auf dem Auerbacher Gottesacker erschoß sich am Grabe seiner vor einigen Wochen verstorbenen Frau der Sticker Adolf Schädlich aus Sorga. Der Mann hinterläßt 8 Kinder, von denen das jüngste einige Wochen alt ist.

Auerswalde. Durch Schadenfeuer wurde die Scheune und das Seitengebäude des Gutsbesitzers August Irmscher mit den gesammten Futter- und Erntevorräthen eingeäschert.

Breitenhof. In dem Antonsthaler Staats-Forstrevier fand man den 45jährigen hiesigen Maurer Peter erhängt auf.

Döbeln. Der hiesige Bremser Voigt, ein verheiratheter Mann, wurde nach dem im Dorfe Masten stattgefundenen Erntefeste von dem 18 Jahre alten Schweizer Bauer mit einem Dolche in den Rücken gestochen und lebensgefährlich verletzt. Der Thäter konnte verhaftet werden. — Beim Mittagessen war dem Hausbesitzer Ernst Petzbold ein Stück Fleisch in der Kehle stecken geblieben, und da ihm Niemand zu Hilfe kommen konnte, fand er seinen Tod.

Johanngeorgenstadt. Die große Schatullen- und Uhrgehäuse-Fabrik Kny wurde durch eine furchtbare Feuersbrunst total eingeäschert. Sämmtliche Lagervorräthe wurden mit vernichtet.

Krimmitschau. Webermeister Karl Friedrich Bauer beging sein 50-jähriges Bürgerjubiläum.

Saupersdorf. In der Weller'schen Fabrik verunglückte die Fabrikarbeiterin Göschel, welche am Scheercylinder beschäftigt war, dadurch, daß sie in den Cylinder gerieth und ihr die linke Hand hierbei gänzlich zermalmt wurde.

Sebnitz. In der hiesigen Papierfabrik verunglückte der Auflader Paul Knorr dadurch, daß ihn auf einer Treppe die Krämpfe befielen. Er stürzte die Treppe herunter, brach einen Arm und wurde am Hinterkopf verletzt.

Unterzetlich. Der 65jährige Einwohner Beinrucker ist ermordet aufgefunden worden. Der Hausbesitzer Hampel wurde unter dem Verdachte des Mordes verhaftet.

Wiesa. Im Mühlgraben ertrank die 3jährige Tochter des Maschinenführers Thieme.

Zschochau. Der hiesige Gemeindevorstand Reichel wurde vom Dresdener Landgericht wegen Vergehens im Amte und Unterschlagung amtlicher Gelder zu einem Jahr sechs Monaten Gefängniß und drei Jahren Ehrverlust verurtheilt.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt. Landwirth Wilh. Maurer ist in seiner Hofraithe von einem Heuwagen gefallen und hat sich derart verletzt, daß er gestorben ist. — Wegen Körperverletzung erhielt der Steinhauer Martin Heß 3 Jahre 2 Monate Zuchthaus.

Alpisheim. Bei der Bürgermeisterwahl wurde der seitherige Bürgermeister J. Scholl I. mit 65 gegen 1 Stimme wiedergewählt.

Bingen. Bei der Montirung des zweiten elektrischen Portalkrahnes am Rheinhafen ist durch Umstürzen eines Gerüstes der Monteurgehilfe Zacharias aus Bingerbrück verunglückt. Der junge Mann war auf der Stelle todt.

Birkenau. Der 87jährige Postverwalter i. P. Georg Jochim ist gestorben. Derselbe war eine lange Reihe von Jahren Chausseegelderheber, ebenso versah er 55 Jahre lang das Amt eines Ortseinnehmers bis kurz vor seiner Pensionirung.

Dreieichenhain. In Frankfurt a. M. ist der 27 Jahre alte Georg Winkel mit einem zusammenstürzenden Gerüste vier Stockwerke hoch heruntergefallen und hat sich so schwere Verletzungen zugezogen, daß er am nächsten Tage verschied.

Fehlheim. Lehrer i. P. Selbst dahier, Vater des Domkapitulars Selbst zu Mainz, feierte bei seltener körperlicher und geistiger Frische die Vollendung seines 80. Lebensjahres.

Bayern.

München. Otto Graf v. Pestalozzi ist hier im Alter von 75 Jahren gestorben. — Im 84. Lebensjahre starb Professor der Rechte Geheimrath Dr. Joh. Jul. Wilhelm Ritter v. Plank. — Herr Leonhard Aurnhammer, fürstlicher Thurn und Taxis'scher Ingenieur a. D., wurde in der Thalkirchnerstraße von der elektrischen Bahn überfahren und so schwer verletzt, daß er starb. — Der Spitalpfründner Johann Schubert wurde von der Straßenbahn überfahren und getödtet.

Brannenburg. Das neu erbaute Gasthaus von Wiedmann hier ist sammt Nebenhaus, Stallung, Stadel und Veranda durch ein Schadenfeuer vernichtet worden.

Deggendorf. Der Taglöhner Johann Altschäffel von Scheuer wurde wegen Mordversuchs, verübt an dem Gemeindediener Georg Schöfbeck aus Schiltern, verhaftet und in die hiesige Landgerichtsfrohnveste eingeliefert.

Straubing. Der Locomotivheizer Hübner gerieth auf der Station Geiselhöring unter die Maschine und wurde so schwer verletzt, daß er am nächsten Morgen starb.

Württemberg.

Dornstadt. Niedergebrannt ist das dem Bauern Vogel gehörige Wohnhaus.

Eberstatt. Beim Obstbrechen stürzte der 70 Jahre alte Weingärtner Wilhelm Wieland vom Baum; man fand den Verunglückten todt auf.

Eßlingen. Beim Ueberſteigen eines Zaunes fiel der 15 Jahre alte Eugen Lidle in die Staketen, die dem Jungen in den Unterleib drangen, daß er bald seinen Verletzungen erlag.

Friedrichshafen. Gestorben ist der älteste Einwohner, Privatier G. Schaffmayer, im 92 Lebensjahre, im Volksmund überall bekannt unter dem Namen der „alte Golde". Schaffmayer erfreute sich bis auf seine letzten Tage noch seltener körperlicher und geistiger Rüstigkeit.

Heidenheim. Von dem an der Hauptstraße gelegenen, dreistöckigen Wohnhaus des Thonwaarenfabrikanten Autenrieth brannte der Dachstuhl ab.

Hermuthhausen. An Stelle des verstorbenen Professors Maier wählte man den Oberamtmann Erhardt zum Vorstand des landwirthschaftlichen Bezirksvereins.

Höpfigheim. Aus dem Ueberlinger See ländete man die Leiche des 65jährigen Bauern Wagner von hier.

Langenburg. Ihre goldene Hochzeit konnten Sattler König und Frau bei bester Gesundheit begehen.

Lautlingen. Feuer zerstörte das Anwesen des Gemeindepflegers Leopold.

Münster. Schultheiß Naſt hat nach 6jähriger Amtsthätigkeit hier unsere Gemeinde verlassen, um seine neue Stelle als Oberamtssparkassier in Cannstatt anzutreten. Sämmtliche Schulklassen mit ihren Lehrern, sowie der Gesang- und Turnverein brachten dem Scheidenden ein Ständchen.

Nagold. In die Waldach gestürzt und ertrunken ist das 2jährige Kind des Ochsenwirths Rauser. — Von seinem Pferde wurde der etwa 60 Jahre alte Fuhrmann Schwarzkopf derart gegen den Unterleib geschlagen, daß alsbald der Tod eintrat.

Baden.

Karlsruhe. Stadtrath Adolf Ludin, Vorstand der Stiftungen-Verwaltung mit dem Titel „Geistlicher Verwalter", ist einem Nierenleiden erlegen. — Die 36jährige Dienstmagd Marie Hersch lehnte sich auf ein vor ihrem Zimmer im 2. Stock in den Hof gehendes Geländer, welches vor etwa vier Jahren von einem Zimmermann mangelhaft ausgeführt wurde; ein Querriegel ging aus seinen Fugen und die Magd stürzte in den Hof, erlitt einen Schädelbruch und starb nach kurzer Zeit.

Allensbach. Im Rathhaus-Saal fand die feierliche Ueberreichung der Ehrenzeichen für 25jährige Dienstzeit an die Feuerwehrmänner A. Keller, F. Keller und Landwirth M. Wehrle statt.

Atzenbach. In einem unbewachten Augenblick fiel ein 3jähriges Kind des Fabrikarbeiters Fridolin Strohm aus dem Giebelfenster seiner Wohnung 6 Meter hoch in den Hof hinab. Dasselbe wurde tödtlich verletzt weggetragen.

Elberbach. In einem Anfall von Irrsinn hat sich eine hiesige Wittwe mit Erdöl übergossen und dann angezündet. Die Unglückliche ist am ganzen Körper verbrannt. Ihr Zustand ist hoffnungslos.

Eppelheim. Hier erhielt beim Böllerschießen anläßlich Großherzogs Geburtstag der mit dem Laden der Böller beschäftigte Ph. Schwegler und ein daneben stehender Mann einen Schuß ins Gesicht.

Obertsroth. Beim Sprengen von Felsen im hiesigen Gemeindewald wurden die Arbeiter Welsch und Johannsohn verwundet. Johannsohn liegt hoffnungslos darnieder; Welsch dürfte zwar mit dem Leben davonkommen, aber das Augenlicht verlieren.

Offenburg. Wegen Wechselfälschung wurde der 28jährige Wirth K. Moser von Wolfach zu 10 Monaten 6 Wochen Gefängniß verurtheilt.

Pforzheim. Ein 13½ Jahre altes Bürschchen, Eduard Bozenhardt, spielte mit einem Terzerol, als plötzlich ein Schuß krachte und der 14 Jahre alten Marie Rupp in die Stirne drang. Die Verletzung ist lebensgefährlich.

Rheinpfalz.

Frankenthal. Im Kanal fand man die Leiche des 81 Jahre alten Privatmannes J. Schramm von Flomersheim, welcher hier seinen Sohn besuchen wollte.

Lambrecht. Dem Bürgermeister Bofinger wurde anläßlich seiner Ehrung durch den Michaels-Verdienstorden ein großartiger Fackelzug gebracht, an dem sich gegen ein Dutzend Vereine betheiligten.

Ludwigshafen. Der verheirathete etwa 27 Jahre alte Zimmermann Gottfried Heim aus Mutterstadt fiel während seiner Arbeit vom vierten Stockwerk herab und war auf der Stelle todt. — Steuerhilfsbote Matt ist seit einigen Tagen flüchtig. Die vorgenommene Revision hat ein Kassenmanko von 1500 Mk. nachgewiesen.

Mutterstadt. Als der ledige 47 Jahre alte Philipp Magin mit seinem Einspänner-Wagen aus Ellmstein Holz holte, ging das Pferd plötzlich rückwärts, der sehr schwer beladene Wagen kippte um und da Magin auf der Fuhre Platz genommen hatte, kam er unter das Holz zu liegen und wurde erdrückt.

Neustadt. Schreinergeselle Hack von Haardt, welcher schon längere Zeit von mehreren Staatsanwälten wegen verschiedener strafbarer Handlungen steckbrieflich verfolgt wurde, ist hier verhaftet worden.

Pirmasens. Kaufmann Gustav Fahr, Mitinhaber der bedeutendsten Lederfabrik Gebrüder Fahr hier, wurde im Rhein bei Marau als Leiche geländet. Der jüngst erfolgte Tod seiner Frau ist die Ursache des Selbstmordes gewesen. — In Konkurs gerieth der Lederhändler H. Treusch.

Elsaß-Lothringen.

Straßburg. Der Füsilier Ernst Günther ist ertrunken.

Groß-Moyeuvre. Der 25 Jahre alte ledige Bergmann Johann Glock wurde, als er zwei Wagen aus der Grube fuhr, nachdem der erste Wagen entgleist und der zweite beim Aufstoßen umgekippt war, von dem Inhalt desselben umgeworfen und schwer verletzt.

Großtänchen. Concurs ist über das Vermögen des Weinhändlers Franz Mersch verhängt worden.

Zweibrücken. Vom Schwurgericht wurden verurtheilt der 22 Jahre alte Buchbinder Albert Konrad von Weibstadt wegen Sittlichkeitsverbrechens und Raub zu 10 Jahren, ebenfalls wegen Sittlichkeitsverbrechen der 26 Jahre alte Philipp Keller von Hochspeier und der 50 Jahre alte Masseur Heinrich Engelbrecht von Neustadt a. H. zu je 3 Jahren Zuchthaus.

Mecklenburg.

Schwerin. Gestorben ist der Strafanstalts-Inspektor a. D. und Notar Theodor Steinohrt. — Auf dem hiesigen Bahnhof wollte der Arbeiter Riedhoff aus Krebsförden zwei Wagen zusammenkuppeln; er kam hierbei zwischen die Puffer und wurde so stark verletzt, daß er bald darauf starb.

Lexow. Ein Raub der Flammen geworden sind Scheune und Stallgebäude des Erbpächters Karl Drews.

Malchow. Als der in der hiesigen Molkerei beschäftigte Arbeiter Teller in dem Eisaufbewahrungsort Eis losbrach, löste sich oben ein gewaltiger Eisblock, stürzte nieder und begrub ihn. Teller, der auf der Stelle eine Leiche war, hinterläßt eine Frau mit sechs unmündigen Kindern.

Parchim. Der Obersekundaner Possehl vom hiesigen Gymnasium wollte mit dem Fuhrwerk seines Vaters vom Wallhotel in die Heimath fahren. In der Wallstraße collidirte der Wagen mit einem anderen Fuhrwerk; der junge Possehl wurde hierbei vom Wagen geschleudert und derartig verletzt, daß der Tod nach kurzer Zeit eintrat.

Oldenburg.

Brake. Von dem Ringe'schen Neubau zu Bärdeich ist der Zimmermann Hase aus Waddens abgestürzt. Er erlitt einen Beinbruch und verletzte sich außerdem schwer am Kopfe, so daß seine Ueberführung nach dem Krankenhause in Brake nothwendig wurde.

Tossens. Infolge Blitzschlags brannte auf dem Felde ein Fuder Frucht nebst Wagen vollständig nieder. An einer anderen Stelle schlug der Blitz in einen Getreidehocken und es brannte infolge dessen eine ganze Hockenreihe nieder.

Vechta. Dieser Tage feierten die Kapläne Dietmann-Steinfeld, Moorkamp-Löningen und Zerhusen-Cloppenburg das 25jährige Priesterjubiläum.

Hooksiel. Der Zimmermeister Otten hatte das Unglück, bei den Rammarbeiten der Brücke in Crildumersiel auszugleiten. Otten griff mit der linken Hand, um sich festzuhalten, auf den einzurammenden Pfahl; der Rammblock sauste herunter und zerschmetterte ihm die Hand.

Freie Städte.

Hamburg. Eine bekannte hamburger Persönlichkeit, H. A. Specht, der Vater des bekannten Restaurateurs Emil Specht und Gründers der Villencolonie „Hofriede", ist im Alter von 83 Jahren plötzlich verstorben.

Bremen. Der Senat begnadigte den wegen mehrerer Morde und Mordversuche zum Tode verurtheilten Arbeiter Grube zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe.

Lübeck. Der Vorsteher des kaiserlichen Hauptpostamts der freien und Hansastadt Lübeck, Postdirektor Proffen, beging die Feier seines 50jährigen Dienstjubiläums.

Schweiz.

Baden. Hier starb Ingenieur G. Kellersberger, ein Onkel des Ständerath Kellersberger, im Alter von 80 Jahren.

Bern. Der eidgenössische Forstinspektor Dr. Franz Frankhauser ist im Alter von 78 Jahren nach 56jährigem Staatsdienst gestorben.

Biel. Der Technikumsschüler Kostoff überfiel beim Baden im See bei Biel seinen Mitschüler Damianoff mit Ruderschlägen und Messerstichen und raubte ihm seine Baarschaft im Betrage von 90 Fr. Damianoff liegt im Spital, Kostoff wurde verhaftet. Beide sind Bulgaren.

Dielsdorf. Nachts ist das zu 9400 Fr. versicherte Oekonomiegebäude des Dr. Bucher abgebrannt. Man vermuthet böswillige Brandstiftung.

Hünenberg. In der Strimatt verunglückte Wendelin Stehli von Mühlau, 52 Jahre alt, Knecht bei Bürgerrath Witz, indem er von einem Birnenbaum fiel. Nach wenigen Minuten war er eine Leiche.

Eggiwyl. In der Krienishalde ist ein sechsjähriges Mädchen, Anna Röthlisberger, von zwei übelbeleumdeten Burschen mit Schnaps traktirt worden, so daß das Mädchen an den Folgen des Schnapsgenusses starb.

Maseltrangen. Vollständig ging in Flammen auf der große, schloßartige Gebäudecomplex der Besitzung der Erben des Gemeindeammann Zweifel sel.

Neuenburg. Im Alter von 82 Jahren starb der Achtundvierziger Aime Humbert, Mitglied der provisorischen Regierung des Kantons Neuenburg im Jahre 1848.

Runningen. Der 71jährige Landwirth Fridolin Häner fiel beim Birnenpflücken vom Baume. Er erlitt schwere Rückenmarkverletzungen, so daß er schwerlich mehr genesen wird.

Oberdorf. Hier starb nach langer Krankheit im Alter von 72 Jahren Rathsherr M. R. Joller.

Pfaffnau. Gottfried Schöni von Sumiswald, der im Traume aufgestanden war, stürzte zum Fenster hinaus und wurde todt aufgehoben.

Rüti. Infolge Sturzes durch den Aufzug im Etablissement Schuler & Co. wurde Gemeinderath Paulus Vögeli getödtet.

Thun. In Hoffstetten stürzte ein Vater von vier Kindern, Namens Schütz, mit dem Rade. Infolge innerer Verletzungen trat rasch der Tod ein.

Wettingen. Letzter Tage erlitt Frau Verena Güller im Langenstein in dem Augenblicke, als sie den Bahnhof Baden betrat, um mit zwei Kindern nach Döttingen zu fahren, einen Herzschlag, der ihrem Leben ein jähes Ende bereitete.

Zürich. Nach schmerzhafter Krankheit starb in Andelfingen im Alter von 62 Jahren Alt-Nationalrath Jean Moser, während etwa 39 Jahren Statthalter des Bezirkes und viele Jahre Mitglied des Großen Rathes.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. Der langjährige Rechtsconsulent der Nordwestbahn, Dr. Hugo Pohlidal, ist im 64. Lebensjahre gestorben. — Der Kunstlithograph und Maler Joseph Bauer feierte seinen 80. Geburtstag und das goldene Hochzeitsfest mit seiner Gattin Anna. — Erhängt hat sich der ehemalige Victor Petri-Berthal in seiner Wohnung, Wieden, Heumühlgasse No. 16. — Geflüchtet ist der in der Margarethenstraße No. 20 etablirt gewesene Juwelier Jakob Schumann. Schumann hat Schulden in Höhe von 160,000 Kronen hinterlassen. — Das Polizei-Commissariat Margarethen hat den 50jährigen Pfeifenschneider-Gehilfen Johann Pint, Tichtelgasse No. 24, wegen Unterschlagung von Vereinsgeldern in bedeutender Höhe verhaftet.

Brunn am Gebirge. Niedergebrannt ist das Haus der Wittwe Anna Eßler; der Schaden beträgt 7000 Kronen.

Dux. Hier ist der Herausgeber der „Duxer Zeitung" etc., Gustav Weigend, im 42. Lebensjahre gestorben.

Eger. In Liebenstein a. d. E. ist der gesuchte und gefürchtete Einbrecher und Räuber Kraus festgenommen worden.

Graz. Im Alter von 93 Jahren starb hier Lorenz Hosch, der dem Frankfurter Parlament angehört hatte. Der Verblichene war Besitzer eines Bauernguts bei Toblach.

Habersfeld. Der fürstlich Liechtenstein'sche Heger Gregor Bayer hat sich in seiner im Habersfelder Schlosse befindlichen Wohnung aus einem doppelläufigen Jagdgewehr erschossen.

Ischl. Der ehemalige Generalsekretär der österr.-ungarischen Bank Ritter von Lucam, ist hier im 81. Lebensjahre gestorben.

Klösterle. Karl Merker, Direktor der gräfl. Thun'schen Porzellanfabrik, beging sein 40jähriges Dienstjubiläum.

Nagy-Becskerek. In der Gemarkung unserer Stadt wurde am hellen Tage der Kaufmann Joseph Mislinßky von Räubern überfallen, an Händen und Füßen gefesselt und seiner Baarschaft von 1600 Kronen beraubt.

St. Pölten. Zum Tode durch den Strang verurtheilt worden ist der Bauernsohn Leopold Zuser aus Rannersdorf, welcher die Dienstmagd Anna Kirschner, mit der er ein Liebesverhältniß unterhielt, bei einem Stelldichein in der Futterkammer des Dorfwirthshauses mit einem Tischmesser ermordet hatte.

Brünn. In der hiesigen Landes-Krankenanstalt hat sich der an einem schweren Lungenleiden darniederliegende 25jährige Eisenbahn-Beamte Arnold Randerath Edler v. Wickerath durch einen Revolverschuß entleibt.

Luxemburg.

Bous (Remich). Der 75jährige Joh. Marx-Thimmer, Landwirth aus Bous, fiel aus einem Fenster des zweiten Stockwerks auf's Steinpflaster. Außer einem Beinbruch erlitt der Unglückliche schwere innerliche Verletzungen.

Differdingen. Dem Arbeiter F. Cardinalo wurde ein Bein abgefahren. — Abgebrannt ist das Wohnhaus des Eigenthümers Christoph Brasseur.

Esch a. d. Alz. Der Bergmann Raphael Marinetti wurde von fallendem Gestein erschlagen.

Die Mode.

Als ob man dem Herbst mit seinen satten Farben nacheifern wollte, strebt die Mode nach volleren Tönen, die zarten Pastellfarben in den Hintergrund schiebend. Ein sattes, tiefes Gelb, dem Blätterschmuck herbstlicher Buchen täuschend ähnlich, daneben ein eigenartiges Bräunlich-gelb sind Lieblingsfarben. Aber Blondinen, die gelb nicht mögen, bietet die Mode ein neues Metallblau von prächtigem Glanz, auch zwei neue Heliotropschattirungen, „1900" und „Champs Elysee" benamset, erfreuen sich großer Beliebtheit; Freundinnen von Roth, das im Sommer in hellen Nüancen seine Triumphe feierte, hat die Industrie ein tiefes Päonienroth geschenkt.

Immer beliebter und in diesem Herbst eigentlich dominirend sind die Schneiderkostüme. Aber die wechselnde Zeit hat auch hier ihre Laune bewiesen. Von der Tradition der einfach glatten Schneiderkleider ist man abgewichen, und was sich heut so nennt, überrascht uns mit Vielseitigkeit und besonderen Neuheiten. Da ist der Bauernrock zu neuem Leben entstanden, der Zuaven- und Gretchenärmel zeigt sich uns im Taillenkostüme. Originell sind die Westen aus Leder, die dazu getragen werden, sowie auf- und angesteppte Lederbesätze. Neben den genannten bun-



ten Farben erhält sich schwarz in seiner Beliebtheit, und wir sehen darin jung und alt. Für junge Mädchen begegnen wir auch hier dem Etonjäckchen mit theils fest anliegenden, theils lose fallenden Westen oder Sweaters und Schärpen als Gürtel. Schwarze Jackenkostüme ziehen die jungen Frauen vor, während alte Damen den schwarzen Dolman mit herabfallenden Enden wählen. Unsere erste Abbildung zeigt ein Kleid aus violettem oder blauem, mit broschirten Tupfen gemustertem Taffet oder Wollstoff, dessen Rock rückwärts in zwei Hohlfalten geordnet ist, die mit aufgesteppten Stoffleisten versehen sind; ebenso ist vorn in der Mitte herunter und unten rings um den Saum ein Besatz von aufgesteppten Stoffleisten angebracht. Die Taille hat die Form eines nicht zu kurzen, vorn offenen Bolerojäckchens, das den gleichen Ausputz mit Stoffleisten aufweist, während die Vordertheile oben zu Revers umgelegt sind und ein breiter Kragen aus Clunyspitzen, der zum Abhaken eingerichtet ist, die Schultern umgibt. Die Aermel erweitern sich unten, haben doppelte Aufschläge und sind mit puffigen Unterärmeln von in Säumchen genähtem Batist und Stickereistreifen versehen. Das Jäckchen öffnet sich über einer Untertaille aus weißem Fältchenbatist über farbigem Seidenfutter; vorn herunter läuft eine an beiden Kanten ausgebogte, mit



Knöpfchen besetzte Leiste, welche den Schluß deckt. Den Gürtel markiren in gleichmäßigen Zwischenräumen angebrachte Stickereistreifen. Den vorn aufgekrempten Rand des dunkeln Strohhutes zieren Blumen und eine Federaigrette.

Das Kleid Figur 2 besteht aus erdbeerfarbigem Tuch oder Wollstoff und ist mit Blenden von dunkler getöntem Stoff oder mit Zuglitzen besetzt. Der Futterrock ist vorn 12 Zoll hoch mit Kleidstoff belegt; darüber fällt der Rock aus dem Oberstoff, der an jeder Seite in fünf schmale Falten abgenäht ist, die nach unten ausspringen; hinten ist er in doppelte Quetschfalten geordnet. Den unteren Rand schneidet man vorn an jeder Seite in zwei Bogen aus, sodaß der auf den Futterrock gesetzte Stofftheil sichtbar wird. Die Bogen und den Saum des Kleiderrocks besetzt man fortlaufend mit Stoffblenden oder Litze. Die anschließende, vorn zuhakende Futtertaille ist mit einem gezogenen Seidenlatz und daraufgelegten Spitzenspangen garnirt. Der Rücken der Taille ist glatt, die Vordertheile sind jackenartig verrundet und mit Blenden eingefaßt, auch oben und unten mit zierlichen Knöpfen und Scheinknopflöchern besetzt, die sich ebenso auf den Aermelaufschlägen wiederholen. Der gestickte Schulterkragen



hat helles Seidenfutter. Der Gürtel geht von den Seitennähten aus; der Ausputz des schwarzen Tülltoquets besteht aus hochstehenden Schleifen und einer großen Rose.

Allerliebst ist das Kleid aus grauem Wollenstoff mit schwarzem Bortenbesatz und einem Latz nebst Kragen aus buntgemustertem Spiegelsammet, Figur 3. Den Ausschnitt umgibt eine kragenartige, in Zacken ausgeschnittene und mit Borte eingefaßte Garnitur, deren Ansatz ein mit Borte begrenzter Stoffstreifen deckt. Dieser schließt einen oben gleichfalls zackigen, ebenso geschmückten Einsatz ein, der sich scheinbar auf dem Rock fortsetzt. Zu beiden Seiten des Einsatzes zieren den Stoffstreifen auf der Taille kleine Goldknöpfe. Die engen Aermel haben zackenförmigen Bortenbesatz. Ein schwarzer Sammetgürtel umschließt die Taille.

An dem Kleide aus terrakottafarbenem Cheviot, Figur 4, ist eine neue Art von Verzierung verwendet, die in ausgeschlagenen, übereinanderliegenden Zacken aus heller schattirtem Tuch besteht. Die Taille hat vorn einen breiten, oben mit Zacken bedeckten Einsatz aus Tuch, über den sich pattenartige, mit dunklerer Seide gesteppte Theile aus Cheviot legen. Den aus Tuchzäckchen gearbeiteten Stehkragen bedeckt



zum Theil ein mäßig geschweifter, vorn abgerundeter Kragen aus Cheviot. An dem hinten mit 2 gegeneinandergekehrten Falten gearbeiteten, die Hüften eng umschließenden Rock befinden sich 3 schmale am unteren Rand 10 Zoll hoch mit Tuchzäckchen besetzte Tucheinsätze. Die beiden vorderen Rocktheile, sowie der Seitenrand des hinteren Rocktheils sind durchsteppt und mit Stickerei geschmückt. Die Zackengarnitur des Rockes und der Taille läßt sich natürlich nur in Tuch ausführen. — Sehr apart ist das mit Tuchauflagen und Mohairlitze verzierte Cape aus rothbraunem Tuch mit gleichfarbigem Damastfutter. Es hat vorn abgerundete Ecken und ist dreimal mit je einen halben Zoll breiten, nach der Form geschnittenen Tuchstreifen besteppt, zwischen denen der Stoff in gleichmäßigen Abständen eingeschnitten und mit glänzend schwarzer Mohairlitze durchzogen ist. Der Besatz bildet unten große, festonartige Bogen, hinten in der oberen Mitte eine herabfallende Spitze. Ein hoher, geschweifter Sturmkragen, der innen glatt mit Tuch bekleidet ist, begrenzt das Cape, das vorn durch Haken und Oesen über einer ca. 10 Zoll langen Untertrittleiste geschlossen wird; außerdem ist eine Spange zum Ueberknöpfen angebracht. Dem eleganten Cape und Kleid entspricht auch der fesche Hut aus langhaarigem schwarzem Seidenfilz mit einer Garnitur von schönen Straußfedern und Sammetrosetten. Zwei volle Straußfedern legen sich seitlich über die nur wenig aufgeschlagene Krempe, unter der sich die schwarzen Bandrosetten befinden. Diese sind auf einem, mit gleichem Sammet überzogenen Gazebügel befestigt, der auch dem Hut beim Tragen Halt verschafft.

— Nutzanwendung. „Sie haben den Zank zwischen den beiden Ehegatten mit angehört, Zeuge. Welchen Eindruck haben Sie dabei gewonnen?" — Zeuge: „Daß ich mein Lebtag nicht heirath', Herr Richter!"

— Der Pantoffelheld. A.: „Was haben Sie denn da für Photographien, die Sie so zärtlich betrachten?" — B.: „Ach, unter uns gesagt, es ist die Photographie meines Hausschlüssels!"

Ulm.

Aus der Zeit der alten Reichsstädte, der hochinteressanten Blütheperiode mittelalterlicher Städtecultur und -macht, hat das durch so manches Sprichwort bekannte Ulm sich bis in die Gegenwart einen großen Theil seiner interessanten Baudenkmale bewahrt. Einst eine mächtige Handelsstadt, ein großes Verkehrscentrum, der Hauptausgangspunkt der Donauschifffahrt nach Wien, hat die Stadt, welche durch die Eigenschaft als Festung in zahlreichen Kriegen Unglaubliches zu leiden hatte, ihre Lebenskraft und damit ihre alte Ueberlieferung stets bewahrt; sie hat sich, als eine der größten Garnisonen Süddeutschlands, entwickelt, soweit es die sie immer noch einschnürenden Festungswerke erlaubten; heute steht sie im Begriffe, diesen Ring zu durchbrechen und sich neuen Raum für die Entwickelung ihrer emporstrebenden Industrie zu schaffen.

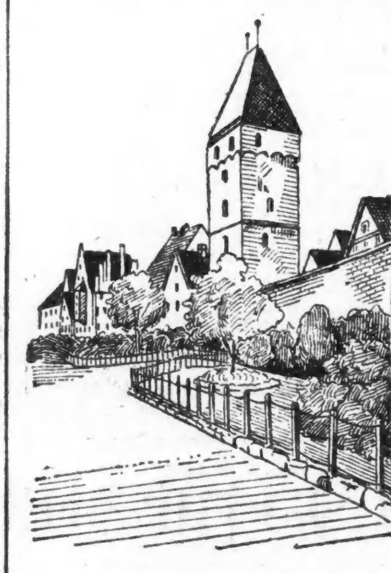


Südfront.

Aber dies hindert die alte Reichsstadt nicht, ihren urwüchsigen mittelalterlichen Charakter treu zu wahren; nach außen, an der Peripherie, wird sich die neue Stadt zu industrieller Blüthe entfalten; im Innern aber, in der sogenannten Altstadt, umgibt den Besucher nach wie vor das Gefühl, sich an einer Stätte von historisch hochinteressanter Vergangenheit zu befinden.

Scharf abgegrenzt ist die Linie, wo die alten Giebelhäuser aufhören, die engen und winkligen Gassen breiten, modernen Verkehrswegen Platz machen, wo die alten Patrizierhäuser ersetzt werden durch moderne Villen oder auch durch die unvermeidlichen Miethskasernen, und diese Linie ist es, welcher unsere Abbildungen entnommen sind. Es ist die Linie der sogenannten mittelalterlichen Befestigung.

Die Stadt Ulm, der es von ihrem Entstehen an beschieden war, eine Fe-



Der Metzgerthurm.

stungsstadt zu sein, hat eine Reihe der verschiedensten Befestigungsanlagen erhalten, deren Ueberreste mehr oder weniger noch vorhanden sind. Die vielen Wandlungen der Befestigungssysteme, welche in Ulm von der Römerzeit bis zur Gegenwart so ziemlich alle zur Ausführung kamen, gestalten die Stadt in dieser Hinsicht zu einer der interessantesten Deutschlands.

Aus der alten römischen Colonie entwickelte sich die Karolingische Pfalz und aus dieser wieder die sogenannte erste mittelalterliche Befestigung, welche die Hohenstaufenherzoge ausführen ließen und welche, dem damaligen Stile entsprechend, als die romanische Befestigung Ulms bezeichnet wird. Als späterhin das Geschlecht der Hohenstaufen auf den deutschen Kaiserthron kam, war Ulm öfters auf längere Zeit das kaiserliche Hoflager, und die Stadt genoß deshalb zahlreiche Privilegien. So weilten hier verschiedentlich die Kaiser Friedrich I. (Barbarossa), Friedrich II., sowie der letzte der Hohenstaufen, Konradin. Der besonderen Fürsorge der Hohenstaufenkaiser, welche der Stadt auch große Gebietserweiterungen verschafften, verdankten die damaligen Befestigungen ihre Entste-



Nordfront.

hung, und so wurde die zweite mittelalterliche und gothische Befestigung ausgeführt, von welcher unsere Bilder einige noch erhaltene Bauten darstellen.

Der Ausbau dieser Festungswerke dauerte bis zum Ende des 15. Jahrhunderts; sie bestehen aus starken und hohen Mauern, von Zinnen gekrönt, davor breite und tiefe Wassergräben oder auch eine zweite Mauer, so daß der sogenannte Zwinger, wie der Zwischenraum zwischen beiden Mauern genannt wurde, entsteht. Hohe Thürme mit Erkern und sonstigen kleinen Anbauten unterbrechen die langen Linien dieser Mauern und schützen die unter ihnen hindurchführenden Thore.

Die Stürme mehrerer Jahrhunderte mit zahlreichen Belagerungen haben natürlich an diesen Werken gar vieles verändert. Schon zu Dürer's Zeiten wurden wieder neue Werke vor den alten gebaut und die letzteren theilweise abgebrochen, und so verschwand Jahr für Jahr ein Stück der mittelalterlichen Befestigung nach dem andern.

Am schmerzlichsten empfindet der Freund alter Architektur die Zerstörung der Thürme und Thore, welche dem Ganzen einen landschaftlichen Reiz verleihen; von über dreißig star-



Zündelthor.

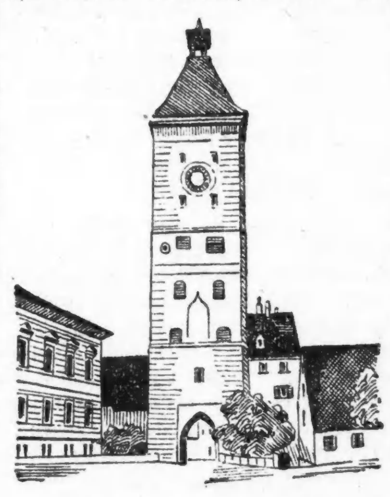
ken Thürmen mit Bollwerken und sonstigen Nebenanlagen sind nur noch drei erhalten.

Eines unserer Bilder zeigt die alte Südfront der mittelalterlichen Befestigung, welche die Donau als nassen Graben benutzte.

Im Lauf der Zeit hat sich das Bett der Donau durch Anschwemmung erheblich verändert, so daß jetzt die alte Stadtmauer nicht mehr vom Flusse bespült wird, sondern durch einen breiten Streifen Landes von ihm getrennt ist.

Hier steht einer der drei noch erhaltenen Thürme, der „Metzgerthurm".

Im Laufe der Jahrhunderte hat er sich allmälig etwas geneigt, und es ist zu befürchten, daß dieser Umstand auch ihm einst das Leben kosten wird. Die



Der „Gänsthurm".

Krone der Mauer bildet hier eine Promenade, einen der schönsten Spazierwege am Ufer der Donau. Ein weiteres Bild zeigt einen Theil der Nordfront; hier ist der nasse Graben ausgefüllt worden, und an seiner Stelle erhebt sich eine breite Ringstraße mit schönen Anlagen. Ihr nördlicher Rand ist mit modernen Neubauten besetzt; der südliche zeigt noch die alte Mauer, welche hier mit kleinen Wohnungen gekrönt ist, den sogenannten Grabenhäuschen. Diese Grabenhäuschen wurden Anfangs des 17. Jahrhunderts auf der ganzen Stadtmauer erbaut, um als „Soldaten-Losamenter" die Garnisonssoldaten aufzunehmen, welche die Stadt Ulm in Anbetracht der kriegerischen Zeiten zur unmittelbaren Sicherung der Stadt hielt.

Ein Bild stellt den alten „Seelthurm", jetzt „Zündelthörle" genannt, und den „Gänsthurm" dar. Dieser Art sind die hauptsächlichsten Ueberreste der Befestigungen einer längst vergangenen Zeit, einer der Hauptglanzperioden der alten Reichsstadt. Von den Friedensbauten im Innern der Altstadt, welche aus jener Zeit stammen, ist auch noch manches Schöne und Interessante erhalten und wird hoffentlich erhalten bleiben, so daß das alte Ulm seinen interessanten Charakter und seine sprichwörtliche Gemüthlichkeit nicht verliert, auch wenn es sich einst zu einer modernen, großen Industriestadt entwickelt haben wird.

Auf der Hochzeitsreise.



Postillon (sich umwendend zu einem sich beständig küssenden Hochzeitsreisepaar): „Bitt schön, meine Rösser glauben alleweil, i schnalz mit der Zung. Wenn S' net aufhören, gengen s' durch."

Vom Regen in die Traufe.



Landwirth (gutmüthig): „Herr Bürgermeister, Sie sind gewiß hundsmüd'!"

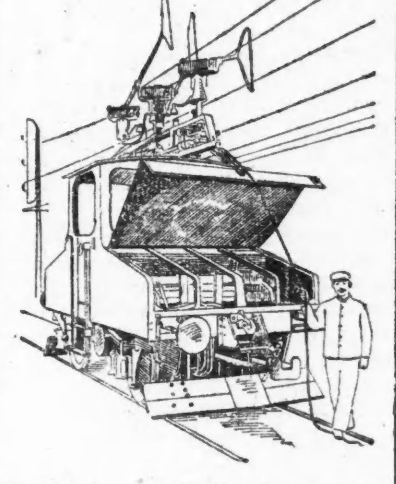
Bürgermeister (sich den Schweiß von der Stirne wischend): „Aber, Herr Wirth, so spricht man doch nicht zum Bürgermeister!"

Wirth: „Nehmen Sie es nicht übel, Herr Bürgermeister, ich meine nur, weil Sie so saumäßig schwitzen!"

Mit Elektrizität.

Der elektrische Bahnbetrieb in den Städten hat sich so bewährt, daß sich wie von selbst der Wunsch einstellte, ihn auch zum Verkehr zwischen den Städten einzuführen — kurz, elektrische Fernbahnen zu schaffen! Dafür sprechen mehrere gewichtige, vorzüglich wirthschaftliche und hygienische Gründe. Deshalb hat man die Verwendung von Elektrizität statt der Dampfkraft zum Betrieb von Vollbahnen jetzt überall ernsthaft in Erwägung gezogen, und eine größere Zahl von kleineren Anlagen ist bereits in Europa und in Amerika im Betrieb oder befindet sich im Bau. Man kann in der That behaupten, daß für kürzere Linien der elektrische Betrieb, auch für schwere Züge, bereits gelöst ist. Nunmehr wenden sich die Techniker der Construktion und dem Ausbau von Motorwagen und elektrischen Lokomotiven zu, die dem Fernverkehr zu genügen vermögen.

Umfangreiche Versuche in diesem Sinn sind seit April dieses Jahres in Berlin auf die Zweigbahn Gesundbrunnen — Lagerhof angestellt. Diese Strecke wurde absichtlich gewählt, damit sich möglichst viele Schwierigkeiten darbieten. Steigungen sind dort zu überwinden, Straßenübergänge zu nehmen, und der Ausblick ist für kurze



Maschine mit Umformern.

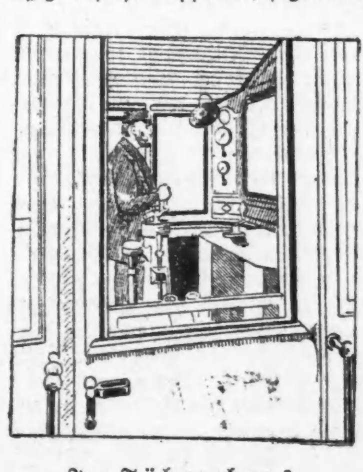
Entfernungen durch scharfe Krümmungen behindert. Bei schneller Fahrt dürfen die Signale auf der Strecke keinen Augenblick ruhen.

Die elektrische Vollbahnlokomotive für den Fernbetrieb, die auf dieser Strecke ausgebildet wurde, bewegt sich auch bei höchster Geschwindigkeit mit überraschender Ruhe und gehorcht mit absoluter Sicherheit dem Eingreifen des Führers. Frappant ist der äußere Unterschied zwischen den elektrischen Lokomotiven und den Dampflokomotiven. Statt des schwarzen, rußigen und unwirthlichen Führerhauses der alten Lokomotive besitzen die neuen Maschinen einen kleinen eleganten Salon, der in dem Exemplar, das unser zweites Bild zeigt, sogar spiegelbelegte Wände aufzuweisen hat.

Die elektrischen Bahneinrichtungen, von denen wir bisher handelten, werden, wie auch die Straßenbahnen, durch Gleichstrom betrieben. Dieser Strom fließt, wie der Name es ja auch schon deutlich ausdrückt, immer nach der gleichen Richtung, wie etwa eine bewegte Wassermenge in einer in sich geschlossenen Röhrenleitung.

Die Stromzuleitung starker elektrischer Ströme, besonders über weite Strecken, ist aber mit dem Gleichstrom nicht ausführbar. Dazu bedient man sich der verketteten Wechselströme: des sogenannten Drehstroms.

Man kann ihn unter sehr hohem Druck und ohne wesentlichen Verlust fortleiten. Je höher der Druck ist, um so gewaltiger ist auch die Leistung; genau wie bei einer Wasserleitung! Man kann ferner seinen Druck (Spannung) an beliebiger Stelle durch verhältnißmäßig einfache Apparate, sogenannte



Im Führerhaus.

Transformatoren, auf jede beliebige Spannung umformen. Das ist deshalb von Bedeutung, weil Ströme von hoher Spannung sehr gefährlich sind und es daher häufig nothwendig oder rathsam erscheint, sie auf solche von geringerer Spannung zu transformiren.

Eine der wichtigsten Aufgaben, um deren Lösung die Techniker sich jetzt bemühen, ist die Erzielung größerer Geschwindigkeiten für den Fernverkehr, als es bisher möglich war. Die Dampflokomotive erreicht, mit wenigen besonders günstigen Ausnahmen, nur eine praktische Höchstgeschwindigkeit von etwa 60 Meilen in der Stunde. Für den elektrischen Betrieb ist man jetzt mit Recht zu der Anschauung gelangt, daß die doppelte Geschwindigkeit in der Stunde durch Motorwagen oder Lokomotiven wohl zu erreichen ist.

Um die nothwendigen technischen Unterlagen für elektrische Fernbahnen, die mit sehr hochgespanntem Drehstrom arbeiten, zu gewinnen, sind auf Anregung von Wilhelm von Siemens erfolgreiche Versuche angestellt worden. Sie wurden auf der drei Kilometer langen Versuchsbahn zu Groß-Lichterfelde und Zehlendorf ausgeführt. Das Neue in diesen Resultaten liegt darin, daß es zum ersten Mal gelang, einen sehr hochgespannten Drehstrom direkt zur Lokomotive zu leiten und ihn auf dieser selbst auf eine solche Spannung umzuformen, wie es zum Betrieb der Motoren nothwendig ist. Es gelang ferner, solche Stromabnehmervorrichtungen auszubilden, die es gestatten, den hochgespannten Drehstrom auch bei Geschwindigkeiten, die 90 Meilen überschreiten, von den Zuleitungsdrähten abzunehmen. Die neue Siemens'sche Lokomotive giebt mit ihren Transformationseinrichtungen eine Vorstellung von den Fahrzeugen der Zukunft, die dem Schnellverkehr dienen.

Von den Projekten, die die Ausnutzung der Wasserkräfte im Interesse des Bahnbetriebs planen, wollen wir hier nur des größten gedenken, das bereits in Angriff genommen wurde und im nächsten Jahre verwirklicht sein dürfte. Es handelt sich um die beiden 130 Kilometer (ca. 90 eng. Meilen) langen italienischen Bahnlinien Lecco-Collico-Sendrio und Collico-Chiavenna, die augenblicklich noch mit Dampf betrieben werden. Die adriatische Eisenbahngesellschaft hat die Erlaubniß erhalten, von einem Wasserfall der Adda, der nahe der Brücke von Desco niedergeht, die nothwendigen Wassermengen abzuleiten. Der Wasserstrom gelangt dann durch einen Tunnel von 5 Kilometer Länge nach Morbegno, wo eine elektrische Centrale die 10,000 verfügbaren Pferdekräfte in Drehstrom umwandelt. Der Drehstrom, der unter einer beispiellos hohen Spannung (15,000 Volt), als sie bei den elektrischen Stadtbahnen wirkt, der ganzen Bahnlinie folgt, wird auf eine geringere Spannung umgeformt und gelangt zu den Motorwagen und Lokomotiven. Die Anlage wird nach der Vollendung die erste große Eisenbahn mit Drehstrombetrieb sein, die sich auf der Erde befindet.

Verlobt.

Die jugendliche Königin Wilhelmina von Holland hat sich mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin verlobt. Die königliche Braut ist am 31. August 1880 geboren. Sie folgte in der Regierung ihrem am 23. November 1890 verstorbenen Vater, dem König Wilhelm III., unter Vormundschaft ihrer Mutter, der Königin Emma, geb. Prinzessin zu Waldeck und



Königin Wilhelmina.

Pyrmont, und übernahm die Regierung mit ihrer Großjährigkeit am 31. August 1898. Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin ist am 19. April 1876 geboren und ein Halbbruder des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Er ist Oberlieutenant à la suite des Garde-Jäger-Bataillons in Potsdam und des Großherzogl. Mecklenburgischen Füsilier-Regiments No. 90.

Die Aerztin.



Freundin: „Du bist natürlich Frauenärztin — wie geht denn die Praxis?"

Junge Aerztin: „Massenhaft wollen die — Männer von mir behandelt werden."

Nach der Sommerfrische.



„Ihnen sieht man es an, daß Sie heuer noch nicht auf Urlaub waren!"

„Wieso?"

„Weil Sie so gut aussehen!"

Das rothe Kreuz.

Trotz der Trefflichkeit des Sanitätswesens in der deutschen Armee ist dasselbe außer Stande, den ungeheuren Ansprüchen, welche die Pflege der Kranken und Verwundeten im Felde stellt, zu genügen, und es muß auf die opferwillige Hilfe von Privatpersonen



Anschar-Schwestern.

sowie Vereinen rechnen. Diese Hilfe ist auch bei der China-Expedition sofort angeboten worden und außer anderen Freiwilligen haben sich Schwestern des Anschar-Krankenhauses in Kiel auf den Kriegsschauplatz begeben, um das Ihrige zur Linderung der Leiden beizutragen.

Ein Barometer.



„Nu' sag' 'mal, Itzig, warum läßt Du denn hängen Deinen Schnurrbart so trübselig nach unten?"

„Gott der Gerechte; wie heißt, hab' ich gemacht Pleite, und werden sagen die Leute: hat der Itzig wieder gemacht ein Geschäft, wenn ich trage den



Schnurrbart nach oben!"

Warum nicht.



Banquier (der auf der Spitze eines Berges erschöpft ankommt, betrachtet die Landkarte und findet, daß er sich auf einer Höhe von 950 Metern befindet): „Gott der Gerechte, seufzt er, bin ich gestiegen auf 950, warum sollen nicht auch steigen die Aktien, was ich hab' in meiner Kassa, auf 950?!"

Umsonst.



(Das Publikum applaudirt einem Komiker, der ein jüdisch-satyrisches Couplet vorgetragen.) Silberstein: „Sarah, klatsch, damit mersch uns nich anmerkt!"

Respektsperson.



Schneider Zupferl (welcher als Gemeindediener gewählt wurde, zu seiner Frau): „... Und höft's weißt, Bärbel; wenn Dich von jetzt ab noch amal an mi' vergreifst, is dös a' Beamtenbeleidigung!"

Lord Rowtons „Hotel für die Armen.“

Ein gelungenes Experiment in praktischer Philanthropie.

Von Alfred Tarn (London).

Eine der schwersten und ernstesten Fragen, welche der englische Sozialpolitiker zu lösen hat, ist die: Wie kann man der stetig steigenden Wohnungsnoth steuern? In allen großen Städten ist dieses Problem ein schwieriges; aber nirgends wohl hat der wachsende Mangel an Heimstädten zu so barbarischen Zuständen geführt wie in London. Unendlich Vieles ist in den letzten 25 Jahren für die Verschönerung und Sanirung der Stadt gethan worden; Hunderte von engen, winkligen Gassen mit ihren schmutzigen verfallenen Häusern, den entsetzlichen „Slums“, sind verschwunden und haben schönen, breiten Straßen mit stattlichen, oft palastähnlichen Häusern Platz gemacht, wo Licht und Luft und Reinlichkeit zu finden sind. Aber gerade dadurch sind wieder in anderen Vierteln haarsträubende Zustände geschaffen worden, denn die aus ihren Höhlen vertriebene Bevölkerung kann von ihrer Erwerbsquelle nicht weit fort wandern und drängt sich nun in der Nähe ihrer früheren Wohnungen auf entsetzliche Weise zusammen.

Seit lange haben sich nun praktische Männer mit der Frage der Uebervölkerung beschäftigt, und Vieles ist zur Milderung des furchtbaren Uebels geschehen; ich erwähne nur die aus den Mitteln der Peabody-Stiftung und die vom Londoner Grafschaftsrath errichteten Musterhäuser, wo für Licht, Luft und Reinlichkeit Sorge getragen wird, und wo viele arme Familien ein anständiges, verhältnißmäßig billiges Heim finden. Für den einzelnen, unverheiratheten Mann der Arbeiterklasse aber, für den schlecht besoldeten Beamten, Kommis, Schreiber und andere arme Junggesellen ist die Wohnungsfrage durch den Menschenfreund Lord Rowton ihrer Lösung näher gebracht worden.

Lord Rowton hat sich vor Jahren durch den Augenschein von dem menschenunwürdigen Dasein überzeugt, zu dem der gemeine Mann verdammt ist, der ohne Familie eine schmutzige Wohnstätte als Einlieger bei armen Familien oder in den ekelhaften Pennen zu suchen gezwungen ist. Die Frucht dieser Forschungsreise durch das „Inferno“ von London war die Idee, ein Hotel für die Armen zu gründen, wo der unverheirathete Mann nicht nur eine anständige, reinliche Wohnung, sondern auch alle Bequemlichkeiten eines Heims und selbst einen beträchtlichen Theil des Luxus eines Clubs finden solle, nicht umsonst — der englische Arbeiter haßt die Annahme von Almosen — sondern für einen Preis, den jeder nicht absolut Unbemittelte und Arbeitsunfähige leicht von seinem Lohn erschwingen kann.

Und diese Idee führte er aus; im Jahre 1893 konnte er sein erstes Hotel eröffnen, einen Riesenbau von sechs Stockwerken, den er mit einem Kostenaufwand von 30,000 Lstrl. ($150,000) hatte bauen und einrichten lassen. Der Erfolg überstieg jede Erwartung. Schon wenige Wochen nachher war keins von den 475 Zimmern unbesetzt und allnächtlich mußten Viele abgewiesen werden, die gern in das gastliche Haus eingekehrt wären. Die Folge war, daß der Lord, der nur beabsichtigt hatte, eine segensreiche Stiftung zur Besserung des Looses seiner armen Mitmenschen zu gründen, ein gutes Geschäft machte und sein Kapital gut verzinst fand; so wohl war Alles geplant, so solide Alles eingerichtet; so groß war das Bedürfniß, dem er hatte entsprechen wollen.

Der Erfolg ermuthigte zu neuen Unternehmungen; Lord Rowton bildete nun eine Aktiengesellschaft „The Rowton House Company“ mit einem Kapital von 250,000 Lstr. (ungefähr 1¼ [Mil]lionen Dollars). Von erfahrenen Sozialpolitikern umsichtig und energisch geleitet, setzt diese Gesellschaft unter dem Präsidium von Lord Rowton und Sir Richard Farrant das begonnene Werk fort. Schon sind vier dieser Hotels eröffnet, das zweite mit 677 Betten in Kings Croß, das dritte für 805 Gäste eingerichtet in Newington, das vierte mit 800 Betten in Hammersmith und bereits plant Sir Richard den Bau eines neuen für alleinstehende Frauen und Mädchen, die sicher ebenso und mehr noch als die Männer ein Heim willkommen heißen werden, das in allen wesentlichen Merkmalen einem Westend-Klub gleicht.

Besuchen wir nun eines dieser Hotels, und zwar als gewöhnlicher Gast; wir werden die Einrichtungen besser verstehen lernen und interessantere Charakterstudien machen, als wenn wir uns als „intelligente Ausländer“ einen Erlaubnißschein zur Besichtigung verschafften.

Wir sind frühe gekommen, brauchen daher nicht lange zu warten, haben unsere fünfzig Pfennig erlegt, die Kontrolle passirt und befinden uns am Eingang zu dem geräumigen Speisesaal, der an 400 Gäste zu gleicher Zeit zu fassen vermag. Alles zeugt von der größten Sauberkeit; den Fußboden bildet ein Parket von Eichenholz, die Wände, mit weißen und blauen glasirten Ziegeln belegt, sind mit vorzüglichen Stichen und Bildern verziert. An jedem Ende ein mächtiger Herd; in der Mitte das Buffet, wo alle möglichen, fertigen Speisen den Appetit reizen und um ein Spottgeld zu haben sind. Eine kleine Berechnung zeigt, daß in diesem Hotel ein mäßiger Mann mit 10 Mark (etwas über $2) per Woche reichlich zu leben hat. Niemand aber ist gezwungen, die bereiteten Speisen zu kaufen; die vorhandenen Kochapparate stehen Allen zur Verfügung, Jeder mag sich die mitgebrachten Lebensmittel selbst bereiten: da sind Bratpfannen, Röste, Töpfe; große Becken zum Waschen des Gemüses finden sich in einem Nebenzimmer, wo auch heißes Wasser zum Kochen des Thees oder Kaffees zu haben ist. Und um's Aufwaschen des Geschirrs braucht der Gast sich auch nicht zu kümmern; wenn er seinen Appetit an den reinlichen Tafeln gestillt hat, steht es ihm frei, sich nach dem Rauchzimmer zu begeben, um bei einer Pfeife und der Unterhaltung mit seinen Bekannten die Lasten und Mühen des Tages zu vergessen, oder sich am Domino, Schach- oder Damenspiel zu ergötzen. Andere ziehen vor, im Lesezimmer eines der zahlreichen Morgen- und Abendblätter, eine Wochen- oder Monatsschrift zu studiren; in der reichen Bibliothek findet sich eine große Auswahl an Lektüre, Romane und Gedichte, alle englischen Klassiker, Reiseberichte und nationalökonomische, praktische Werke. Wer unter solchen Umständen seinen Abend nicht zufrieden und heiter zu verbringen vermag, nun — der gehört eben nicht nach Rowton House. Denn hier geht Alles ordentlich und anständig zu; kein Fluchen und Schimpfen, kein Zank und Streit, keine Trunkenheit. Hier herrscht neben die rechte Freiheit, daß Jeder thun und lassen darf, was er will, solange es mit dem Wohlbehagen seiner Mitgäste vereinbar ist.

Und die Gesellschaft? Wie es dem Zweck des Gründers entspricht, besteht sie zumeist aus Arbeitern, anständigen, ehrsamen Männern; aber alle möglichen Klassen sind vertreten, Aristokraten, die sich im Spielsaal oder auf den Rennplätzen ruinirt haben; durch die Trunksucht heruntergekommene frühere Offiziere, Richter, Rechtsanwälte; verkrachte Bankiers; aus der Kirche verstoßene Geistliche: kurz alle jene problematischen Existenzen, die durch eigene Schuld oder Schwäche oder durch das Geschick aus ihrer früheren Sphäre verschlagen sind, finden hier ein angenehmes Obdach, sofern sie nur noch einen gewissen Grad von Selbstachtung und Ehrbarkeit sich bewahrt haben. Dazu die große Zahl abgedankter Ladendiener und kleiner Beamten; denn bei der kolossalen Konkurrenz ist man in London bald abgedankt. Groß ist die Zahl derer über Vierzig, die sich die Haare färben, aus Furcht keine neue Stelle zu finden oder die alte zu verlieren.

Doch es wird spät, eine halbe Stunde nach Mitternacht werden die gemeinsamen Rauch- und Lesezimmer geschlossen. Indem wir die Treppen nach unserm Schlafzimmer hinaufklimmen, machen wir die Bemerkung, wie sauber und solid Alles gebaut ist. Wir haben unsere Kabine erreicht, einen wohlgelüfteten Raum, von siebeneinhalb Fuß Länge bei einer Breite von 6 Fuß; wie alle andern von der nächsten durch eine 6½ Fuß hohe Scheidewand getrennt. Eine gute eiserne Sprungfeder-Bettstelle mit Roßhaarmatratze, reinlichen Laken, Decken und einer Steppdecke ladet zur Ruhe ein; an den Wänden finden wir genügend Kleiderriegel und Gestelle für unsere Siebensachen; den Schlüssel zur Kommode bekommt aber nur, wer mindestens für eine Woche miethet.

Ein solches Zimmerchen nun nennt der Gast sein eigen für die Nacht; da darf Niemand ihn stören, selbst die hochmächtige Polizei darf da nicht hineinleuchten mit ihrer Blendlaterne. Spätestens neun Uhr Morgens aber muß er es wieder verlassen. Dann steigt er hinunter nach dem im Kellergeschoß befindlichen großen Waschzimmer, wo 80 Waschbecken mit kaltem und warmem Wasser nebst Seife und Handtüchern den sich für ihr Tagewerk rüstenden Gästen zur Verfügung stehn; wer 10 Pfennig (2 Cents) übrig hat, kann sich dafür den Luxus eines Vollbades gönnen. Mit rührender Rücksicht auf alle möglichen Bedürfnisse ist für die Armen gesorgt. Wer nur ein Hemd, ein Paar Strümpfe u. s. w. besitzt, findet ein besonderes Zimmer, wo er ungenirt seine Wäsche vornehmen und warten kann, bis das unentbehrliche Kleidungsstück wieder trocken ist; daneben sind Räume zum Schuh- und Kleiderputzen eingerichtet; und als besondere Wohlthat werden die Fußbadewannen empfunden, die namentlich am Abend viel benutzt werden; da sitzen oft stundenlang ganze Reihen der müden Wanderer, ihre Pfeife rauchend und plaudernd, die wunden Füße im kühlen Wasser erquickend. Kurz Alles ist auf's Praktischste und Umsichtigste eingerichtet: wo so viel Anreiz und Gelegenheit zur Säuberung der Person und der Kleidung geboten wird, da wird Reinlichkeit bald ein Bedürfniß.

Und nun das Tagewerk dieser Männer, die sich in dem gastlichen Hause zu neuen Mühen gestärkt haben? Wie erwerben sie ihren Lebensunterhalt? Die meisten der beständigen Gäste haben ihre regelmäßige Arbeit; andere suchen zu finden, was sie können. Die Einen bleiben hier im gemeinsamen Zimmer und fertigen Kopien und andere schriftliche Arbeiten an. Dort der Mann, ein Aristokrat, der in 3 Jahren 50,000 Lstr. ($250,000) durchgebracht hat, adressirt Briefkouverts, das Tausend zu Mk. 3.50 (87 Cts.); hier ein früherer Rechtsanwalt, der drei Vermögen verjubelt hat, schreibt Bettelbriefe oder andere Dokumente für 20 Pfg. (4 Cts.) das Stück, nachher geht er mit Stiefelschnüren auf der Straße hausiren. Dieser siebzigjährige Arzt, der einst eine glänzende Praxis im Westend hatte, bis er sich durch einen Skandal unmöglich machte, läuft den Tag über in der armen Nachbarschaft umher und ertheilt für 20 Pfg. Konsultationen mit 2 Pillen als Gratiszulage. Ein anderer ständiger Gast, ein ausgezeichneter Gelehrter und einst ein geschätzter Lehrer an der Universität Oxford, übersetzt 6 Seiten Horaz und löst 16 mathematische Probleme für 25 Pfg.; seine Schüler findet er unter der armen, aber strebsamen Jugend, die sich auf ein Examen vorbereitet, das sie zu höheren Dingen führen soll. Und wie der alte Garde-Oberst seinen Unterhalt erwirbt, er, den wir beim Frühstück bemerkten, weil ihm die Loyalität so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er selbst seine Tasse Kaffee nicht an die Lippen zu führen vermochte, ohne das herkömmliche: „Die Königin, Gott segne sie und Tod den Feinden des Vaterlandes!“ zu murmeln — ja der Himmel mag wissen, wovon der lebt. Zum „Jehu“, zum Droschkenkutscher scheint er zu alt und zu trunksüchtig, leider! — sonst ist das Gewerbe ja oft die letzte Zuflucht herabgekommener Aristokraten und Offiziere.

Wir verlassen Rowton House mit Bewunderung für den Lord, der es in's Leben gerufen, und für den praktischen Sinn, der das Unternehmen zu so glänzendem Erfolge geführt. Wo die Philanthropie den Armen solche Wohlthaten spendet und zugleich noch 4½ Prozent Dividende abwirft, da darf uns um das weitere Resultat nicht bange sein.

Mit Christian De Wet.

Ein Rotterdamer Blatt veröffentlicht eine Schilderung von einem Soldaten, der die Züge De Wets mitgemacht hat. Es handelt sich um die Einnahme eines Eisenbahnzuges in Roodeval. Die Erzählung entrollt ein Bild von den schrecklichen Formen, die der Krieg in der letzten Zeit angenommen hat. Wenn die Kriegführung der Boeren in der naiven Schilderung ein wenig wild erscheint, wird dazu bemerkt, so ist daran zu erinnern, daß sie den Krieg zuerst ritterlich geführt haben und daß sie von den englischen Soldaten in der Kunst Beute zu machen unterrichtet worden sind. Ferner richten sich die Thaten der Boeren gegen Dinge, sie haben einen Zug mit Kaufmannswaaren und Munition verbrannt, während die ihrer Gegner sich gegen Menschen und bewohnte Farmen richten.

In der Erzählung heißt es: De Wet hatte die Nachricht erhalten, daß ein von 240 englischen Soldaten geleiteter Zug von 68 Wagen sich auf dem Bahnhof von Roodeval befand. Obgleich er nur 80 Mann bei sich hatte, umstellte er in der Nacht vom 5. zum 6. Juni mit seinen Leuten den Bahnhof, ohne vom Feinde bemerkt zu werden. Die „Rooinek's“ ahnten nichts. Beim ersten Morgengrauen fielen die Schüsse hageldicht auf sie, so daß die „Khakis“ wie aufgescheuchte Hühner den Kopf verloren. Nach halbstündigem Kampfe wurde die weiße Fahne gehißt. Wir hatten weder Todte noch Verwundete, während die Feinde 40 Todte und 60 Verwundete hatten. Nachdem die weiße Fahne gehißt war, kamen unsere Leute aus ihren Deckungen hervor und untersuchten die gemachte Beute. Der Zug enthielt 30,000 vollständige Winteruniformen, 2000 Lyddithomben, 2000 Briefsäcke und eine ungeheure Menge Tabak, Zigaretten, Getränke und hundert andere Gegenstände. De Wet entwaffnete natürlich zuerst die Engländer und dann ging's an die Plünderung! In einigen Augenblicken waren Hunderte von Kasten erbrochen und die 2000 Briefsäcke aufgeschnitten. Die Briefe wurden erbrochen, nach Geld oder Banknoten durchsucht und dann weggeworfen. Baargeld wurde wenig gefunden, jedenfalls nichts von der Million Pfund Sterling, von der die englischen Blätter sprachen; oder wenn sie vorhanden gewesen ist, so muß sie mit dem Uebrigen in die Luft geflogen sein. Beträchtlich war die Menge der Khakianzüge für den Winter. Für uns war es ein unverhoffter Fund, daß Jeder einen vollständigen neuen warmen Anzug erhielt. Jeder entledigte sich ohne Weiteres seiner alten Kleider und tauschte sie gegen ein wollenes Khakikostüm ein. Sobald der Zug genommen war, hatte De Wet Boten abgeschickt, um die anderen Kommandos von unserem Funde zu benachrichtigen, und diese zögerten nicht, zu uns zu stoßen. Während wir ihre Ankunft erwarteten, wurde einigen guten Flaschen Champagner der Hals gebrochen, und wir tranken einen ausgezeichneten “Extra Dry,” der als persönliches Geschenk für Lord Roberts von einem seiner Bewunderer bestimmt war. Natürlich haben wir auch nicht verfehlt, auf die Gesundheit des alten Marschalls zu trinken. Dann aber brachten wir unserm tapfern Christian De Wet drei Hurrahs aus! Jeder von unsern Boeren füllte nun zunächst seine Taschen mit Vorräthen, wobei der Tabak und die Zigaretten nicht vergessen wurden. Wer noch ein Packpferd bei sich hatte, lud ihm soviel auf, wie es nur tragen konnte. Unsere Ochsen- und Maulthierwagen waren angekommen, wurden mit Lee-Metford-Gewehren, Kartätschen und Munitionen beladen, und ein anderer Theil wurde eine Strecke davon eingegraben, um später benutzt zu werden. Als alles fertig war, rief unser Christian: „Und jetzt, Kinder, wollen wir uns amüsiren und ein schönes Feuerwerk zur Feier unseres Erfolges heute morgen abbrennen. Aber zunächst gehe Jeder ohne Ausnahme Holz schneiden.“ In kurzer Zeit kamen neunzehn Wagen mit Holz auf dem Bahnhof an, und ein ungeheurer Holzstoß wurde errichtet. Dann kam die Reihe an die Briefe. Arme Tommies! Alle Eure “feelings” und alle Eure “greetings” flogen auf den Holzstoß! Wie schade! Ein gefangener englischer Kapitän, der Zeuge dieser Vorbereitungen zur Zerstörung war, konnte seine Wuth nicht verbergen und schrie alle Augenblicke: „Welche Ruchlosigkeit! Welch' Skandal!“ „Sie meinen?“ antwortete ihm De Wet. „Wissen Sie, was ein Skandal ist? Unsere Farmen verbrennen, unsere Frauen und unsere Kinder mißhandeln, und sie ganz nackt in den Veld jagen!“ Als die 2000 Säcke ausgebreitet waren, wurden die zerbrochenen Kisten aufgehäuft und darüber die Khakiuniformen und was von Tabak und den Zigaretten übrig blieb, geworfen. Hier und dort legte man auf den Haufen Lydditbomben und streute über das Ganze Knallpulver. Wer der Explosion einer einzigen Lydditbombe beigewohnt hat, wird sich eine schwache Vorstellung davon machen können, was die Wirkung dieser zweitausend „Konservenbüchsen“ sein mußte! Ein Lauffeuer wurde vorbereitet, eine Lunte daran gelegt, die in einer halben Stunde abbrennen mußte, so daß wir genügend Zeit hatten, uns hinter einem der Kopjes zu decken. Voller Erregung erwarteten wir die Wirkung. Plötzlich trat eine schreckliche Explosion ein, und eine Feuersäule von mehreren hundert Meter Höhe erhob sich gen Himmel. Es war ein Vulkanausbruch. Bäume, Dächer und Mauern des Bahnhofs, Waggons und Schienen, alles flog in die Luft und fiel in kleinen Stücken mehrere hundert Meter weit nieder. Einige kleinere Explosionen folgten dieser ersten, es waren die Petroleumfässer, die jetzt sprangen.“

Verzeihen Sie, meine Herren!

„Das kann jedem passiren, aber wem es just passirt, dem . . .“ Herr William Schweintz kam nämlich spät Abends in Paris am Ostbahnhof an und wollte nächsten Morgen weiterreisen. Er suchte Nachtquartier in einem nahe gelegenen Hotel, doch war leider kein Zimmer frei. Auf vieles Zureden seines Gastes wies ihn endlich der Wirth in ein Zimmer, dessen Miether auf einige Tage verreist war und erst am nächsten Vormittag zurückerwartet wurde. Aber kaum hatte Herr Schweintz den ersten Schlummer genossen, als der Inhaber seiner Stube heimkehrte und Herr Schweintz betrübt hinaus mußte in die Nacht, auf die Straße. Zum Glück war in der Nähe noch ein Bierhaus offen, und bei bayerischem Bier, in Gesellschaft zweier netter junger Männer, die er dort traf, tröstete sich Herr Schweintz über die verlorene Nachtruhe. Als der Morgen dämmerte, brach die Gesellschaft auf. Herr Schweintz griff nach seinem Koffer, befühlte seine Taschen und — vermißte erschreckt seinen Geldbeutel mit 450 Franken Inhalt. Er war bestohlen, und nur die zwei netten jungen Leute konnten die Diebe sein. Schutzleute brachten die Diebe und Schweintz zur Polizei. Der Kommissar bezweifelte aber die Schuld der jungen Männer und machte den Vorschlag, erst noch einmal im Hotel nachzufragen, das Herr Schweintz schlaftrunken verlassen hatte. Und der Kommissar hatte Recht. Im Bette unter dem Kopfpolster hatte man die Geldtasche gefunden und stellte sie sofort Herrn Schweintz zurück. Nun aber fühlte der Glückliche das dringende Bedürfniß, die einstweilen auf dem Polizei-Bureau internirten Biergenossen um Entschuldigung zu bitten. „Nichts leichter als das,“ meinte der Kommissar. „Warten Sie hier am Hause ich werde die Herren sofort frei lassen.“ Nach einer Weile erschien Herr Schweintz abermals bei dem Herrn Kommissar. Er hatte jetzt eine blutige Nase und stark geröthete Backen. „Ach, die Herren haben meine Entschuldigung sehr böse aufgenommen,“ seufzte er. Es war richtig. Die jungen Herren wollten nicht zum Spaße verhaftet worden sein und hatten ihn ganz ausgezeichnet verhauen. „Sehen Sie! Man soll vorsichtig sein mit seinen Behauptungen, aber noch vorsichtiger mit dem Entschuldigen,“ meinte der Kommissar. Und mit diesem sehr anfechtbaren Trost im Herzen wanderte Herr Schweintz zum Bahnhof, um wieder die Heimreise anzutreten.

— Blos. — „Is wahr, Herr Rembold, beim Ochsenwirth drunt' hät'en's gestern an umbracht?“ — „Da woaß i nixen — beim Raufen hat bloß oana die „Gesinnung“ verloren!“